Der Bildschnitzer vom Achensee.

Zweiter Band.

Der

Bildschnitzer vom Achensee.

Roman

von

Robert Schweichel.

Zweiter Band.

Berlin, 1873.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Eine verhängnißvolle Nacht.

Aloys Staudach war keine grübelnde Natur. Verwirrungen, die durch Nachdenken gelöst werden mußten, machten ihn ungeduldig und reizbar. Nun war er seit seiner Rückkehr in die Heimath aus einer Verwirrung in die andere gerathen und in der verhältnißmäßigen Unthätigkeit, zu welcher der Winter den Landmann nöthigt, war sein Zustand der unerfreulichste gewesen, den man sich vorstellen kann. Mit um so größerer Ungeduld hatte er den Anfang der schönen Jahreszeit herbei gesehnt; die Arbeit war für ihn eine Erlösung, und als er zum ersten Male wieder den Pflug über die Brache führte und das Eisen

die feuchte Erde aufriß, war es ihm, als ob sich seine Brust öffnete und frei wurde von dem, was ihn quälte. Er arbeitete angestrengt, und mit den Furchen, die er in den Boden schnitt, mit der Saat, die er hineinstreute, vollzog er gleichsam einen Protest gegen die Rechtsbeständigkeit des in des Schreibers Händen befindlichen Testaments und ergriff er rechtskräftig von seinem väterlichen Erbe Besitz. So arbeitete er auch jetzt nach Florian's Abreise mit verdoppeltem Eifer, um die Leere auszufüllen, welche die Abwesenheit des Buben in ihm zurückließ. Es gab keinen fleißigeren Bauer als ihn im Achenthale; auch seine Leute mußten scharf heran, und in dem Wirthshause sah man ihn nur höchst selten. Seine Freude und Erholung waren die Nachrichten, die er von dem Rector der Jesuitenschule, dem Pater Werner, über seinen Sohn erhielt. Daß sich Florian in den neuen Verhältnissen anfangs ungeberdig betragen würde, hatte Aloys nicht anders erwartet; die Bestätigung durch den Rector überraschte ihn daher nicht. Dann aber wurden die Zeugnisse günstiger und Florian's gutem Betragen so wie seinem Fleiße und seinen Fortschritten wurde warmes Lob gespendet. Endlich kam der erste eigenhändige Brief von Florian. Er zeigte eine hübsche, wenn

auch ungelenke Handschrift. Für seine Mängel in Bezug auf Orthographie und Ausdrucksweise hatte der Vater natürlich kein Verständniß. Florian schrieb, daß es ihm sehr gut in Innsbruck gefalle; daß die ehrwürdigen Väter freundlich gegen ihn seien, selbst Pater Gury, und zum Schlusse bat er seine Stiefmutter um Verzeihung für alle den Kummer, den er ihr durch sein wildes, trotziges Wesen gemacht; er sähe jetzt ein, wie gut sie es immer mit ihm gemeint habe.

Diese Bitte konnte nach den vorausgegangenen Berichten des Rectors nicht auffallen. Die Freude des Vaters war groß, und Veronika erinnerte ihn daran, wie sie ja immer der Ansicht gewesen sei, daß dem Buben blos eine strenge, christliche Zucht gefehlt habe, um ihn auf den rechten Weg zu leiten; sie verzeihe dem Buben von Herzen. Aloys ließ es durch den Schulmeister, welcher zugleich den Sekretär der Dörfler machte, Florian schreiben.

Veronika hatte sich seit der Abreise des Buben ihrem Manne mehr genähert, als ob mit Florian ein Fremdes, welches trennend zwischen ihnen gestanden, nun verschwunden wäre. Aloys selbst mußte durch

den Brief seines Sohnes wohl zu der Ansicht gelangen, daß er in seiner Liebe zu Florian seine Frau strenger beurtheilt habe, als sie verdiene. So schlug der Brief eine Brücke zwischen Beiden, und Veronika erklärte laut, daß sie sich keinen bessern Mann wünschen könnte, als es jetzt Aloys wäre.

Dieser blickte hoffnungsreich in die Zukunft. Der Zwiespalt zwischen Sohn und Stiefmutter war ausgeglichen und eine gute Ernte segnete seinen Fleiß. Wenn er ferner ein wenig Glück hatte, durfte er hoffen, den Marienhof seinem Sohne einst schuldenfrei zu hinterlassen, und er beschränkte sich selbst auf die allernothwendigsten Bedürfnisse, um trotz der fortwährenden Gelderpressungen des Schreibers, dieses Ziel zu erreichen. Daß Jakob Beck von seinen Besuchen auf dem Hofe selten heimkehrte, ohne den Beutel ihres Mannes mit kleineren oder größern Summen beansprucht zu haben, ahnte Veronika nicht. Wie sollte sie auch, da ihr Mann den Schreiber fortwährend geringschätzig behandelte und sie sich selbst als den Magnet kannte, der diesen anzog. Der Testamentsentwurf, den sie von ihm gewünscht hatte, war in ihrem Besitz; aber ihre geschmeichelte Eitelkeit litt nicht, daß sie mit Beck zu kokettiren aufhörte. Sie fuhr for

mit ihm zu spielen, und er merkte in seiner Verliebtheit nicht, daß er von ihr zum Narren gehalten wurde. Aloys sah nichts Unrechtes und da er seine Frau nicht liebte, wie er seine Franzl geliebt hatte, so war er auch nicht eifersüchtig. Zudem waren ja Beck und Veronika über das Alter der Jugendthorheiten längst hinaus, und wer hart schafft, fällt wohl zuletzt auf den Gedanken, daß die Anderen ihren Sinn auf Nichtigkeiten gerichtet haben.

Weniger Freude verursachte Aloys das zweite Schreiben Florian's. Es führte an dem klaren Himmel ein kleines Wölkchen herauf, und dieses Wölkchen wuchs mit jedem fernern Briefe aus Innsbruck, bis der ganze Himmel unheilvoll verdüstert war. Florian konnte nicht genug rühmen, wie gut er es habe; wie väterlich nachsichtig und freundlich die geistlichen Lehrer gegen ihn, und was für treffliche Kameraden seine Mitschüler wären. Dann bedauerte er, daß er nur zwei Jahre in der Anstalt bleiben sollte und ein ander Mal beschrieb er mit großer Lebhaftigkeit die kirchlichen Feierlichkeiten, unter denen drei von den ältern Zöglingen, darunter einer aus altadeligem Geschlecht, die Gelübde abgelegt hatten. Es blickte etwas wie Neid gegen sie durch und er meinte, es könnte nichts Schöneres geben.

als sein Leben der Pflege und Lehre der Armen und Unwissenden zu widmen und mit den frommen Vätern Jesu Gott zu preisen.

Veronika las alle Briefe, sowohl die des Rectors, wie die Florians, in ihrem Rosenkranzverein vor. Als Tochter des weiland reichen Müllers in Achenkirchen gehörte sie zu den wenigen Weibern, welche Geschriebenes lesen konnten. Die Briefe waren gar so erbaulich, und es bedurfte wohl kaum noch eines leisen Winks von Veronika, um durch die Rosenkranzler im Dorfe das Gerücht zu verbreiten, daß Florian in's Kloster gehen wolle. Man hatte im Dorfe Aloys' Erklärung gelten lassen, daß er seinen Buben, damit derselbe nachträglich noch etwas lerne, lieber in die Jesuitenschule geschickt habe, als ihn unter die kleinen ABCschützen der Dorfschule zu setzen. Aber es nützte ihm nichts, daß er jetzt hartnäckig dem Gerüchte von Florian's künftigem Lebensberufe widersprach.

„Was willst Dich denn auch dagegen setzen, wenn der Bub' in's Kloster gehen mag?“ fragte ihn seine Frau nach Empfang des letzten Briefes. „Haben auch mich doch die Missionsprediger erst auf den rechten Weg geführt, gelobt sei mein Jesus! Ein Bauer will ja der Florian so wie so nicht werden.“

Aloys brauste auf, wie in alten Tagen, und Veronika war klug genug, das Eisen vor der Hand nicht weiter zu schmieden: es war noch nicht heiß genug. Aloys war es wohl zufrieden, daß sich Florian so gut zu schicken wußte; aber er glaubte nicht, daß es ihm mit dem, was er schrieb, Ernst sein könnte. Das waren nach seiner Ansicht ähnliche Flausen wie jene, ein Jäger zu werden: sie vergingen, sobald ihn nur wieder die heimathliche Luft anwehte.

Ein Anderes bekümmerte ihn viel mehr und traf ihn bis in das Herz. Davon redete er jedoch nicht. Es hätte auch schwerlich Jemand sein Leid zu würdigen gewußt, am wenigsten Veronika. Was ihn kümmerte, war das Gefühl, daß Florian nicht mehr mit Liebe an ihn dachte. Kein Hauch kindlicher Liebe wehte ihn aus den Briefen an, die er heimlich wiederholt las. Es war alles förmlich, steif, kalt. Während das Ohr des Vaters gespannt auf einen Laut des Gefühls lauschte, ermahnte ihn Florian, seiner Stiefmutter in ihrem gottseligen Wandel nachzufolgen, sie zu lieben und zu ehren, und den Schluß bildete die Versicherung, daß er täglich für die Erleuchtung des Vaters bete.

Inzwischen kündigte sich abermals der Frühling

an. Um das Haus raste einer jener Stürme, wie sie die Tag- und Nachtgleiche mit sich bringen. Die Nacht war angebrochen, und der Sturm rüttelte wild an den geschlossenen Fensterläden und riß manche Schindel vom Dache. Dann und wann verstummte er wie erschöpft, um gleich darauf mit erneuter Wuth loszubrechen, die sich zu einem furchtbar schauerlichen Triumphgeheul steigerte, wie aus Legionen von Wolfskehlen, wann die gehetzte Beute erjagt ist. In solchen Pausen, wo die Kraft des Sturmes gebrochen schien, ward aus der Kammer, welche an die große Stube stieß, ein Aechzen und Stöhnen hörbar. Veronika erwartete ihre Stunde, und Frau Ursula saß an ihrem Bette, während die Mägde mit feierlicher Geschäftigkeit hin und her huschten und mit gedämpften Stimmen redeten. Aloys selbst war am Nachmittage nach der Pfarre gegangen, und Frau Ursula hatte, sobald sie erfahren, um was es sich handelte, allen Groll gegen Veronika vergessen und war zu ihrem Beistande auf den Hof gekommen.

Aloys saß in der großen Stube und schaute traurig in das Licht der qualmenden Lampe, die vor ihm auf dem Tische stand. Aehnlich, wie in dieser Nacht, so hatte auch damals der Sturm gepfiffen und

geheult, als er mit Franzl an der englischen Küste Schiffbruch gelitten. Jene Nacht war ihm wieder gegenwärtig mit allen ihren Schrecken und dann dachte er, wie damals sein Vater wohl mit weh-beklommenem Herzen auf die unheimlichen Laute des Sturmes gelauscht haben mochte, ein alter, einsamer Mann. Er wußte nun, wie es that, die Liebe seines einzigen Kindes verloren zu haben und er mußte um Florians willen leiden, was sein Vater einst um seinetwillen gelitten hatte. Es war ihm, als zische eine Stimme durch den Sturm: womit Du gesündigt hast, damit wirst Du gestraft. Er stöhnte tief auf, und die Vorstellung, daß er abermals Vater werden sollte, gewährte ihm keinen Trost. Wenn er solche Lieblosigkeit von dem Buben erfuhr, der sein einziges Glück gewesen, seitdem er auf der Welt war, für den er gesorgt, gedarbt und gearbeitet hatte, was konnte er von dem Kinde einer Frau erwarten, die seinem Herzen stets fremd geblieben war?

Wieder hatte sich der Sturm zur höchsten Wuth gesteigert und stieß gegen das Haus, daß es zitterte. Er hatte in dem obern Stockwerk einen Laden von der Krampe losgerissen und schlug ihn hin und her gegen die Wand und das Fensterkreuz, bis er ihn aus

den Angeln gehoben hatte. Das Schlagen, das Klirren der zerspringenden Glasscheiben, das Poltern, mit dem der schwere Laden auf die Steine vor dem Hause fiel, störten Aloys auf. Eben kam auch Frau Ursula aus der Kammer. Ihr rundes, fettes Gesicht leuchtete von einem erhöhten Glanz.

„Freut Euch, Staudach,“ sagte sie, dicht zu ihm herantretend, denn bei dem Aufruhr draußen war es unmöglich, sich anders verständlich zu machen. „Sie hat's glücklich überstanden. Es ist ein Mädchen!“

Es war, als ob der Sturm sich auch freute. Denn sein Heulen klang in diesem Augenblicke fast wie ein Lachen, ein teuflisches, schadenfrohes Lachen.

„Heilige Mutter Gottes, was für ein Wetter,“ murmelte Frau Ursula erschreckt, indem sie ein Kreuz schlug und dann wieder zu der Wöchnerin ging.

Aloys hatte bei ihrer Botschaft tief aufgeathmet. Wie ein siedender Strom zischte es durch sein Gehirn und es ging darin unter alles, was er eben noch gedacht hatte. Er setzte sich nieder und stützte den Kopf in beide Hände und wiederholte mehrere Male bei sich: „Der Florian hat eine Schwester!“ Dann sah er nach der Wanduhr. Sie wies die zweite Morgenstunde. Darauf holte er seinen Kalender, um

nachzusehen, wie der Tag hieß. Benedictus! Es war der einundzwanzigste März. Was der Name bedeutete, wußte er nicht. Der Schullehrer Griffl sagte es ihm, als er am folgenden Vormittage zu ihm kam, um Florian schreiben zu lassen, daß er ein Schwesterchen bekommen hätte. Der Name erschien ihm als die glücklichste Vorbedeutung, und er entschied, daß das Kind Benedicta, d. h. die Gesegnete heißen sollte.

Seiner Frau aber war das Kind nichts weniger als ein gesegnetes. Als ihr die Muhme sagte, daß es ein Mädchen sei, wurde sie noch blässer und mit blitzenden Augen wehrte sie das Kind ab, als man es in ihre Arme legen wollte.

Ein Mädchen! Veronika hatte auf einen Knaben gehofft. Mit der Geburt eines Knaben, so hatte sie sich eingeredet, wäre ihr Spiel gewonnen gewesen. Es hätte sich dann von selbst gemacht, daß das Gut sammt dem Vermögen auf ihren Sohn übergegangen wäre, während Florian von den Jesuiten in ein Kloster gesteckt wurde. Es war ihr geschehen, wie es den Meisten zu geschehen pflegt, die Alles auf eine Hoffnung setzen: sie hatte es für ganz unmöglich gehalten, daß diese fehlschlagen und das Kind, welches sie unter dem Herzen trug, ein Mädchen sein könnte.

Die Enttäuschung war für sie furchtbar und die Folgen davon konnten bei ihrem Zustande nicht ausbleiben. Ein heftiges Fieber stellte sich ein, und der Doctor mußte aus Jenbach geholt werden. Es war derselbe, der auch zu Aloys' Vater in dessen letzter Krankheit gerufen worden war. Jetzt war der Doctor Krautmeier ein Mann mit weißen Haaren; aber immer noch frisch und kräftig, und bei den Landleuten genoß er ein felsenfestes Vertrauen. Seine Collegen in Innsbruck zuckten verächtlich die Schultern, wenn von ihm die Rede war, und nannten ihn einen Charlatan. Als ein solcher erschien er auch. Er kurirte mit den alten Mitteln, deren Kenntniß unter dem Landvolke durch Generationen sich fortgeerbt hatten, und beobachtete genau die abergläubischen Gebräuche, die bei demselben im Schwange waren. In der That aber war er ein durchaus rationeller Arzt, rationeller, als damals die Mehrzahl seiner Collegen war, von denen er viele an gründlichem Wissen übertraf. Er hüllte jedoch die nächtlichen Studien, denen er sein Wissen dankte, in das tiefste Geheimniß. Als junger Mann voll heiligen Eifers für seine Kunst nach Jenbach gekommen, hatte er bald eingesehen, daß er verhungern müßte, wenn es ihm nicht gelang, das Mißtrauen zu über-

winden, welches die Landleute gegen den studirten Arzt hegten. So legte er sich darauf, den Kräuterweibern, Gemsjägern u. s. w. ihre Geheimmittel und mysteriösen Gebräuche abzulernen und sich in den ganzen Aberglauben zu versenken, der das Leben des Landvolks durchrankt. Er nahm die Maske eines Quacksalbers vor und wirkte unter ihr mit seinem Wissen Wunder. Zu dem Quacksalber, der ihren Dialekt redete, in allen ihren Vorstellungen und Anschauungen heimisch war, hatten die Leute Vertrauen, und der ihnen bekannte Hokuspokus verhüllte zu ihrem eigenen Besten seine rationelle Behandlungsweise. Auch verschmähte er nicht, sich für seine Kuren mit Eiern, Butter, Hühnern und andern Naturalien bezahlen zu lassen, die er durch einen Commissionär auf dem Markt von Jenbach verkaufen ließ. Er war nicht verheirathet.

Ein Charlatan, und dennoch hätte ihn mancher berühmte Stadtarzt, der seine Weisheit am Krankenbette aus dem goldenen Knopfe seines Stockes zu saugen scheint, um die natürlich geheimnißvolle Miene beneidet, mit welcher Krautmeier Veronika den Puls fühlte und die Krankheit durch unschädliche Mittel zu beherrschen sich das Ansehen gab, während er abwartend der Natur ihren Lauf ließ. In der Kranken-

stube herrschte eine erstickende, verpestete Luft. Denn der Bauer liebt es, seine Wohnung nach außen fast hermetisch zu verschließen, und frische Luft in einer Krankenstube gilt ihm vollends, und leider auch den meisten Städtern, für Gift. Der Doctor hätte das Fenster öffnen können, und man würde es bei dem Ansehen, welches er genoß, wenn auch mit heimlichem Protest, geduldet haben, um es nach seiner Entfernung so rasch wie möglich wieder zu schließen. Damit wäre nichts genützt gewesen. Er verschrieb einen täglich dreimal zu nehmenden Trank und verordnete, daß jedes Mal, bevor derselbe der Kranken gereicht wurde, fünf und nach dem Einnehmen sieben Vaterunser bei geöffneten Fenstern gebetet werden müßten. In dieser Form, bei der die Gebete als die Hauptsache erschienen, erlangte die frische Luft freien Zutritt zu der Krankenkammer und that wohl das Beste, um den Tod zu verscheuchen, der mit aufgehobener Sense an dem Bette Veronika's stand. Hartnäckig suchte er sich zu behaupten und langsam trat er von seiner Beute zurück. Sie sollte noch leben, den Ihrigen und am meisten sich selber zum Unheil.

Frau Ursula kam unterdessen täglich, um nach dem Kinde zu sehen. Was sie dabei von den Phan-

tasien der Fieberkranken hörte, erfüllte sie mit Grausen. Für sie waren es Offenbarungen, in welchen die Seele unbewußt sich enthüllte. Freilich gelang es auch ihrer Auslegungskunst nicht, alles zu deuten, was Veronika's Mund von den Wahngebilden verrieth, die sie quälten. Die Kranke nannte oft den Pater Gurty, spottete über ihn und lachte höhnisch; dann wieder gab sie ihm Schmeichelnamen, oder schien mit ihm heftig zu streiten und zu ringen. Wäre das Kind nicht gewesen, so würde Frau Ursula ihren Fuß schwerlich wieder in die Krankenstube gesetzt haben. Aber das Kind that ihr leid und auch Staudach, der es offenbar lieb hatte und während der Krankheit der Mutter gedrückt umherging. Frau Ursula war nicht wenig betroffen gewesen über die heftige Geberde, mit der Veronika das Kind nach der Geburt von sich abgewehrt hatte, und wenn sie auch auf deren Aeußerungen der Abneigung gegen dasselbe im Fieberwahn kein Gewicht gelegt hatte: die Gleichgültigkeit, mit der die Genesende das kleine Wesen behandelte, mußte sie überzeugen, daß Veronika es nicht liebte. Eine kühle Neugierde war alles, was Ursula in den Augen der Mutter zu entdecken vermochte, als diese, nachdem sie wieder zum Bewußtsein gekommen war, ihr Kind sich

reichen ließ. Sie liebte es nicht und hatte daher gegen den Taufnamen, den Aloys vorschlug, nichts einzuwenden. Aber darauf bestand sie, daß das Tauffest großartig gefeiert würde.

„Wozu soll denn das viele Geld ausgegeben werden, wenn Du das Kind nicht lieb hast" fragte Frau Ursula, als sie mit ihr allein war.

Veronika protestirte gegen die Beschuldigung. Ursula aber versetzte: „Mir machst nichts weiß; ich seh's ja, daß es Dir zuwider ist, und Du hast's ja auch im Fieber oft genug gesagt."

Veronika lehnte sich mit geschlossenen Augen auf ihren Stuhl zurück und fragte matt, was sie im Fieber gesagt hätte?

„Es war wüst genug," entgegnete die Muhme unmuthig.

Veronika blieb eine Weile still; dann öffnete sie die Augen, richtete sie auf die Decke und sagte mit gefalteten Händen: „O, Du heilige Mutter Gottes, ich sollte mein Kind nicht lieb haben?"

Als Frau Ursula am nächsten Tage kam, um nach der Mutter und der Kleinen zu sehen, dankte ihr Veronika für die Dienste, die sie ihr geleistet hatte, und erklärte sich für hinlänglich kräftig, um

die Zeit der Muhme noch ferner in Anspruch zu nehmen.

Die Taufe fand nach dem Willen Veronika's statt, und die reichsten Bauern und Bäuerinnen wurden dem Kinde zu Pathen geladen. Florian aber fehlte dabei ebenso wie bei der Hochzeit. Er hatte sich damit entschuldigt, daß etwa um dieselbe Zeit seine eigene Taufe bevorstände, und daß er die fromme Sammlung seines Gemüths zu diesem heiligen Akte nicht stören möchte durch weltliche Freuden, für die er überhaupt kaum noch Sinn hätte. Ein Begleitschreiben des Rectors, Pater Werner, hatte die Entschuldigung Florians unterstützt und bemerkt, wie die innere Erleuchtung des Knaben mit jedem Tage herrlicher aufstrahle.

Die Hand Veronika's zitterte etwas, als ihr Aloys die Briefe gab, um sie ihm vorzulesen, und Beide seufzten, nachdem sie den Inhalt erfahren hatten. Aloys' Seufzer aber kam aus einem zusammengepreßten Herzen, während der seiner Frau dem Aufathmen einer von schwerem Druck befreiten Brust glich, und von diesem Tage an betrieb Veronika die Vorbereitung zu dem Tauffeste mit einer Heiterkeit,

die man zuvor nicht an ihr bemerkt hatte. Sie hatte bis dahin eine Reizbarkeit gezeigt, welche sich die Dienstleute als die Nachwehen ihrer schweren Krankheit erklärten.

Als der Täufling zur Kirche getragen wurde, geschah ein böses Vorzeichen. Aus dem Haufen der Frauen und Kinder, welcher sich neugierig an der Kirchenthüre gesammelt hatte, sprang Eva keck hervor, um sich Florian's Schwesterchen zu besehen. Die Weiber erhoben ein Jammer- und Zetergeschrei: der Wechselbalg! die Nix'! Einer von den Pathen ergriff Eva zornig bei den Zöpfen und hob die Faust, um sie zu schlagen. Toni, Veronika's Bruder, legte sich in's Mittel und befreite sie, während die Weiber mit dem Täufling in die Kirche stürzten und dabei laut zu beten begannen, um den bösen Blick, den Eva auf das Kind etwa geworfen hatte, unschädlich zu machen. Eva ihrerseits ergriff die Flucht, um sich vor den Buben zu retten, welche die größte Lust bezeigten, die unterbrochene Züchtigung an ihr zu vollenden. Sie war zu ihrem Glück flinker und leichtfüßiger als die Buben, und selbst der langbeinige Veit.

Veronika's Gesicht strahlte vor Stolz, als sie später mit dem Säugling auf den Arm unter die

Gäste trat, die dem Weine bereits tapfer zugesprochen hatten. Es war rührend, wie sie die Kleine herzte und küßte. Eine verliebtere Mutter war nicht denkbar.

Zur selben Zeit stand Frau Ursula in ihrer Stube, und richtete ihre Blicke feindselig auf eine alte Kaffeekanne, die auf dem Himmel ihres Bettes thronte. Frau Ursula hatte fest darauf gerechnet, ein Pathenamt bei Benedicta zu erhalten und als Geschenk hatte sie ihr die Erbschaft ihrer Ersparnisse zugedacht. Die Pfarrköchin paßte aber der Mutter nicht unter den vornehmen Pathen. Um dem Groll Genugthuung zu geben, der über diese neue Kränkung an ihrem Herzen nagte, wollte Frau Ursula einmal nachzählen, wie viel Veronika durch ihren Hochmuth sich verscherzt hätte. Sie holte die Kaffeekanne, welche ihre Sparkasse war, herab und stülpte den Inhalt auf den Tisch. Dabei wurde sie von Toni überrascht.

„Ja, wie kommst Du denn hierher?" fragte sie mit großen Augen, indem sie ihre Schürze abband und über die Kreuzer und Guldenzettel auf dem Tische warf. „Ich meint', es ist drüben gar lustig."

„Schon," bestätigte Toni mit einer melancholischen Miene, „aber mich freut's nimmer. Ich muß in dem

Schwager seinem Haus' immer an seinen Vetter, den Ignaz Staudach, denken, und —

Er stockte.

„Na, und?" fragte sie neugierig.

Er berichtete, wie seine Schwester mit dem Kinde und ihrer Zärtlichkeit für dasselbe vor den Gästen geprahlt hätte, und fuhr dann fort: „Da bin ich weggegangen. Mir fiel's ein, wie sie mit ihrer Lieb' zu mir auch immer vor den Leuten ein Wesen gemacht hat, und konnt' mich doch nicht leiden. Ich hab's wohl immer gefühlt. Da mußt' ich denken, es ist mit ihrem Kinde auch so. Das arme Wurm."

Er blickte die Muhme mit seinen sanften Augen trübselig an.

„Und ich denk's auch und es ist so!" versetzte Ursula mit ungewöhnlicher Schärfe. „Ich sollt's nicht sagen, weil sie Deine Schwester ist; aber es ist so. Sie ist falsch von dem Scheitel bis zu den Fußspitzen, und es ist nichts Wahres an ihr, als ihre Herzlosigkeit."

Es that ihr wohl, ihrem Zorn in Worten Luft machen zu können. Zungengeläufig strömte sie ihn aus.

„Mich, mich, ihre nächste Verwandte wie einen Haderlumpen bei Seit' zu stoßen!" rief sie. „Aber sie

wird's schon noch erfahren, was sie sich selbst damit angethan hat."

Sie hob die Schürze auf und fuhr, auf das Geld darunter zeigend, fort: „Schau, das alles hätt' sie oder die Benedicta einmal gekriegt, wenn ich die Augen zumachte. Jetzt kriegt sie keinen Kreuzer; keinen Kreuzer kriegt sie. Und jetzt hilf mir 'mal zählen, damit ich weiß, wie viel's eigentlich ist."

Sie zählten: er die Guldenzettel, sie die Kreuzer. Es war ein ganz artiges Sümmchen. Denn Frau Ursula hatte so ziemlich den ganzen Lohn ihrer drei- oder vierundzwanzigjährigen Dienstzeit in der Pfarre, sammt den Geldgeschenken zu ihren Namenstagen und den Weihnachten und manches Trinkgeld von besuchenden Collegen ihres Brodherrn in die alte Kaffeekanne gestopft. Sie war nicht geizig, aber bedürfnißlos, und hatte in der Pfarre alles, außer den Kleidern. Staat machte sie nicht, und in den Jahren der Eitelkeit, die nun längst hinter ihr lagen, hatte der ehrwürdige Herr eine uneigennützige Freude bewiesen, seine Wirthin schmuck einhergehen zu sehen. So hatte sie denn gespart und gespart.

Die Arme in die Seiten gestemmt, betrachtete sie den Schatz, nachdem er zusammengezählt war.

„Ich hätt' nimmer gedacht, daß es so viel sein könnt'," sagte sie. „Aber jetzt freut's mich, und weil's doch Einer kriegen muß, wenn ich todt bin, so sollst Du es haben, Toni!"

„Ich?" stotterte dieser, indem ihm das Blut zu Kopf stieg.

„Ja, Du," bestätigte sie. „Du bist immer ein guter Bub' gewesen, und es soll Dir noch mal gut gehen im Leben. Und wenn Du's noch bei meinen Lebzeiten brauchst, um Dein Eigen zu werden, ist's mir auch recht. Dafür verpflegst mich, wenn ich 'mal zum Arbeiten nichts mehr taug', oder mein geistlicher Herr vor mir das Zeitliche segnet."

Die Augen wurden ihr bei dieser Vorstellung naß. Sie wischte sich die Thränen weg und fuhr fort: „Und noch was, aber davon darfst keinem Menschen ein Wörtlein sagen. Es würd' heißen, ich lauerte auf dem Pfarrer seinen Tod, und das ist nicht wahr. Aber ich weiß, was ich weiß. Er hat's fest gemacht, und wenn er vor mir stirbt, nachher krieg' ich alles, was er hinterläßt. Seine Leute sind schon alle todt. Und gleich morgen will auch ich es festmachen von Deinetwegen, beim Notar in Jenbach, damit Du allein alles kriegst."

Als Toni am Abend heimging, schwindelte ihm ein wenig der Kopf von dem Glücke, das ihm so plötzlich in den Schooß gefallen war. Seine Muhme aber hielt Wort und brachte am nächsten Tage alles in Richtigkeit.

Zweites Capitel.

Veronika muß dem Vater Gury einen Eid leisten.

Die grauen Augen Veronika's hingen wie ein eisiger Winterhimmel über dem jungen Wesen, dem sie das Leben gegeben hatte. Vor den Leuten hatte sie es freilich unmenschlich lieb, da war es ein Putzstück, mit dem sie sich schmückte. Sie hegte ein Gefühl gegen das Kind, als wenn dieses dadurch, daß es ein Mädchen war, ein schweres Unrecht, ein Verbrechen an ihr begangen hätte. Wenn sie sich ihre gegenwärtige Lage klar gemacht hätte, so würde sie sich haben sagen müssen, daß mit Benedicta's Geburt ja eigentlich alles gut war. Dazu aber fehlte ihr nicht der Verstand, sondern das Herz. Ihre eigene

Zukunft war jetzt gesichert; allein der Haß gegen Florian überstieg fast noch ihre Habsucht, und sie hätte lieber ihr Leben als ihm oder den Jesuiten, vorausgesetzt, daß diese sich damit begnügten, seinen Erbantheil gelassen. Der Gedanke, Alles an sich zu reißen und Florian von dem väterlichen Hofe zu vertreiben, gleichviel was aus ihm wurde, war im Laufe der Zeit bei ihr fast zur Manie geworden. Sie beherrschte ihn nicht mehr, sondern wurde von ihm beherrscht. Dieser Gedanke war es denn auch, über den brütend sie eines Nachmittags in der großen Stube saß, in der, seit Ignaz Staudach ausgezogen war, keine Blumen mehr auf den Fensterköpfen geblüht und geduftet hatten. Veronika hatte keinen Sinn für jene Kleinigkeiten, welche das Leben gefällig einrahmen. Wenn nur ihre eigene Person geputzt war, ihre Umgebung kümmerte sie nicht. Sie war allein im Hause; Aloys war mit allen seinen Leuten beim Heuen. Das Kind schrie laut aus seiner Wiege in der Kammer; aber die Mutter hörte nicht. Wie Gewitterwolken hingen ihre starken Brauen über den kalten, starren Augen. Wie das Schreien ihres Kindes überhörte sie auch die Schritte auf dem Flur, die freilich ziemlich leise waren. Nun sagte eine

Stimme in der offenen Stubenthür: „Der Herr sei mit Euch und gebe Euch seinen Segen!“

Da hob und wandte Veronika den Kopf; aber sie antwortete nicht. Mit jäh erblaßtem Gesicht starrte sie die Erscheinung in dem Thürrahmen an.

Es war Pater Gurth. Er hatte seinen Wagen im Seehause gelassen und war von dort zu Fuß herübergekommen. Sein Gruß klang sehr sanft, und als er keine Antwort erhielt, fragte er: „Ist Euer Mann nicht daheim?“

Sie erhob sich mit Zwang und sagte: „Nein, ich bin allein.“

Ihre gewöhnlich harte Stimme klang rauh und heiser.

Der Pater schloß die Thüre hinter sich und sagte, indem er näher trat: „Euer Kind schreit, Frau Staudach.“

Veronika ging in die Kammer und es dauerte eine lange Weile, bis sie wiederkam. Sie hatte das Kind auf dem Arm. Der Pater stand noch auf derselben Stelle. Er sah ihr über die Brille hinweg mit seinen Augen fest entgegen, und um die fleischlosen Lippen des großen Mundes zuckte es höhnisch. Sie hielt seinen Blick standhaft aus, den Kopf trotzig

erhoben. Die Stunde der Entscheidung, an die sie wohl manchmal mit einem geheimen Frösteln gedacht, hatte geschlagen und Veronika bot ihr eine eherne Stirn.

Eine Sekunde lang standen sich beide schweigend Auge in Auge gegenüber; dann sagte der Pater: „Also das ist Euer Kind.“

„Ja, das ist mein Kind!“ erwiderte sie trotzig.

„Und was soll nun weiter geschehen?“ fragte er, und sie entgegnete: „Ich versteh' nicht, was Sie meinen.“

Ein Blitz flammte aus seinen Augen.

Sie preßte die Lippen fest zusammen.

„Unselige!“ begann er leise und ließ seine Stimme im Weiterreden erstarken, daß sie wie das Vibriren einer Metallsaite klang. „Als unser Heiland sein Kreuz zur Schädelstätte schleppte, da trat die heilige Veronika zu ihm heran und trocknete ihm mit ihrem Tüchlein den Schweiß von der Stirn. Dafür blieb das Antlitz des Erlösers sichtbar auf dem Tuche. Ihr aber, Veronika Staudach, traget den Namen unseres Herrn und Heilandes auf den Lippen, um mit ihm die Leute zu betrügen; ihr richtet die Augen gen Himmel, und in Eurem Herzen nistet der Teufel.

Glaubt Ihr damit Gott zu betrügen? Glaubt Ihr, seinen geweihten Diener zu betrügen? Einfältige Thörin! Das Kind auf Eurem Arm ist ein Kind der Sünde; es ist eine Lästerung des heiligen Joseph, dem Ihr Euren Leib gelobt habt."

Sie hatte die Lider senken müssen vor seinen stechenden Blicken, die aus dem fahlen, todtenkopfähnlichen Gesichte in sie hineinbohrten. Jetzt stieß sie in unsicherer Hast hinaus: „Ich hab' nichts gelobt und versprochen!"

„Weib!" donnerte er. „Aber Ihr empfingt den Heiligen aus meinen Händen; Ihr küßtet ihn in meiner Gegenwart, und Eure Blicke riefen den Himmel zum Zeugen Eures Gelübdes an. Meint Ihr, es bedurfte der Worte? Ich nahm Euer Gelübde an; das war genug."

„Was kann ich dafür, daß Ihr es thatet?" raffte sie sich trotzig auf. „Meinem Mann bin ich vor dem Altar angetraut, und dem hab' ich gehalten, was ich gelobt hab'."

Die Antwort des Paters Gury bestand in einem schneidenden Hohngelächter, das Veronika mehr verwirrte als seine vorherigen Reden. Das Kind, welches bisher still gewesen war, zog ein erschrecktes Frätzchen

und fing wieder zu schreien an. Während die Mutter es still zu machen suchte, zischte der Pater: „Eure Aeltermutter Eva hat zwar den Adam im Paradiese verführt, aber bildet Euch nicht ein, daß ich in Euren Apfel beißen werde. Er ist mir zu sauer, und den Schlangen, welche mir den Weg durchkreuzen wollen, zertrete ich die Köpfe.“

Das Herz zitterte Veronika in der Brust, und auf ihren bebenden Lippen erstarb der halblaute Gesang, mit dem sie die kleine Benedicta zu beschwichtigen versuchte.

Er fuhr gemäßigter fort: „Ich habe Euch vor den Menschen erhöht in dem Glauben an Eure Frömmigkeit. Gut, der schlichte Diener des Herrn hat sich durch Eure Heuchelei bethören lassen. Aber glaubt Ihr nicht auch, daß der Hauch meines Mundes Kraft genug hat, Euch entlarvt in den Staub zu schleudern, ein Gegenstand der Verachtung für Eure Nebenmenschen, des Abscheus für Euren Mann, den Ihr um seinen Sohn bringen wollt? Und wo hofft Ihr Vergebung für die Sünde zu finden, daß Ihr einen Gesalbten des Herrn zum Werkzeuge Eurer schwarzen Absichten machen wolltet?“

„Aber Ihr war't es, der mir die Hand dazu bot," stammelte sie.

„Bot ich?" spöttelte er. „Thörichtes Weib, geh' hinaus und schrei es laut durch alle Gassen; wer wird Dir die Lüge glauben?"

Niemand, sie wußte es, und sie ahnte, daß er das Schlimmste, was er zu sagen hatte, noch zurückhielt; warum hatte er ihr sonst gezeigt, daß sie in seiner Macht war? Das Blut hämmerte in ihren Schläfen, und während sie das Kind hin und her schaukelte, suchte sie sich zum Widerstande gegen das, was noch kommen sollte, zu fassen.

„Ihr habt mich, meinen Orden, die Kirche überlisten wollen," nahm Pater Gury wieder das Wort. „Ihr habt uns als Werkzeug Eures Hasses gegen Florian mißbrauchen wollen. Aber dann hättet Ihr mir diesen Haß nicht verrathen sollen und Eure Habsucht, als wir hier die Mission abhielten. Meint Ihr, ein Diener Gottes verstände nicht, in den Herzen zu lesen? Wohl, Florian wird nach Hause zurückkehren, sobald seine beiden Jahre um sind."

„Nein, nein, nein!" rief Veronika erschreckt.

„Und warum nicht?" fragte er ruhig.

„Weil Sie nicht hergekommen sind, um mir das zu sagen," entgegnete sie und sah ihm fest in die Augen. „Wenn Sie es denn wissen, ja, ich kann den Buben vor meinen Augen nicht leiden, und ich bring' ihn um, wenn er wiederkommt."

„Das wäre allerdings der kürzeste Weg, um sein Erbtheil Eurem eigenen Kinde zuzuwenden," sprach der Pater gedehnt. „Denn das ist ja das Endziel Eures Strebens."

Eine jähe Röthe überflog die Stirn der Bäuerin. Sie athmete schwer, aber sie antwortete nicht.

Er sagte mit Salbung: „Der Teufel in Eurem Herzen stürzt Euch von Sünde zu Sünde. Seht Ihr nun, wohin es führt, daß Ihr mehr Vertrauen in Eure Listigkeit, als in mein göttliches Amt setztet, dessen ich in christlicher Barmherzigkeit und Liebe walte? Ich danke Euch, daß Ihr wenigstens jetzt offen waret. Nein, der Himmel bewahre uns, daß wir Euch wissentlich in Versuchung führten, und den Knaben einer drohenden Lebensgefahr aussetzten! Es ist ein Glück, daß der Knabe selbst mehr und mehr zur Erkenntniß seines inneren Berufes gelangt und seine Seele dem Herrn zuwendet."

„Das ist nicht wahr!“ sagte sie schroff; aber der Stoß prallte wirkungslos an der Kutte des Jesuiten ab.

„Ihr, die Ihr in Eurer Heuchelei das Heiligste zum Gespött macht, könnt das freilich nicht begreifen,“ entgegnete er mild. „Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, Euch zur Erkenntniß Eurer Sündhaftigkeit zu bringen, und hier, dieses unschuldige Kind“ — er berührte mit seinen dürren Fingern Benedicta's Köpfchen — „soll für Euch um Erleuchtung beten und Eure Fürsprecherin im Himmel sein.“

Veronika starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an. Sie verstand seine Meinung nicht.

Er merkte es und fragte. „Glaubt Ihr etwa auch an das abgeschmackte Märchen von den Erbschleichereien und der unersättlichen Habsucht meines Ordens? Wir verlangen keinen Kreuzer von Eurem Vermögen, oder vielmehr von dem Eures Mannes. Ihr sollt es ungeschmälert genießen, so lange ihr lebt. Das bestehende Erbrecht aufzuheben, haben wir natürlich keine Macht. Nein, uns gelüstet nicht nach dem Mammon, an dem Euer Herz hängt. Aber die unschuldigen Seelen der Kinder sollen durch ihn nicht

verderbt werden. Florian ist durch unsere liebevolle Fürsorge dieser Gefahr entrückt."

Jetzt glaubte sie ihn zu verstehen, und die Aufregung, in welche sie dadurch versetzt wurde, färbte ihre schmale, niedrige Stirn abermals roth. „Das heißt," sagte sie, „das Vermögen soll erst nach meinem Tode dem Orden zufallen. Und mein Kind?"

„Wird für Euch beten," fiel er ein. „Es liegt uns nichts an den Gütern dieser Erde, und Ihr sollt sie genießen. Aber denket an das Ende. Ihr wißt, was des unbußfertigen Sünders jenseits harret! Denket an den Augenblick, wo Euch der Tod antritt! Er reißet die Binde von Euren Augen, daß Ihr Euch in der gräßlichen Nacktheit Eurer Sünden erkennt. Verzweiflungsvoll werft Ihr Euch auf Eurem Lager umher. Zu spät! Der Himmel ist taub. Wer soll Eure Sünden auf sich nehmen, damit Ihr dahin fahren könnt in Frieden?"

„Florian!" rief sie geängstigt.

„Was ist er Euch und was seid Ihr ihm, daß sein Gebet für Euch Kraft haben sollte?" fragte er streng, indem er sie mit seinen unheimlichen, grünen Augen drohend ansah. „Nein, dieses unschuldige

Kind, welches Euer letztes ist, wird Eure Fürbitterin sein. Es wird seinen Namen nicht vergebens führen, es soll für Euch eine Gesegnete sein. Ihr werdet sie dem Herrn weihen. Sobald sie gefirmelt ist, werde ich für ihre Unterkunft in einem Kloster Sorge tragen."

Veronika schrie auf.

Seltsam, sie liebte ihr Kind nicht, und dennoch grauste ihr davor, dasselbe in ein Kloster zu thun! Vielleicht war es ihre Eitelkeit, die gegen die Forderung des Paters sich empörte. Noch ein anderes stürmte in ihr, der Ingrimm über ihre Schwäche dem Pater Gury gegenüber. Daß es zwischen ihnen beiden nach Benedicta's Geburt zu einer Auseinandersetzung kommen mußte, hatte sie sich nicht verhehlt, allein das Vertrauen in ihre Verstellungskunst hatte sie immer rasch über die unbehagliche Empfindung hinweggehoben, welche der Gedanke an die Entscheidung in ihr erregte. Zudem hatte er ja die Hand zur Ausführung ihres Planes geboten. Nun stellte er sich von vorn herein als der von ihr Ueberlistete dar und behauptete durchaus den Standpunkt des Priesters. Veronika war überzeugt, daß alles dieses Heuchelei war und sein Endzweck, gleich dem ihrigen, das Ver-

mögen Florians. Aber er bot ihr keine Blöße, und die Ehrfurcht, welche sie mit der Muttermilch vor dem geistlichen Gewande eingesogen, übte in Verbindung mit ihren religiösen Vorstellungen überhaupt eine lähmende Wirkung auf sie aus. Mochte ihre große Frömmigkeit auch zu dem doppelten Zwecke erheuchelt sein, um sich ein Ansehen im Dorfe zu geben, und ihre geheimen Pläne vor den Augen der Welt zu verhüllen, wie ja die Scheinheiligkeit zu allen Zeiten als der beste Deckmantel schlechter Leidenschaften und Absichten sich bewährt hat; die religösen Vorstellungen ihrer Kirche wurzelten fest in ihr, wie es auch nicht anders sein konnte, und die Waffen aus diesem Arsenale, welche der Pater gegen sie schwang, stießen nach innen blutende Wunden. Veronika fühlte sich überwunden, fühlte sich in seiner Gewalt, und Aerger, Angst, Groll und Schrecken wühlten in ihr. Die Beine zitterten unter ihr, so daß sie sich setzen mußte.

Der Pater Gury trat von ihr weg an eins der Fenster und schaute auf die Landstraße hinaus, wo nichts zu sehen war. Er wollte Veronika Zeit lassen, sich seinen Vorschlag zu überlegen. Als er sich nach

einer langen Weile wieder zu ihr wandte, hatte ihr Gesicht einen harten, steinernen Ausdruck angenommen und ihre Augen starrten unter den vorgewölbten Brauen unheimlich finster auf das Kind in ihrem Schooße.

„Ihr kennt jetzt die Bedingungen, welche Euch die Kirche stellt," sagte der Pater. „Wollt Ihr sie erfüllen?"

Veronika antwortete, ohne von dem Kinde aufzublicken, mit einem harschen Ja.

Pater Gurty nestelte sein geistliches Gewand auf, zog aus dessen Brusttasche ein Crucifix und sagte: „Gut, so schwört es hier auf den gekreuzigten Leib unseres Erlösers!"

Durch die Glieder der Frau ging ein fast unmerkliches Zucken. „Schwören?" fragte sie und warf einen scheuen Blick auf das Kreuz.

„Die Kirche darf nicht zum zweiten Male ein Opfer Euerer Arglist werden," bemerkte der Pater.

Eine Sekunde und Veronika stand entschlossen auf. Bevor sie jedoch den Schwur leistete, wollte sie das Kind in die Kammer tragen. Der Pater hinderte sie daran mit den Worten: „Das Kind wird Euer Schwurzeuge sein. Nehmt es auf den linken

Arm, legt die Schwurfinger der Rechten auf den Leib des Gekreuzigten. Ihr werdet schwören, daß dieses Kind Euer letztes sein soll, und daß Ihr es dem Himmel weiht."

Veronika verfärbte sich und ihre Augen irrten in der Stube umher, als ob sie einen Ausweg suchten. Pater Gurty verwandte keinen Blick von ihr. Sie verstockte ihr Herz und that, wie ihr geheißen. Mit rauher Stimme und finstern Brauen sprach sie den Eid nach, den er ihr vorsagte. Er war auf's Reichste mit schrecklichen Verwünschungen durchflochten und enthielt zum Eingange die ausdrückliche Erklärung, daß Veronika den Schwur ohne Hintergedanken, ohne reservatio mentalis leiste.

„Amen!" sagte der Pater salbungsvoll, als das letzte Wort gesprochen war, und steckte das Kreuz wieder ein. „Der Herr segne und behüte Euch und erleuchte sein Angesicht über Euch!"

Er machte das Zeichen des Kreuzes über Mutter und Säugling und schritt zur Stube und zum Hause hinaus.

Veronika stand noch eine Sekunde lang wie eine Bildsäule. Dann sank sie wie von aller Kraft verlassen auf den Stuhl, von welchem sie zum Schwure

aufgestanden war. Das Kind entglitt ihren Armen und fiel auf die Erde. Sie merkte es nicht. Erst nach einigen Sekunden drang Benedicta's klägliches Geschrei zu ihrem Bewußtsein. Mehr verwundert als erschreckt darüber, daß das Kind am Boden lag, hob sie es auf und trug es in seine Wiege. Seines Schreiens nicht achtend, verließ sie es, um sich ungestört dem Grübeln über den Auftritt mit Pater Gurty zu überlassen. Aber das Wimmern in der Kammer ließ sie nicht dazu gelangen, ihre Gedanken zu ordnen. Sie trat in die Thüre und rief dem Kinde hart zu, es sollte still sein. Das schien zu helfen, und da es inzwischen Zeit geworden war, Vorbereitungen zum Abendessen zu treffen, so begab sie sich in die Küche. Allein in der Kammer erhoben sich die Klagetöne der armen Benedicta von Neuem. Aergerlich ging Veronika zu ihr, entkleidete sie und drehte sie eben nicht in der zartesten Weise hin und her. Ein Schaden war nicht zu bemerken, und beruhigt kehrte Veronika in die Küche zurück und ließ das Kind schreien, so viel es wollte.

Sie hörte es kaum noch; denn unter der Beschäftigung des Kochens kehrten ihre Gedanken zu dem Pater Gurty zurück und suchten sich die Lage

klar zu machen, in welche sie durch ihren Schwur versetzt worden war. Jetzt, bei kälterer Ueberlegung, begriff sie kaum, weshalb sie sich gegen den Schwur gesträubt hatte. Benedicta galt ihr ja nichts, und wenn dieselbe in ein Kloster ging, stand sie ja an dem Ziel ihrer Wünsche. Nach dem Versprechen des Pater Gurty blieb ihr, selbst wenn Aloys vor ihr sterben sollte, der Besitz von dessen Hab und Gut bis an ihr Lebensende, und was nach ihrem Tode geschah, konnte ihr gleichgültig sein. Sie, die scheinheilige Heuchlerin, setzte keinen Zweifel in das Wort des Paters, denn er war ja ein Geistlicher, und die Bestimmung, welcher Benedicta geweiht war, strahlte einen neuen Glanz auf sie zurück. Nur ein Stachel blieb in ihrer Brust zurück: das demüthigende Gefühl, in dem Kampfe mit dem Jesuitenpater, den sie zu überlisten gehofft, unterlegen zu sein. Was ihr Mann zu der Verfügung über Benedicta sagen würde, zog sie einstweilen nicht in Erwägung, nur sann sie auf eine Lüge, um des Paters Besuch zu beschönigen. Sie bedurfte derselben nicht, denn der Pater war von Niemand bemerkt worden, und im Seehause wußte man nichts weiter, als daß er das Achenthal hinaufgegangen war.

Wann Aloys vom Felde heimkam, pflegte er zuerst nach dem Kinde zu sehen. So that er auch heute und beugte sich mit einem leisen Pfeifen über die Wiege, um die Kleine lachen zu machen. Es gelang ihm nicht; sie wimmerte, und als er sie auf den Arm nehmen wollte, schrie sie laut, so daß er sie schnell wieder hinlegte.

„Was hat sie denn?“ fragte er seine Frau, und erhielt von dieser die gleichgültige Antwort: „Unartig ist sie; was wird's sein?“

Aloys gab sich zufrieden. Da aber das Wimmern der Kleinen mit kurzen Unterbrechungen fortdauerte, so ging er nach dem Abendbrod wieder in die Kammer. Es war augenscheinlich, daß das Kind nicht unartig war; das kleine Köpfchen glühte wie Feuer.

„Der fehlt was; sie ist krank,“ sagte er zu seiner Frau, die er gerufen hatte. Veronika zuckte stumm mit den Schultern. Sie brachte es nicht über sich, ihm zu gestehen, daß sie das Kind hatte fallen lassen. Indessen kochte sie Kamillenthee. Sich selbst beschwichtigte sie damit, daß das Kind nur in Folge des Schrecks über den Fall krank geworden sein könnte.

Aber der Kamillenthee blieb wirkungslos, und das Wimmern, Aechzen und Schreien des armen

Geschöpfs dauerte in kurzen Zwischenräumen die Nacht hindurch. Veronika, welche sonst einen so gesunden Schlaf hatte, daß sie sich bei dem Schreien ihres Kindes nur schwer zu ermuntern vermochte, konnte heute kein Auge zuthun. Die Angst überfiel sie, daß Benedicta sterben könnte. Es war jedoch nicht das schuldige Gewissen, welches ihr diese Angst einflößte, sondern die Vorstellung, daß für sie bei dem Schwure, der sie band, Alles verloren war, wenn Benedicta starb. Die Marter dieser Vorstellung trieb sie von ihrem Lager auf und ließ sie nach dem Rosenkranz greifen. Aus selbstsüchtigem Herzen Gebete stotternd, saß sie neben dem Bette des Kindes. Auch Aloys konnte nicht schlafen, und Veronika machte ihm den Vorschlag, nach der weisen Frau in Achenkirchen (derselben, der sie das Recept zu dem Liebeskuchen verdankte) zu schicken, um das Kind zu besprechen. Aloys hatte jedoch mehr Vertrauen zu dem Doctor Krautmeier, als zu der alten Hexe, und als der Morgen zu grauen begann, spannte er selbst an und fuhr nach Jenbach.

„Das Kind hat irgend wie einen unglücklichen Fall gethan,“ erklärte der alte Charlatan, nachdem er es untersucht hatte.

Veronika erschrack, aber sie hielt den vorwurfsvollen Blick, den ihr Mann hierbei auf sie richtete, fest aus.

„Wenn's ein Arm- oder Beinbruch wäre," sagte der Doctor, „dafür haben wir unfehlbar heilkräftige Kräuter, Salben und Sprüchlein; aber hier würden auch sie nicht viel helfen."

„O, mein Heiland, ist's denn so gefährlich?" fragte Aloys beklommen. „Sie wird doch nicht gar sterben?"

„Sterben hoffentlich nicht," gab Jener zur Antwort; „aber sie wird bucklig werden, oder vielmehr bleiben, denn sie ist es schon. Der Rückgrat ist verkrümmt, wenn es auch jetzt kaum merkbar ist."

Aloys seufzte tief auf. Ueber die Lippen seiner Frau kam kein Laut, aber sie wurde blaß und durch ihr Inneres ging es, wie das Springen einer Saite.

„Jetzt gesteh', was mit dem Kind geschehen ist?" drang Aloys finster in sie, nachdem der Doctor die durch den Fall gebotenen Vorkehrungen und Anordnungen getroffen und sich entfernt hatte. Ein Knecht fuhr ihn nach Achenkirchen, wo er noch einen Kranken hatte.

Veronika gestand nichts. Sie wüßte von nichts; hätte das Kind einen Fall gethan, so müßte es in ihrer Abwesenheit geschehen sein. Es sei ein Schicksal, daß ihr Gott auferlegt habe, um ihr Herz zu prüfen.

Aloys mußte sich mit dieser Erklärung zufrieden geben; im Dorfe ließ man es jedoch nicht dabei bewenden, als man von dem Unglück hörte. Man erinnerte sich an jenen Vorfall bei der Taufe, wo sich Eva vorgedrängt hatte, um sich das Kind anzusehen. War es ein Schicksal, so war Eva dessen Ursache. Kein Zweifel, der boshafte Wechselbalg hatte dem Kinde das Leid angethan.

Die arme Eva hatte in Folge dessen manche schwere Stunde. Die alten Weiber und die junge Brut vereinigten sich, sie zu beschimpfen und zu verfolgen, wo sie sich zeigte, und mancher von den älteren Buben, denen Florian den Daumen auf's Auge gedrückt hatte, schloß sich ihren Verfolgern an, um an seinem Schützling sich jetzt dafür zu rächen. Ihr größter Feind unter diesen war Veit Griffl. Veit schulmeisterte bereits in Stellvertretung seines Vaters und machte dann die Drohung der heiligen Schrift wahr: Mein Vater hat Euch mit Geißeln

gegeißelt; ich werde Euch mit Skorpionen geißeln. Nun bemühte er sich redlich, an dem freundlosen Mädchen sein Heldenthum zu erweisen, das sich gegen Florian nie hervorgewagt hatte, und es war ihm eine Wollust, ihr weh zu thun. Es war ein schleichender, boshafter Bube, der seinem Vater allerlei Spiondienste leistete, besonders bei dem Pfarrer, über den Meister Griffl seit der Mission der Jesuiten ein schwarzes Buch führte. Der Schneemann war erkältend zwischen ihn und den Pfarrer getreten, und er verzeichnete getreulich jeden Abend, an welchem der ehrwürdige Seelsorger von Achenkirchen zum Kartenspiel in das Wirthshaus ging; verewigte alle jene derben Späße, wie sie der Pfarrer bei Hochzeiten und Kindtaufschmäusen zu machen liebte, sowie alle seine mißliebigen Aeußerungen über den Pharisäismus der Auserlesenen und die Jünger Loyola's. „Man kann nicht wissen, wozu diese Buchführung einmal gut ist,“ sagte Meister Griffl zu sich selbst und benutzte die Sekretärdienste, welche er Aloys Staudach leistete, um den Vätern von der Gesellschaft Jesu wiederholt seine grenzenlose Ergebenheit zu versichern.

Eva war weit davon entfernt, über die Furcht und den Haß, welchen sie einflößte, sich zu betrüben.

Sie war zu jung, um deren Folgen für ihr späteres Leben bemessen zu können, und überhaupt zu sorglos, um sich durch etwas anderes, als den Augenblick bestimmen zu lassen. Bei ihrem Hang zum Phantastischen reizte es sie, den Kobold darzustellen, zu dem sie der Aberglauben stempelte, ihre Feinde zu erschrecken und ihnen lose Streiche zu spielen. Leichtfüßig wie ein Reh und mit glücklichem Mutterwitze begabt, führte sie ihrerseits den Krieg nach Art der Parther. Sie war überall und nirgends; wo man sie am wenigsten vermuthete, da tauchte sie plötzlich auf, Angst erregend durch ihr plötzliches Erscheinen und rasch wieder verschwindend, oder ihr Heil in der Flucht suchend, nachdem sie ihre scharfen, treffenden Pfeile von der Zunge geschnellt hatte. Gelang ihr die Rettung auch nicht immer, zumal wenn der langbeinige Veit Griffl unter ihren Verfolgern sich befand oder in den Hinterhalt sich gelegt hatte; so ließ sie die Freude über den gelungenen Streich doch die erhaltenen Kniffe und Püffe schnell wieder vergessen, und sie bedauerte nur, daß Florian nicht daheim war. Wie würde er mit ihr gelacht haben! Die alte Magd des Großvaters aber, welche einigermaßen Mutterstelle an ihr vertrat, jammerte und wehklagte, was

daraus werden sollte? Sie ging selbst zum Pfarrer und verlangte von ihm, daß er gegen das alberne Gerede, welches über Eva im Schwange war, nachdrücklich auftrete; er, der Eva getauft und zum heiligen Abendmahl vorbereitet hatte, müßte am besten wissen, daß sie keine Nixe sei. Der Pfarrer that denn auch sein Möglichstes, richtete aber mit seinem Reden gegen das Vorurtheil ebenso wenig aus, wie das alte Liesl mit dem ihrigen bei Eva, um diese zur Stetigkeit und Arbeit zu bringen. Je älter Eva wurde, je weniger Neigung zeigte sie zu allen jenen Beschäftigungen, welche den Frauen obliegen, und je weniger ließ sie sich zu ihnen zwingen. Schritt sie nicht auf dem Kriegspfade, so trieb sie sich im Wald und Gebirge umher.

Der wißbegierige Veit brachte glücklich heraus, was sie dort that. Als er eines sonnigen Nachmittags in dem Bergwalde unterhalb der Kögelalp nach einem geeigneten Platz suchte, wo er seine Leimruthen zum Finkenfang aufstellen konnte, gewahrte er etwa in Büchsenschußweite die rothe Nixe.

Eva bemerkte ihn nicht, und er warf sich rasch auf den Boden und kroch auf Händen und Füßen nach dem nächsten Gebüsch, wo er sich versteckte.

Was er von hier aus sah und hörte, war verdächtig genug. Eva saß auf einem flachen Steinblock in dem Bette des Gebirgsbachs. Sie hatte Hut und Schuhe abgelegt und ihre Haarflechten aufgelöst. Ein Kranz von Waldblumen und Farrenkräutern schmückte ihren Kopf und das über Brust und Nacken herabwallende Haar glänzte wie rothes Gold in dem Sonnenstrahl, der zwischen den Föhren hindurchzitterte. Ihre Röcke hatte sie ein wenig aufgeschürzt und ließ den Bach über ihre nackten, weißen Füße strudeln. Sie sang, schlenkerte dazu mit den Beinen, so daß das Wasser mitunter hoch aufspritzte, und wiegte sich mit dem Oberkörper hin und her. Was sie sang, konnte der Lauscher nicht verstehen; aber er erzählte später, er habe sie mit den Wassergeistern Zwiesprache halten hören, was gar grausig gewesen wäre. Vermuthlich war es dieses Grausen, welches ihn in seinem Versteck regungslos festhielt. Nach einer Weile richtete sich Eva auf dem Steine auf und sprang dann mit ebensoviel Kraft wie natürlicher Anmuth von Stein zu Stein den Gebirgsbach aufwärts, umflattert von dem gelösten Haar. Als Veit sie nicht mehr sehen konnte, kam es ihm in den Sinn, ihre Entfernung zu benutzen, um ihr die Schuhe zu rauben, die sie hatte

liegen lassen. Wie eine Katze sprang er dem Bache zu; Eva war nicht zu bemerken, und er trat vorsichtig von Stein zu Stein. Eben hatte er wieder den rechten Fuß gehoben, als eine Stimme in der Luft rief: „Spitzbub'! Spitzbub'!" Veit erschrack zwar nicht, aber er schaute sich nach der Ruferin um, die keine andere als Eva war, verlor darüber das Gleichgewicht und fiel in das Wasser. Eva hatte sich auf den überhängenden Ast einer Zirbelkiefer geschwungen, und ihr helles Lachen begleitete den Sturz ihres Feindes. Glücklicherweise war das Wasser nicht tief genug, um darin zu ertrinken, aber hinreichend, um Veit gänzlich zu durchnässen. Er raffte sich auf und entfloh, ohne sich wieder nach Eva umzusehen, die sich in lautem, fröhlichen Lachen auf ihrem Ast wiegte.

Unterdessen bewährte sich des alten Doctor Krautmeiers Voraussicht: Benedicta starb nicht, aber ihr Rückgrat verkrümmte sich von Tage zu Tage stärker. Seine chirurgische Kunst vermochte ebensowenig, wie die Besprechungen der weisen Frau aus Achenkirchen, die Veronika heimlich kommen ließ. Diese weise Frau hätte es sicherlich weit eher verdient, als Eva, wenn sie bei den Bewohnern des Achenthales als

Hexe verrufen gewesen wäre. Sie war alt und häßlich und hatte einen schielenden Blick. Aber sie fehlte nie in der Kirche und verstand es, den Leuten ohne den Schein von Kriecherei zu schmeicheln. Ihre Weisheit schöpfte sie aus einem winzigen Büchlein, „Romanusbüchel" genannt, das, wie auf dem Titel gedruckt zu lesen stand: „Bewahret Menschen und Vieh vor Unglück und Krankheit, Feuer- und Wassergefahr, Diebstahl, Verwundung durch Waffen aller Art, sowie vor aller Zauberei in und außer dem Hause." Darunter prangte das Bild von St. Johannes dem Täufer.

Wenn Veronika ihr Kind zärtlich geliebt hätte, so hätte sie es nicht sorgsamer pflegen können, als sie that. Der Ausspruch des Doctors hatte ihr Gewissen erregt; aber mehr noch litt zunächst ihre Eitelkeit. Die Vorstellung, daß sie ein buckliges Kind haben sollte, war für sie schrecklich. Alle ihre Bekannten hatten ihr wiederholt versichert, daß sie noch nie ein so hübsches Kind wie Benedicta gesehen hätten, und ihre Eitelkeit hatte diese Scheidemünze der Höflichkeit für lauteres Silber genommen, ohne die Kupferlegirung in Abzug zu bringen. Nun sie

fürchtete, daß die Kleine verunstaltet werden würde, dünkte ihr, daß die Schmeichelei noch weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben sei. Ihre bisherige Abneigung schlug allmälig in Verliebtheit um, und sie sträubte sich, es wahr zu haben, daß die Befürchtung des Doctors an der armen Benedicta sich erfüllte. Ein so reizendes Kind durfte nicht buckelig sein, und Niemand durfte davon reden oder sie bedauern. Aber da die Leute aus Rücksicht oder Mitleid schwiegen, glaubte sie in jedem Blicke, der von Andern auf das Kind gerichtet wurde, ein Bedauern mit dessen Unglück zu lesen, und so wurden ihre Gedanken trotz ihrem Sträuben unabläßig auf die Mißgestaltung hingelenkt, die sie sorgfältig zu verhüllen suchte. Aber sie war nicht Schuld an ihr, sondern der Pater Gury. Wie konnte er auch eine Mutter schwören lassen, ihr einziges Kind in ein Kloster zu thun! Nein, der Pater sollte seinen Willen nicht haben, ihr hübsches Kind sein Leben nicht hinter Klostermauern verseufzen.

So vereinigten sich Eitelkeit und Schuldbewußtsein, um ihrem harten, selbstsüchtigen Herzen die Liebe zu dem verkrüppelten Kinde abzupressen, die sie dem gesunden und blühenden verweigert hatte, und

sie zermarterte ihr Gehirn, wie sie sich von dem Schwur, welchen sie dem Pater Gurty geleistet, lösen könnte. Wie sie einst der Mutter Gottes ein neues Gewand gelobt hatte, wenn sie ihr hülfe, Florian aus dem väterlichen Hause zu treiben, so wallfahrtete sie jetzt mit ihrem Kinde zu der heiligen Nothburga in Eben, und gelobte derselben zwei dicke Kerzen vom weißesten Jungfernwachs, wenn Benedicta vor der himmlischen Brautschaft bewahrt bliebe.

Auf dem Rückwege wurde sie zwischen Buchau und Eben von einem Gefährt überholt. Darin saß Jakob Beck, und er that seine wässrigen Augen weit auf vor Staunen, als er in der Fußgängerin auf der schattenlosen, staubigen Landstraße die wohlhabende Bäuerin erkannte. Er lud sie ein, aufzusteigen; aber sie dankte, da sie die ganze Wallfahrt zu Fuß zu machen gelobt hatte, und so gab auch er die bequeme Fahrgelegenheit auf. Das Fuhrwerk gehörte einem Bauer aus Achenkirchen, und der Schreiber sah ihm mit einem stillen Seufzer nach. Er empfand die Strahlen der Sonne brennender, als seine Liebe zu Veronika.

„Und das also ist Euer Kind?" fragte er sie. „Ist's krank? Es schaut gar so bleich aus."

„Veronika hatte das kleine Geschöpf ganz in ein dickes Tuch gehüllt, so daß nur das abgezehrte Gesichtchen hervorschaute. Der Schreiber konnte daher nicht sehen, daß es mißgestaltet war, und sie hielt es für überflüssig, ihn damit bekannt zu machen. Sie verneinte seine Frage unfreundlich.

„Aber wo kommt Ihr denn her, so weit von Hause und zu Fuß?" forschte er weiter.

Sie sagte es ihm und auch den Grund ihrer Wallfahrt, indem sie ihm den Auftritt mit dem Pater Gury vertraute.

„Ah!" rief er mit dem unverkennbaren Ausdruck der Bewunderung, „was sind diese Jesuiten für kluge Leute! Vor denen muß man den Hut abnehmen. Jetzt begreif' ich's, weshalb sie darauf eingegangen sind, den Florian zu sich zu nehmen. Ihr wißt, ich hab' mir damals keinen Vers daraus machen können, daß der Pater Gury zu Eurem Plan so bereitwillig die Hand bot."

„Zu meinem Plan?" versetzte Veronika mit zusammengezogenen Brauen; denn sie wollte auch jetzt ihrem Vertrauten nicht eingestehen, daß sie die Seele des ganzen Handels war. Sie wollte als das Opfer

der Jesuiten erscheinen. „Hab' ich Euch nicht erzählt, wie Alles gekommen ist?"

„Freilich, freilich," begütigte er. „Und den Florian halten sie fest in Innsbruck?"

„Das braucht's nicht," antwortete sie. „Der Bub' ist wie umgewandelt. Es gefällt ihm über die Maßen bei den Mönchen und er will gar nicht heim. Er hat's selbst geschrieben."

Beck starrte sie buchstäblich mit offenem Munde an.

„Aber jetzt laßt mich aus!" rief er und pfiff. „Was, der Ausbund von einem Taugenichts will aus freien Stücken in die Kutte kriechen?"

„Ihr könnts daheim selbst lesen in seinen Briefen," entgegnete Veronika ruhig. „So ganz deutlich steht's freilich nicht darin, wie ich's gesagt hab'. Er giebt's dem Staudach allmälig ein."

„Aber dann habt Ihr ja alles erreicht, was Ihr gewollt habt und Ihr seid bis an Euer seliges Ende reichlich versorgt," rief der Schreiber.

Sie waren inzwischen bis an das Wirthshaus in Buchau gekommen. Ein Lärmen und Schreien, welches aus dem offnen Flur desselben herausscholl, ließ Veronika ihre Antwort unterdrücken.

„Es geht ja lustig her bei dem Nazi," spöttelte Beck.

In demselben Augenblicke erschien die herkulische, stark beleibte Gestalt des Wirths in der Hausthüre, einen Mann mit struppigem Barte und hochrothem Gesichte an dem Kragen der Joppe vor sich herdrängend. Ein Stoß noch von der mächtigen Faust des Ignaz und der Andere flog bis mitten auf die Straße. Eine unsichtbare Hand warf ihm einen abgenutzten Hut aus dem Wirthshause nach.

Veronika war stehen geblieben und Beck hatte sich rasch hinter sie gedrückt, indem er flüsterte: „Das ist der Sterzinger!"

Es war wirklich der frühere Besitzer des Wirthshauses, der von seinem Nachfolger so wenig umstandslos auf die Straße befördert worden war. Schimpfend, drohend und fluchend hob er seinen Hut auf, während Ignaz Staudach, welcher in Hemdärmeln war, mit dem Phlegma der bewußten Kraft dastand, die fetten Daumen in den breiten, vorn mit bunter Seide ausgenähten Gürtel gesteckt. Seine Ruhe und sein Schweigen erbosten Sterzinger noch mehr. Ignaz machte dem Auftritt dadurch ein Ende, daß er in das Haus zurücktrat und die Thüre hinter sich zuwarf. Unterdessen hatte sich eine Schaar von Dorfbuben um Sterzinger gesammelt, der sichtlich wieder zuviel ge-

trunken hatte. Wie aus dem Boden gewachsen waren die Buben plötzlich da und folgten schreiend und neckend dem davontaumelnden Neffen des armen Griesinger.

Beck hatte sich hinter dem Rücken Veronika's nicht für sicher genug gehalten und sich geräuschlos hinter die Ecke des Wirthshauses zurückgezogen. Jetzt kam er hervor und die Bäuerin höhnte ihn, indem sie ihren Weg fortsetzten: „Jetzt weiß ich, wo Euch das Herz sitzt."

„Donnerwetter," entgegnete er und warf sich in die Brust, „ich fürcht' mich vor keinem Teufel nicht, aber zwei, wie die da, sind zuviel für mich. Was? Ihr wißt wohl, daß mir der Ignaz nicht grün ist, von wegen, daß ich Euren Mann wieder auf den Marienhof gesetzt hab', und der Sterzinger hat es laut geschworen, daß es mir das Leben kosten soll, wenn er mich einmal trifft. Was gilt die Wette? Hätten die Beiden mich zu sehen gekriegt, sie hätten gleich Frieden gemacht und wären zusammen über mich hergefallen."

„Nein, wetten thu' ich mit Euch nicht mehr; Ihr habt kein Glück im Wetten," sagte Veronika trocken.

„Und ich krieg' noch immer fünf Gulden von dem Sterzinger," grollte Beck. „Daß er mir nach

dem Leben trachtet, das ist der Dank für meine Nachsicht mit ihm.“

Veronika erwiderte nichts, und auch Beck blieb eine Zeit lang stumm. Die Erinnerung an die fünf Gulden, welche er von Sterzinger nicht einzuziehen gewagt, hatte die finanzielle Saite in seiner Seele angeschlagen und er überlegte die Lage, welche ihm als Inhaber des Testaments durch das, was er von Veronika gehört, bereitet worden. Er fand sie überaus günstig. Nicht nur war seine Leibrente, wie er seine Anleihen bei Staudach auf das Testament hin nannte, gesichert, wenn Florian und Benedicta die Gelübde ablegten, sondern er konnte auch, sobald letzteres geschehen war, die Anleihen erhöhen und schließlich hatte er noch die Aussicht auf eine erkleckliche Abfindungssumme von den Jesuiten. Er wurde dadurch in die beste Laune versetzt; nur hätte er gewünscht, daß es weniger warm gewesen wäre.

Beide hatten inzwischen die Straße betreten, welche den schroffen Uferfelsen des Achensees abgesprengt war. Kein Lüftchen kräuselte den See und die von den nackten Steinen abprallenden Sonnenstrahlen machten die Hitze noch fühlbarer. Beck bewunderte die Stetigkeit, mit welcher Veronika trotz

der Hitze und der Last auf ihrem Arm fortschritt. Er nahm den Hut ab, trocknete sich die Stirn, pustete und rieth Veronika, dem Kinde das dicke Tuch abzunehmen; es müßte ja darunter ersticken. Veronika schüttelte verneinend den Kopf.

„Schaut, Vreneli," begann der Schreiber wieder nach einer Weile, „jetzt wünscht' ich nichts weiter, nach dem, was Ihr mir vorhin erzählt habt, als daß der Staubach bald die Augen zumachte. Gelt, wir Beide würden glücklich mit einander sein, wie die Engel im Himmel."

„O, meint Ihr?" fragte sie mit dem Anflug eines Lächelns. „Ich kann's nicht glauben, daß Ihr mich gar so lieb habt. Hübsch bin ich nicht und jung bin ich auch nicht mehr."

„Vreneli!" protestirte er, indem er die Hand auf das Herz legte und die vorstehenden Augen verdrehte.

Sie hatten eine Stelle erreicht, wo die Berge eine nach der Straße sich zuspitzende Mulde bildeten. Sie war mit Bäumen und Unterholz dicht bestanden. Uebergraste und bemooste Felstrümmer, die von einem Bergsturze herrühren mochten, lagen zwischen den Büschen und Bäumen. Manche waren von den Wurzeln der Föhren umklammert und wurden so in einer

überhängenden Lage festgehalten. Das dichte Unterholz und die Felsblöcke bildeten unter den Baumkronen, die kaum einen Sonnenstrahl durchließen, einen trefflichen Versteck für das Wild, oder wer sich sonst verbergen wollte. Unter einem der Blöcke, einige Schritte von der Straße, sprudelte ein Quell hervor. Dabei stand ein Bildstock, von weißrindigen Birken beschattet. Die Tafel stellte das Fegefeuer dar, ein röthlich gelbes Meer mit zugespitzten Flammenwogen, aus denen nackte Menschenleiber auftauchten. Darunter war in weißer Schrift auf schwarzem Grunde zu lesen:

„Bete fleißig für die armen Seelen,
Trink ein Wasser bei dieser Quellen,
So wirst Du mit gesundem Blut
Leben lange und sterben gut.
Erbarmet Euch unser!"

Veronika antwortete nicht auf die Betheuerung des Schreibers, sondern ging an die Quelle, schlug ein Kreuz und trank, indem sie das Wasser mit der hohlen Hand schöpfte. Der Schreiber folgte ihrem Beispiele, während sie sich auf einen Stein in der Nähe setzte.

„Hier hab' ich manches liebe Mal mich verruht," erzählte sie, nachdem Beck sich zu ihr gesetzt hatte. „Als ich noch in Buchau in Dienst war, hab' ich

hier immer Halt gemacht, wenn ich bei meiner Muhme auf Besuch gewesen war."

„Und damals hat es Euch gewiß nicht geschwant, daß Ihr einmal als die reichste Bäuerin von Achenthal hier sitzen würdet," meinte der Schreiber und kitzelte das Kind, welches sie auf dem Schooße hielt, am Kinn, um es lachen zu machen.

„Was hilft mir all' der Reichthum," seufzte sie, „wenn ich das Kind in's Kloster thun muß."

„Was liegt daran?" zuckte er die Schultern. „Ihr habt damit erreicht, was Ihr immer gewollt, und Ihr habt Euch ja überdies immer einen Buben gewünscht. Ich begreife Eure ganze Wallfahrt nicht."

„Aber sie soll nicht in's Kloster," rief sie energisch. „Mein hübsches, süßes Kind in's Kloster? Das soll nicht geschehen. Wenn Ihr mich lieb habt, so helft mir, daß ich von dem Eid' loskomme! Mein Kind, mein einziger Schatz, soll nicht unglücklich werden."

„Ja, wie ist das anzustellen?" sagte er nachdenklich. „Von dem Schwur kann Euch keiner entbinden, als der heilige Vater allein."

„Der Papst?" fragte sie und setzte entschlossen hinzu: „Gut, wenn's kein anderes Mittel giebt, geh' ich zu ihm nach Rom."

„Ja, beim heiligen Kreuz, Ihr wäret die Frau dazu, das glaub' ich," rief Beck. „Aber was nachher? Wenn er Euch auch losspricht, meint Ihr, die Jesuiten werden den Florian behalten, wenn sie mit der Benedicta theilen müssen? Ihr seid eine kluge Frau, aber hinterm Berg wohnen auch Leute. Ihr habt das Kind lieb, gut; Ihr möchtet ihm den Marienhof, und was sonst daran und darum hängt, allein zuwenden, auch gut. Aber Ihr kennt jetzt den Pater Gury und wißt, daß schwer gegen ihn aufzukommen ist. Glaubt mir, er läßt kein Mittel unversucht, um seinen Zweck zu erreichen. Und wenn alles nichts hilft, dann kommt der Florian nach Hause, setzt sich auf den Marienhof, und die Benedicta hat das Nachsehen."

„Den Hof soll der Bub' mal kriegen und seiner Schwester ihren Antheil herauszahlen, das hat der Staudach mir gesagt," murmelte Veronika mit finstern Mienen. Heftig fast setzte sie hinzu: „Es darf nicht sein."

„Aber wie?" fragte der Schreiber, indem er seine Pfeife hervorzog, sie stopfte und Feuer anschlug.

Veronika antwortete nicht; denn sie wußte eben

das Wie nicht. Beck rauchte den Taback stark an, dann sagte er:

„Uebereilt nichts! Es muß noch viel Wasser in den See fließen, eh' die Benedicta in's Kloster gethan werden kann. Inzwischen findet sich wohl ein Mittel, wie Ihr von Eurem Schwur loskommt. Ich will doch sehen, ob ich nicht mit dem Pater Gury Bekanntschaft machen kann. Es hat eben Jeder eine Stelle, wo ihm beizukommen ist, und der Pater Gury hat sie wohl auch. Ja, wenn ich Euer Mann wäre, ich hätte wohl ein Mittel, allen Pater Gury's der Welt einen Strich durch die Rechnung zu machen."

Veronika verlangte eifrig das Mittel zu kennen. Beck, welcher das Testament im Sinne hatte, entgegnete jedoch, daß es weder ihr noch Staudach etwas hülfe, und ablenkend fuhr er fort: „Also laßt es einstweilen gehen, wie es geht. Die Hauptsache ist, daß dem Florian erst die Kutte über den Kopf geworfen wird. Und noch eins! Ihr wißt, daß der Pfarrer von Eben Geld auf Eurem Hof stehen hat. Der Aloys kann's jetzt nicht zurückzahlen, weil er jeden Kreuzer braucht, um seine Wirthschaft erst in seinem Sinne ordentlich in die Höhe zu bringen, und wer giebt den Bauern Geld, wenn's die Kirche nicht

thut? Glaubt Ihr, es würde den Jesuiten schwer halten, den Pfarrer von Eben dahin zu bringen, daß er dem Staudach das Kapital kündigt, wenn sie Eure Seitensprünge von wegen der Benedicta zu früh merken? Gewiß nicht! Also ruhig abwarten! Es müßte doch mit dem Bösen zugehen, Vreneli, wenn zwei solche Köpfe wie unsere beiden, dem Pater Gury zuletzt nicht eine Nase drehten."

„Es wird freilich nichts übrig bleiben, als abzuwarten, wenn die heilige Nothburga nicht hilft!" seufzte Veronika aus tiefster Brust.

„Und auch das müssen wir erst abwarten, was der Staudach thut, wenn der Florian wirklich geistlich wird," sagte Beck. „Ihr habt ja auf alle Fälle meine Schrift. Wenn er sie unterschreibt, ist viel gewonnen. Nachher können sie in Innsbruck den Florian, wenn sie ihn einmal angenommen haben, nicht mehr wegstoßen; es würde zu großen Lärm in der Welt machen. Der Bub' würde nachher freilich nicht auf Rosen bei ihnen liegen; aber das ist Euch wohl eben so gleichgültig wie mir."

Er lachte.

„Wenn nur die Benedicta nicht in's Kloster zu

gehen braucht," versetzte sie, „alles andere ist mir gleichgültig. Ist sie nicht ein hübsches Kind?'

„Ja," pflichtete er ihr bei, „und eines Tages wird sie die reichste Erbin in Achenkirchen sein und der Bubenschaft die Köpfe verdrehen."

Veronika griff die Aeußerung auf und sich über die Kleine beugend, die inzwischen eingeschlafen war, stellte sie sich die Zeit vor, wann Benedicta erwachsen und von den Burschen umworben sein würde. Wenn dieselbe reich und hübsch war, wer achtete da der Verkrümmung ihres Rückens, die sich wohl mit der Zeit noch ausglich? Das glänzende Loos, welches Veronika für ihr Kind träumte, verlöschte in ihr das Schuldbewußtsein. Beck legte unterdessen seinen rechten Arm leicht um ihren Nacken, schaute auf das Kind und rauchte wohlig dazu seine Pfeife.

Ein Knistern, wie von brechenden Zweigen scheuchte Beide endlich aus ihrer Träumerei auf. Sie blickten nach der Richtung hin, woher das Geräusch gekommen war, bemerkten jedoch nichts.

„Es wird ein Reh gewesen sein," meinte Beck, während Veronika aufstand. Auch der Schreiber erhob sich, und Beide setzten ihren Weg fort.

Drittes Capitel.

Ein Besuch bei dem Rector der Jesuitenschule.

Es war ein klarer, milder Vormittag. In dem Pfarrgarten zu Achenkirchen blühten die Astern und Georginen. Goldgelb schimmerten die Birnen durch das Laub der Obstbäume und die Aepfel begannen rothe Backen zu bekommen. Die schwellenden Pflaumen färbten sich dunkelblau. Der Lawendel, mit welchem die Beete eingefaßt waren, erfüllte mit seinem kräftigen Wohlgeruch die Luft, in der weiße Marienfäden schwebten. Der Pfarrer stand bei seinen Bienenstöcken, in der auf dem Rücken gelegten Rechten sein Brevier, den Zeigefinger zwischen den Blättern haltend, und schaute zu, wie sich die fleißigen Thierchen bei den Fluglöchern ein- und ausdrängten. Schwer

beladen kehrten die Einen von den Bergen heim, wo das Haidekraut in rosiger Blüthe stand, während die Andern dorthin ihren Flug nahmen. Um die wulstigen Lippen des ehrwürdigen Herrn spielte es freundlich. Diese seine Pfleglinge machten ihm keine Sorgen, wie die zweibeinigen, welche seine Gemeinde bildeten. Die Bienen lieferten ihm ihren Honig und Wachs und stachen ihn nicht; mit der Kalende seiner Pfarrkinder aber sah es seit der Jesuiten-Mission zuweilen etwas unerfreulich aus, auch ließen es die Frommen nicht an stacheligen Redensarten fehlen. Die frühere Gemüthlichkeit war dahin und die Versuche des Pfarrers, das alte Verhältniß herzustellen, scheiterten an dem inneren Hochmuth der von den Jesuiten Erleuchteten. Der ehrwürdige Herr war in Folge dessen seit dem letzten Jahre auffallend alt geworden und er hätte mit Hamlet rufen können: „Fleisch, Fleisch, wie bist du verfischt worden!“ Aber er hatte von Shakespeare nie etwas gehört, geschweige gelesen. Sein Fleisch war welk geworden, obgleich es Frau Ursula an seiner leiblichen Pflege nicht fehlen ließ.

Aloys Staudach, von der Wirthin in den Garten gewiesen, störte ihn in seiner harmlosen Beobachtung. Auch Aloys hatte in der letzten Zeit sehr ge-

altert und sein starkes Haar war grau geworden. Die Lieblosigkeit Florian's und das Unglück Benedicta's, welches seine Frau fortfuhr, als eine eigens ihr gesandte Prüfung ihrer Gottergebenheit darzustellen, als ob der Vater nicht von der Verkrüppelung seines Kindes betroffen würde, nagten an seinem Herzen.

„Was bringt Ihr Gutes, Staudach?" wandte sich der Pfarrer zu ihm.

„Nichts Gutes, Ehrwürden," versetzte dieser. „Ich wollt' mit Ihnen von meinem Buben reden."

„Ist das nichts Gutes?" scherzte der Pfarrer mit einem leisen Anflug von Ironie. „Ich höre ja, daß er in dem Seminar sehr gut thut und seine frommen Lehrer seines Lobes voll sind."

„Das ist's just, was mir nicht gefält, Herr Pfarrer und deshalb wollt' ich mit Ihnen reden."

„So! so!" machte der Pfarrer und sah Aloys von der Seite an. „Wir wollen doch lieber in meine Stube gehen; dort stören uns die Insekten nicht."

Er ging Aloys voraus in seine Arbeitsstube.

„Also, was ist's mit dem Florian?" fragte er, nachdem Beide Platz genommen hatten.

Aloys klagte seine Noth, daß Florian bei den Jesuiten alle Liebe zu ihm verloren habe und wunder=

liches Zeug schreibe, wie er sich nichts Schöneres denken könnte, als eines Tages den Heiden, die wie er ohne Taufe und Christenthum aufgewachsen seien, das Evangelium zu predigen. Auch habe er nur am heutigen Morgen einen Brief von dem Pater Rector erhalten, worin dieser andeute, daß Florian zum Säemann auf einem andern Acker als dem seines irdischen Vaters berufen scheine.

Er reichte dem Pfarrer, der ihn schweigend angehört hatte, den Brief des Rectors.

„Aber was kann ich dabei thun?“ fragte Seine Ehrwürden, den Brief durchlaufend und wieder zusammenfaltend.

„Sie sollen es dem Buben einmal so recht an's Herz legen,“ rief Aloys, „daß es seine erste Pflicht ist, seinen Vater zu lieben und zu ehren, damit es ihm auf Erden wohlgeht; daß er ein guter Sohn sein soll gegen seinen alten Vater, der nur für ihn sorgt und schafft, und daß er heimkehren soll, sobald seine Zeit in Innsbruck zu End' ist.“

„Aber so viel ich weiß,“ sagte der Pfarrer, „hat der Griffl bisher Eure Schreibereien besorgt. Warum wendet Ihr Euch nicht auch jetzt an ihn?“

„Weil der's nicht so gut versteht, wie Sie," versetzte Aloys. „O, mein Schöpfer und Heiland, wenn ich mir das je hätt' vorstellen können, daß der Bub' 'mal aufhören könnt', mich lieb zu haben! Wenn Sie ihm 'mal in's Gewissen reden, so recht eindringlich, wie Sie's verstehen, Herr Pfarrer, das muß ja helfen, und darum wollt' ich Sie recht sehr gebeten haben."

Der Pfarrer schob sein schwarzes Käppchen von dem einen Ohr zum andern. Seine Verlegenheit war groß. Staudach's bewegliche Bitten rührten sein gutes Herz. Aber wie durfte er als Geistlicher es unternehmen, Jemand davon abzurathen, sein Leben dem Dienste Gottes zu weihen? Ein anderes wäre es gewesen, wenn Florian einen solchen Schritt ohne inneren Beruf hätte thun wollen; allein der Brief des Rectors Pater Werner deutete auf diesen Beruf hin. Auf der anderen Seite war der Pfarrer kein Freund der Jesuiten; er hegte in der Stille seines Gemüths sogar eine recht tiefe Abneigung gegen den Orden. Allein er kannte auch sehr wohl dessen Macht und Einfluß und es war ihm nicht geheuer bei der Vorstellung, dessen Absichten in den Weg treten zu sollen.

Er räusperte sich und begann von der kindlichen

Liebe zu reden. Es sei sehr tadelnswerth, daß Florian die Liebe zu seinem Vater vergessen habe, und darüber wolle er ihm eindringliche Vorstellungen machen, gewiß, das wolle er. Denn die Stimme der kindlichen Liebe dürfte Keiner in sich ersticken, welchem Stande er auch angehöre, welchen Beruf er auch wählen möge. Aber — —

Da stockte er und Aloys, welcher seinen Worten wiederholt beipflichtend zugenickt hatte, schaute ihn gespannt an. Er rückte in seinem Lehnstuhle unbehaglich hin und her und meinte endlich, er hätte gehört, daß Florian nie eine Neigung zur Landwirthschaft gezeigt hätte. Was könnte also Aloys vernünftiger Weise dagegen haben, wenn sich Florian einen andern Beruf erwählte?

Aloys wollte jedoch nichts von dem verstehen, was der Pfarrer nun zum Lobe des geistlichen Standes vorbrachte, oder zur Entschuldigung, daß er Florian nicht abrathen könnte.

„Das ist alles gut und schön," warf Aloys ein, „aber es giebt Menschen genug, die auf Gottes weiter Welt nichts zu thun haben und auch nichts thun wollen: die sind gut genug zum Singen und Beten, oder um den Samen des Christenthums unter den Heiden aus-

zustreuen. Der Florian aber erbt einmal den Hof und er ist dazu auf der Welt, daß er ein rechtschaffener Bauer wird, wie sein Vater einer ist und sein Großvater vor ihm einer war. Es ist ganz schlecht von den Paters, daß sie dem Buben solche Geschichten und Flausen in den Kopf setzen."

„Mann, was führet Ihr für Reden?" rief der Pfarrer und schickte sich an, seiner Verlegenheit durch eine Strafpredigt über die unkirchliche Denkungsart Staudach's zu entschlüpfen.

Dieser unterbrach ihn jedoch: „Nichts für ungut, Herr Pfarrer; aber ich bin ein unwissender Mensch und just deshalb, weil unsereins in seiner Herzensnoth sich nicht zu helfen weiß, darum ist der Seelsorger in der Gemeind' bestellt. Sie können freilich nicht verstehen, wie einem Vater um's Herz ist, weil Sie geistlich sind, und darum hab' ich immer gemeint, daß der Pfarrer verheirathet sein sollt'; aber wenn ich zu Ihnen komm' und Ihnen sag': das geschieht mir mit meinem unmündigen Kind, und ich will's nicht leiden, dann ist's Ihre Pflicht, zu mir zu stehen und mir zu helfen. Denn ich verlang' nichts Unvernünftiges und Unrechtes, und dazu sind Sie mein Seelsorger."

„Oho!“ rief der Pfarrer halb verwundert, halb ärgerlich über die Lehren, die er empfing. „Meint Ihr, es gäbe in Eurem Falle, um dabei stehen zu bleiben, nicht höhere Pflichten erst zu prüfen?“

„Sie haben mir schon davon gered't,“ versetzte Aloys. „Aber das ist wie Spreu im Wind'. Nichts für ungut, Herr Pfarrer, Vater und Sohn, die gehören zusammen von Gotteswegen, und wer die auseinanderreißt oder die Hand dazu bietet, daß es geschieht, wo er es hindern kann, der, mein' ich, begeht die schwerste Sünd' die es giebt.“

Der Pfarrer seufzte tief auf.

„Ihr seid ein schrecklicher Mensch, Staudach,“ klagte er; „ich muß Euch einmal tüchtig in das Gebet nehmen. Ihr seid ja in der Fremde ganz und gar zum Ketzer geworden.“

Aloys wies den Vorwurf zurück: das sei gewiß nicht wahr; aber Furcht vor Menschen kenne er nicht. Er stellte vor, was aus seinem Hofe werden sollte, wenn Florian geistlich würde? Für ihn sei alle Freude an der Arbeit damit dahin. Noch sei es Zeit, den Buben zur Vernunft zu bringen und übrigens würde er nie seine Einwilligung dazu geben, daß Florian in irgend einen Orden träte.

Der in die Enge getriebene Pfarrer versprach endlich, die Bitte Staudach's zu erfüllen und dieser entfernte sich mit der Hoffnung des besten Erfolgs.

Seine Ehrwürden, welche den Boden im Dorfe unter ihren Füßen schwanken fühlten, hatten es mit dem reichen Bauer nicht verderben wollen. Wie sie es anstellen sollten, um es nicht mit dem Orden zu verderben, war eine schwieriger zu lösende Frage. Auch seinen „höheren Pflichten" durfte der wackere Geistliche nichts vergeben. Wenn der Brief, den er sich zu schreiben verpflichtet hatte, nur nicht, bevor er in die Hände Florian's gelangte, erst die Controlle der Jesuiten hätte passiren müssen! Lange saß er in schweren Sorgen auf seinem Stuhle und ein Enzian-Schnäpschen mußte ihm Kraft und Erleuchtung geben, ehe er die Feder eintauchte. Er bemühte sich, so objektiv als möglich zu verfahren und seine Person hinter der des Vaters zu verstecken; auch hielt er die kleine List für erlaubt, den Brief des Rectors zu ignoriren. Es war ein saures Stück Arbeit und er fühlte sein Herz nicht erleichtert, als er damit zu Stande gekommen und der Brief abgesendet war.

Dieses geheime Bangen sollte ihn auch nicht trügen. Eines Tages erhielt er ein Schreiben, dessen

Form und Siegel schon ihm Herzklopfen verursachten. Das grobe Papier enthielt einen nicht feineren Wischer seines Bischofs. Man fand es angezeigten Orts unbegreiflich und mithin unverzeihlich, wie ein Geistlicher die Pflichten seines heiligen Amtes so weit vergessen könnte, daß er versuche, eine junge Seele von dem Pfade des Heils zu verlocken, auf den sie von Gott wohlgefälligen Männern gewiesen worden. Man versähe sich hinfüro von ihm einer besseren Erkenntniß seiner apostolischen Mission, widrigenfalls man annehmen müßte, daß die Fleischtöpfe Aegyptens allzugroße Macht über ihn gewonnen hätten, und daher zu seinem eigenen Seelenheil eine Versetzung auf minder fetten Boden geboten erscheinen dürfte.

„Ach, ach, sie sind mächtig worden im Lande!" seufzte der Pfarrer trübselig und verbarg das unangenehme Schreiben so tief wie möglich unter seinen Papieren. Selbst die köstlichen Leberknödel, welche Frau Ursula ihm Mittags vorsetzte, vermochten nicht, seine Weltanschauung heiterer zu färben. Wenn die Würdenträger der Kirche den Schülern Loyola's so zu Diensten waren, wie der hochehrwürdigste Bischof, was blieb da dem niedern Clerus übrig, als in dem Schatten des Jesuitenhuts demüthig zu ersterben?

Der Pfarrer gedachte des Unkrauts, welches der Orden im Achenthale ausgestreut hatte und er sah im Geiste dasselbe aller Orten die gute Saat ersticken, welche bisher von den Landgeistlichen bestellt worden war. Wie ein fernes Wetterleuchten flammte es in ihm auf, welch' ein gewaltiges Werkzeug in den Händen des Ordens der niedere Clerus sein müßte, der durch Gebürt, Neigung und Stellung den untern Volksschichten nahe stand. Der alte Herr seufzte schwer.

Aloys wartete vergebens auf die große Wirkung, welche er sich von dem Briefe des Pfarrers auf Florian versprochen hatte. Der Pfarrer zuckte die Schultern. Durfte er Aloys nicht helfen, so wollte er doch auch den Jesuiten nicht förderlich sein. Ein unfruchtbares Bedauern war alles, was er dem Vater zu zeigen wagte, und auch dieses nur unter vier Augen. Der gute Mann, der zwar stets redlich seine Pflichten gegen seine Gemeinde erfüllt und an ihrem Wohl und Weh menschlichen Antheil genommen, aber von dem Strom des Lebens gemächlich sich hatte tragen lassen, fühlte sich nicht zum Kämpfer und Märtyrer berufen.

Erst um die Weihnachtszeit kam wieder ein Brief

von Florian. Er war kurz und frostig; kein Hauch der Liebe darin, keine Hindeutung auf den Brief des Pfarrers, kein Wort von seiner baldigen Heimkehr. Aloys ließ diesen Brief unbeantwortet. Vielleicht erwachte die Liebe in dem Buben, wenn er sah, daß das Herz des Vaters für ihn erkaltet war. In jedem Falle war er entschlossen, Florian nicht länger in dem Seminar zu lassen, als er mit dem Pater Gury übereingekommen war. Sein letzter Anker war die Hoffnung, daß er alles wieder in das alte Geleise lenken würde, sobald der Bube nur erst wieder zu Hause wäre. Aber die Erde schmückte sich wieder in ihr grünes Festgewand und kränzte sich mit duftenden Blüthenzweigen, und Florian kam nicht. Sobald die dringendsten Feldarbeiten bestellt waren, brach Aloys selbst nach Innsbruck auf. Er ließ sich von einem Knecht nach Jenbach fahren, wo er den Stellwagen nahm. Im gemächlichen Hundetrabe ging es das grüne Innthal hinauf, von Station zu Station, vorüber an den vielen, vielen Klöstern, deren schloßartige, von den Kirchthürmen überragte Bauten an den schönsten Stellen des Thals von sanften Höhen herableuchteten und dem Wanderer verkündeten: In Tirol ist der Pfaffe der Herr! Aloys machte diese

Reflexion nicht. Die staubige Straße an dem grünen, raschfluthenden Strom war dieselbe, die er einst in brausender Jugendlust zu dem Freischießen in Innsbruck gezogen war. Damals hatte er dort das Herz der schönen Franzl erobert, und nun zog er dorthin, um sich ihren Sohn und dessen Liebe zurückzuerobern. Daran dachte er und schaute immer nur gerade vor sich aus, ob die Thürme der Landeshauptstadt noch nicht am westlichen Horizonte auftauchten.

Es war gut, daß Veronika die feste Entschlossenheit in seinen Augen nicht sehen konnte, sie würde sonst noch unruhiger über den Ausgang des Kampfes, dem ihr Mann entgegenfuhr, gewesen sein, als sie schon war. Sie hatte vergebens ihre ganze Beredsamkeit aufgeboten, um ihn von der Reise abzuhalten. Vermochte der Pater Gury sein Versprechen nicht zu halten und kam Florian nach Hause, dann war sie allerdings ihres Eidschwurs ledig und Benedicta brauchte nicht in ein Kloster zu gehen; aber dann war auch Benedicta nicht die reiche Bauerntochter mehr, als welche die Mutter sie sich träumte. Die Vorstellung, daß ihr Mann als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen könnte, erfüllte sie innerlich mit einem Grimm, wie ihn etwa das Raubthier fühlen

mag, dem man sein Junges entreißen will. Aeußerlich erschien sie kalt und gleichmüthig wie immer.

Am Nachmittag des zweiten Tages langte Aloys in Innsbruck an. Er blieb in dem Wirthshaus zum Stern auf dem linken Ufer des Inn, wo der Stellwagen anhielt, machte sich sauber und ging dann über die steinerne Brücke nach der inneren Stadt. Tief aufathmend zog er die Glocke an dem Seminar, dessen nach der Straße hinausgehende Parterrefenster mit kunstvoll gearbeiteten, aber darum nicht minder soliden Eisengittern verwahrt waren. Ueber der Thüre prangten vergoldet die drei Buchstaben J. H. S. Man beeilte sich nicht sehr zu öffnen, und Aloys hatte Zeit, seine Aufregung etwas zu dämpfen, bevor von Innen der Schlüssel in das Schloß gesteckt und aufgeschlossen wurde. Der Pförtner war ein kräftiger Mann mit einem bleichen, mürrischen Gesicht. Er glich eher dem Schließer eines Gefängnisses als dem einer Erziehungsanstalt; auch ließ er Aloys nicht eher eintreten, als bis dieser seinen Namen und sein Anliegen, den Pater Rector zu sprechen, angegeben hatte. Schweigend schloß er die Thüre wieder ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und winkte Aloys, ihm zu folgen.

„Was schafft denn mein Bub, der Florian?“

fragte Aloys den Cerberus, während er ihm durch den Gang folgte, der das Gebäude der Länge nach durchschnitt und in dessen Mitte eine steinerne Treppe zu den oberen Stockwerken führte.

„Weiß nicht, kenn' ihn nicht," gab der Pförtner rauh zur Antwort.

„Was, Ihr kennt meinen Buben, den Florian Staudach nicht?" rief Aloys verwundert, und stehen bleibend begann er seinen Sohn zu beschreiben.

Der Pförtner unterbrach ihn jedoch mit der barschen Bemerkung, er kenne außer den Lehrern Niemand im Hause.

Kopfschüttelnd folgte ihm Aloys die erste Treppe hinauf. Hier wie unten herrschte eine Todtenstille, und selbst die Schritte verursachten kein Geräusch. Eine Decke lag hier auf dem Fußboden des Ganges, auf den, wie auch im Erdgeschosse, eine Reihe von Thüren sich öffnete.

Das Zimmer des Rectors lag der Treppe zunächst. Der Pförtner verschwand in demselben und wiederkehrend gab er Aloys durch Winke zu verstehen, daß er eintreten sollte. Der Mann schien kein Freund vom Sprechen zu sein.

Aloys trat in ein hohes, geräumiges Zimmer,

dessen Wände hinter Büchergestellen von schwarzem Holze verschwanden. Auch die Bücher, welche die Gestelle füllten, waren schwarz gebunden und trugen die Titel in Golddruck auf den Rücken. Bücher lagen überall auf den Stühlen, und in der Mitte des Zimmers, gegen das Licht gerichtet, stand ein mächtiger mit Schriften bedeckter Schreibtisch; vor demselben ein bequemer Sessel. An dem Pfeiler zwischen den beiden Fenstern, die auf den Garten des Seminars hinausgingen, befand sich ein großes, schönes Crucifix mit einem Betschemel davor. Vorhänge von dunklem, Stoffe dämpften das hereinfallende Licht. Auf einem Pfeilertischchen stand ein großer Globus und in einer Ecke eine Elektrisirmaschine. Es war das Zimmer eines Gelehrten, und Aloys, welcher in seinem Leben noch nie eine solche Menge Bücher und gelehrten Apparats beisammen gesehen hatte, bekam einen großen Respekt vor dem Pater Rector. Vermuthlich wäre es einem minder ungebildeten und unwissenden Manne als Aloys ebenso ergangen. Denn wo man viele Bücher sieht, pflegt man leicht den Schluß zu ziehen, daß deren Besitzer wenigstens einen großen Theil ihres Inhaltes auch im Kopfe haben müsse. Pater Werner galt denn auch in Innsbruck für einen großen

Gelehrten, und man pries höchlich eine von ihm verfaßte Geschichte Tirols. Nur die Professoren der Universität wollten sein Wissen nicht anerkennen und warfen seiner Geschichte vor, daß es ihr ebensosehr an historischer Treue wie an historischer Kritik gebreche, wie denn überhaupt ein gelehrter Jesuit ein Widerspruch in sich selber sei. Dieses Urtheil mochte jedoch nicht ganz frei von Feindseligkeit sein; denn die Professoren sträubten sich noch immer hartnäckig gegen die Zulassung der Jesuiten zu den Lehrstühlen der Universität Innsbruck. Aber es war vorauszusehen, daß dieser Widerstand nicht mehr von langer Dauer sein konnte; denn schon war es den Jüngern Loyolas gelungen, das dortige Gymnasium, so wie das Theresianum, eine Erziehungsanstalt für adelige Jünglinge, in ihre Hände zu bekommen.

Der Rector, Pater Werner, befand sich nicht in seinem Arbeitszimmer, als der Portier Aloys dort hineingehen hieß. Er trat erst einige Sekunden später aus einer anstoßenden Stube herein, über deren Thüre ein Ecce homo in Oel hing. Der Pater Werner hatte nichts von einem sterbenden Erlöser an sich. Es war ein stattlicher Mann von einigen vierzig Jahren, mit einem runden, blühenden Gesichte. Unter

seinem schwarzen Sammetkäppchen kam weißlich blondes, dünnes Haar hervor. Seine runden, blauen Augen, über die sich ganz dünne, lichte Brauen spannten, strahlten von Wohlwollen, und in den Winkeln des etwas großen, von schmalen Lippen eingefaßten Mundes verrieth sich etwas von einem gutmüthigen, jedoch seiner Ueberlegenheit über Andere sich wohlbewußten Schalke. Er hatte sehr schön geformte, weiße und weiche Hände und er umfaßte mit ihnen die breite, harte Rechte Staudach's und schüttelte sie, indem er seine Freude ausdrückte, den Mann von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, dessen Sohn er eine Zierde seiner Anstalt nennen dürfe. Seine Stimme hatte einen etwas verschleierten Tenorklang.

„Und was führt Sie zu uns, mein lieber Mann?" fuhr er fort, nachdem er Aloys einen Stuhl angewiesen und sich selbst in dem Sessel vor dem Schreibtische niedergelassen hatte. Mit freundlicher Erwartnng schaute er seinem Besuch in die Augen.

Aloys drehte etwas verlegen seinen Hut hin nud her. Er war als Feind gekommen, auf Kampf gefaßt; diesem unerwartet freundlichen, fast herzlichen Empfange gegenüber konnte er mit dem Zwecke seines

Besuchs unmöglich schroff hervortreten. Er erinnerte daran, daß die Zeit, welche Florian in der Anstalt zubringen sollte, abgelaufen sei.

„Abgelaufen? schon?" fragte der Rector überrascht. „Mir ist es, als ob Florian erst gestern zu uns gekommen wäre. Doch ich erinnere mich. In der That, ich begreife nicht, wie ich es vergessen konnte! Ich habe ja selbst an Sie deshalb schreiben wollen. Aber man hat in meiner Stellung so selten eine freie Minute, wird fortwährend gestört."

Er kramte ein wenig unter den Papieren auf seinem Schreibtisch, als wollte er Aloys aus deren Menge auf die Zahl seiner Geschäfte schließen lassen, und sagte dabei halb lächelnd, halb seufzend: „Ja, ja, bei uns geht es alle Tage zu, wie bei Ihnen auf dem Lande zur Zeit der Ernte: Alles soll wo möglich zugleich abgethan werden. Nun, die Ernte lohnt wohl die Mühe und was Ihren Sohn betrifft, so ist bei ihm die Saat auf fruchtbaren Acker gefallen und herrlich aufgegangen. Noch ein wenig Sonnenschein von unserem Herrgott, und die schönste Ernte ist reif. Ja, mein lieber Herr Staudach Sie haben große Ursache, Gott dankbar zu sein!"

Wohlwollen und Rührung leuchteten aus seinen runden Augen.

„Ich bin auch dankbar, wenn aus dem Buben was Ordentliches geworden ist,“ versetzte Aloys, erfreut über das Lob, welches der ehrwürdige Herr seinem Sohn zollte. „Ich begreif' auch schon, daß Sie viel zu thun haben; aber dann hätt' mir der Bub' ein Wörtlein schreiben sollen.“

„That er das nicht?“ fragte der Rector erstaunt. „Er war sonst stets so pflichtgetreu. Ei! ei! Sie müssen wissen, daß wir Niemand zwingen, seine Pflicht zu thun. Es muß sie Jeder aus freien Stücken erfüllen; nur eine Rüge gestatten wir uns im Falle der Vernachlässigung. Liebe ist die Grundlage unseres ganzen Erziehungssystems, Liebe zur Pflicht, Liebe zu Gott. Aber verlassen Sie sich darauf, Florian wird einen Tadel erhalten, sobald er wieder zu Hause ist.“

„Ja, wo steckt er denn?“ rief Aloys bestürzt.

„Nicht entflohen,“ scherzte der Pater Rector, „wenn ich Ihnen auch nicht genau sagen kann, wo er in diesem Augenblicke mit seinen Kameraden herumschwärmt. Unser Haus ist kein Gefängniß, und wer einmal darin Aufnahme gefunden hat, kehrt immer

gern zurück wie in den Schooß seiner Familie. Arbeit und Erholung wechseln bei uns ab, und wenn wir unsere Zöglinge den Winter über in den Wissenschaften und der Gottesfurcht unterrichtet haben, dann führen wir sie im Sommer partienweise in die freie Natur, in die Gebirge, damit sie aus der lebendigen Anschauung von Gottes wunderherrlicher Welt die rechte Herzensliebe und Verehrung zu deren Schöpfer gewinnen. Florian ist mit etwa einem halben Dutzend seiner Kameraden unter Aufsicht des Pater Gury vor einigen Tagen nach Nassereuth und Lermos gewandert, und wenn ich nicht irre, beabsichtigen die Wagehälse die Zugspitze zu ersteigen. In vierzehn Tagen bis drei Wochen erwarten wir sie wieder zu Hause."

Aloys schaute ihn im höchsten Grade betroffen an, und Jener sagte mit dem schmelzendsten Klang seiner belegten Tenorstimme:

„Ich begreife, wie schmerzlich es für Sie sein muß, die weite Reise vergebens gemacht zu haben. Wenn Sie mir nur Ihr Kommen vorher angezeigt hätten, so würde ich Florian zurückgehalten haben, und Sie genössen jetzt die Freude, den lieben Knaben an Ihr väterliches Herz zu drücken. Auch Florian wird es sehr weh thun, Sie verfehlt zu haben."

„Wird es das?" fragte Aloys bitter. „Aber ich hab' die Reis' nicht blos gethan, um den Florian einmal wiederzusehen; ich wollt' ihn gleich mitnehmen. Seine Zeit ist hier um, und ich brauch' ihn nöthig in der Wirthschaft."

„Dann thut es mir doppelt leid, daß Sie ihn verfehlt haben," rief Pater Werner. „Er würde sonst seine Bitten mit den meinigen vereint haben, daß Sie ihn noch einige Zeit hier lassen. Der Knabe hat so vortreffliche Anlagen, daß es schade wäre, ja, ich möchte es fast eine Versündigung gegen Gott nennen, von dem er die Gaben hat, wenn sie unausgebildet bleiben sollten."

„Jedennoch wird es nicht anders sein können," bemerkte Aloys ruhig.

„Wenn der Mensch nur den rechten Willen hat," lächelte der Rektor, „so ist mit Gottes Hülfe vieles möglich, was dem Zaghaften unglaublich erscheint. Sie werden das wohl an sich selbst schon erfahren haben. Aber, was ich fragen wollte: warum zweifeln Sie, daß es Ihren Sohn betrüben wird, während Ihres Besuchs abwesend gewesen zu sein?"

„Weil ich es aus seinem Geschreib' heraus gelesen hab', Ehrwürden, daß er mich nicht mehr lieb

hat," rief Aloys erregt. „Sein Kopf mag schon gut sein, ich glaub's, denn gescheidt war er immer; aber im Herzen da fehlt's. Sonst hat mich der Bub' gar so unmenschlich lieb gehabt; aber seit er hier ist, macht er sich nichts mehr aus seinem Vater."

Der Pater Rector lächelte mit milder Ueberlegenheit.

„Sie befinden sich in einem verzeihlichen Irrthum, lieber Mann," sagte er sanft und betrachtete die Nägel an seiner linken Hand. „Sie nennen das leidenschaftlich aufwallende Gefühl Liebe; aber ist das die wahre Liebe? Ist es nicht vielmehr jene, welche aus der Erkenntniß quillt und mit ebenmäßiger Kraft den Menschen trotz aller seiner Mängel und Fehler umfaßt? Dieser letzteren Art, welche kalt erscheint, es aber nicht ist, ist die Liebe Florian's zu Ihnen. Und dann, giebt es nicht noch eine höhere Liebe als die des Menschen zum Menschen, des Mannes zum Weibe, der Eltern zu ihren Kindern und umgekehrt? Die irdische Liebe muß vor der göttlichen zurückstehen; hat doch auch Christus zu der Mutter, die seinen sterblichen Leib geboren, gesagt: Weib, ich kenne dich nicht! Befangen in irdischen Hoffnungen und Wünschen vermögen Sie sich nicht über die weltliche, ich möchte

sagen, fleischliche Liebe zu erheben. Ich begreife das, begreife es um so mehr, als Sie darin von dem Pfarrer Ihres Ortes bestärkt werden. Aber ich bitte Sie dringend: verschließen Sie Ihr Ohr den Rathschlägen jener falschen Priester, die sich zwar Gottes Diener nennen, in ihrem Herzen aber den Baal des rothen Weines, der Knödel und der Kartenblätter anbeten. Sie sind schlimmer noch als die protestantischen Ketzer; denn von diesen weiß man, daß sie herumgehen, wie der brüllende Leu, der suchet, wen er verschlinge. Nur ein solcher von Fleischeslüsten umstrickter Weltgeistlicher, wie es dieser Pfarrer Wagner ist, hat es versuchen können, das zu Gott sich flüchtende Lamm in die Dornen und Disteln der Sünde zurückzulocken, indem er den heiligen Vaternamen mißbrauchte.

„Ich breche nicht den Stab über Sie, Staubach," fuhr er fort. „Es ist nicht meines Amtes zu richten. Aber was wollen Sie? Jeder Vater, jede Mutter erfährt einmal im Leben den Schmerz, daß sich das Herz ihres Kindes mit höherer Liebe einem anderen Gegenstande, einem anderen Wesen zuwendet. Hört der Jüngling auf, den Vater zu lieben, weil sein Herz mit tieferer Neigung der erwählten Braut

anhängt? Und folgt er nicht dieser und läßt um ihretwillen Vater und Mutter, wie es in der heiligen Schrift geschrieben steht? Ganz so verhält es sich auch mit Ihnen und Florian. Gottes Wege sind oft wunderbar. Sie haben uns den Knaben anvertraut, um ihn zur Aufnahme in die christliche Gemeinschaft vorzubereiten, und siehe, der vernachlässigte, von üppigem Unkraut überwucherte Boden erweist sich als ein Acker erster Klasse. Jedes Korn, welches wir ihm anvertrauen, trägt hundertfältige Frucht. Er lernt mit einer Leichtigkeit, für welche seine Lehrer in ihren Erfahrungen vergebens nach einem Beispiele suchen, und mit jedem Tage wächst seine Begierde, Gott mehr kennen zu lernen und ihm wohlgefällig zu werden. Seine Mitschüler beneiden ihn; aber er hat eine Art an sich, welche ihren Neid zur Liebe zwingt. Und nun das Fundament gelegt ist, auf dem sich ein schöner Bau zur Ehre Gottes erheben soll, da kommen Sie und wollen uns den Knaben entreißen!"

„Es ist schon nicht anders, Ehrwürden," versetzte Aloys bescheiden, doch fest. „Ein lateinischer Bauer ist ein unglückliches Geschöpf und ich mein', der Bub' hat jetzt just genug gelernt, um sich zu Haus' vor

Niemand zu schämen und ein rechtschaffner Bauer zu werden."

Der Rector blickte ihn vorwurfsvoll an, schüttelte den Kopf und sagte in einem sanft strafenden Tone: „Ihr Sohn beschämt Sie; denn Ihre Liebe zu ihm ist nichts als Selbstsucht. Um ihn nach Ihrer Art glücklich zu machen, treten Sie seiner eigenen Neigung in den Weg. Aber so sind die Menschen: es darf Keiner sein Glück auf einem anderen Wege als dem ihrigen suchen! Daß sich Jemand in einem Zustand wohl fühle, der mit dem ihrigen nichts gemein hat, vermögen sie nicht zu begreifen. Fragen Sie Ihren Sohn und er wird Ihnen sagen, daß er nicht die mindeste Neigung verspüre, den väterlichen Acker mit seinem Schweiße zu netzen."

„Da haben Sie alleweil Recht," entgegnete Aloys; „aber ich kenn' meinen Buben besser wie Sie. Als er noch daheim war, wollt' er partu ein Jäger werden, jetzt spukt ihm der Missionär im Kopf herum. Nichts für ungut, Ehrwürden, das ist so wie die Spinngewebe an den Stoppeln: wenn der Wind darüber hinbläst, reißt er sie mit fort."

„Natürlich kennen Sie den Florian besser als ich und seine Lehrer, denn Sie waren ja täglich Zeuge

der Entwickelung, die er unter unseren Augen durchgemacht hat," antwortete der Rector mit einem Anfluge von Ironie. „Sie hätten mit Ihrem Vergleiche Recht, wenn ich Ihnen gesagt hätte, Florian wolle ein Klostergeistlicher werden. Nein zum Mönche, der sein Leben über den Büchern in der Zelle verhockt, dazu ist er nicht geschaffen. Sein Beruf ist praktische Bethätigung, und so ist nichts natürlicher, als daß er, der die Beseligung des christlichen Glaubens, erst so spät und in einem durchaus zurechnungsfähigen Alter hat kennen gelernt, nichts Schöneres und Erhabeneres weiß, als diese Beseligung nun auch denen zu verschaffen, die, wie er, bisher von der Nacht des Irrthums umhüllt waren. Erkennen und verehren Sie Gottes Weisheit, der Sie gegen das Seelenheil Ihres Kindes sich vergehen ließ, um sich aus ihm einen Streiter seiner Liebe zu erwecken! Wir haben in unserem Institute zwei adelige Knaben, die vor Begierde brennen, den Heiden das Evangelium zu verkünden; aber wir werden sie in das Theresianum schicken müssen, um sie dort für ein weltliches Leben auszubilden. Denn sie gehören nicht zu den Erlesenen, wie Florian deren einer unzweifelhaft ist."

Der geistliche Herr erwärmte sich und schilderte

seinem Zuhörer mit eindringlicher Beredsamkeit die erhabene Aufgabe eines Missionärs. Er sprach leicht, fließend, schmelzend. Wie würde Aloys Staudach nicht im Achenthale um einen solchen Sohn beneidet werden! Er selbst beneide ihn, und seine runden, blauen Augen strömten förmlich vor Wohlwollen über. Er sprach von den Pflichten eines guten, christlich-katholischen Vaters, unter denen Entsagung und Gehorsam gegen Gottes Gebot obenan ständen. Gott aber hätte seinen Willen in Betreff Florians in dessen Neigung und Begeisterung für den Beruf eines Heidenbekehrers deutlich offenbart. Sich dagegen stellen wollen, sei Selbstsucht und Sünde.

Aloys war bewegt. „Aber," sagte er nach einem tiefen Athemzuge, „wenn der Bub' es für seinen Beruf hält, die Heiden, die ihn gar nichts angehen, glückselig zu machen, schauen Sie, Ehrwürden, nachher giebt's doch einen viel schönern und höhern Beruf für ihn, das ist, seinen eigenen Vater glückselig zu machen. Wenn er sich für die Heiden aufopfern will, wird er sich gewiß nicht scheuen, seinem Vater zu lieb' ein Opfer zu bringen. Ich mein', Ehrwürden, wenn Sie das dem Buben so recht vorstellen würden, er würd' sein Lebtag kein Missionär nicht."

Der ehrwürdige Herr gerieth durch diese Antwort ein wenig aus der Fassung. Indessen lächelte er, und seine schönen, weißen Hände faltend, rief er sanft: „O heilige Einfalt. Sie sind ja schon ein Christ, und Florian soll einst die Heiden bekehren und unterweisen.“

„Schon recht,“ versetzte Aloys; „aber es ist auch bei uns daheim nicht alles Gold, was danach ausschaut. Und wenn der Florian daheim brav, fleißig und verständig ist, da ist sein Beispiel und Lehren gewiß auch nicht verloren. Jetzt hab' ich in der Fremd' manches in der Landwirthschaft gesehen, was besser ist als bei uns. Das soll mir der Florian auf meinem Hof durchführen helfen, und wenn das die Andern uns absehen und nachahmen, nachher wird's ihnen besser gehen und ein größerer Wohlstand in unser Thal kommen. So bitt' ich Sie denn recht sehr, Ehrwürden, wenn der Florian von seiner Reis' zurückkehrt, sagen Sie ihm, daß er hier sein Bündel schnürt. Was ich noch für ihn zu entrichten hab', will ich gern bezahlen. Aber ich kann ohne den Buben nicht leben und will's nicht, und meine Einwilligung dazu geb' ich nimmer, daß er geistlich wird. Nichts für ungut, Ehrwürden, und für alles Gute,

was Sie meinen Buben hier gethan haben, dafür dank' ich Ihnen recht sehr."

Er stand auf. Der Rector blieb jedoch ruhig sitzen, winkte ihm, seinen Platz wieder einzunehmen, und sagte: „Lassen wir den künftigen Beruf Florian's einstweilen aus dem Spiele. Ich würde überhaupt nicht davon gesprochen haben, wenn ich Ihres Sohnes heißen Herzenswunsch nicht kennte und ihm bei dieser Gelegenheit förderlich sein zu können geglaubt hätte. Sie werden noch manche Erndte von Ihren Feldern einfahren müssen, bis Florian an dem Ziele steht, dem er nachstrebt. Erst würde er die Studia inferiora vollständig zu absolviren haben, wozu noch ein Jahr erforderlich wäre. Dann nähmen die Studia Superiora ihren Anfang, welche einen zweijährigen philosophischen und einen vierjährigen theologischen Cursus umfassen. Vor seiner Mündigkeit darf er ohne Dispens das Gelübde nicht ablegen, und bis dahin, selbst als Novize, steht es jeden Augenblick in seinen Belieben, in die Welt zurückzutreten. Sie sehen also, welche lange Reihe von Jahren, in denen seine Entschließung vollkommen frei bleibt, noch zu verlaufen hat, bis er in unseren heiligen Orden aufgenommen werden kann. Ich möchte Ihnen nur lediglich das Eine an Ihr

väterliches Herz legen: bei den unverkennbar schönen Anlagen Florian's wäre es eine Versündigung — ja, lassen Sie mich dieses harte Wort gebrauchen — wäre es eine Versündigung, sage ich, ihn jetzt plötzlich der Schule zu entreißen, ohne daß sein Unterricht einen bestimmten Abschluß erreicht hätte. Lassen Sie ihn noch die erste Klasse der niederen Studien durchmachen. Bis Ostern künftigen Jahres würde er damit fertig sein. Was er bis dahin gelernt haben wird, wird ihn nicht hindern, ein tüchtiger Bauer zu sein, wenn es also Gottes Rathschluß sein sollte."

Was konnte Aloys gegen einen anscheinend so vernünftigen und ruhig vorgebrachten Vorschlag einwenden? Er hegte zudem keineswegs das gewöhnliche bäuerliche Vorurtheil gegen Kenntnisse und Wissen, Aber die Furcht, wenn Florian noch länger bei den Jesuiten blieb, dessen Herz rettungslos zu verlieren, stählte seinen Widerstand. Er mochte diesen Grund einem so freundlichen Herrn gegenüber, wie es der Pater Rector war, nicht anführen, nachdem ihn derselbe bereits auf die höhere Liebe verwiesen hatte. Der Pater Rector war wohl unschuldig daran, daß Florian so herzlos geworden war. Ein Mann, der mit solcher liebevollen Theilnahme von seinem Sohne

sprach, konnte doch unmöglich in dessen Herzen die Liebe zum Vater unterdrückt haben! Er blieb dabei, daß Florian nach Hause kommen müßte, sobald derselbe von seiner Reise zurückgekehrt sei.

„Ich bin überzeugt, daß dies nicht Ihr letztes Wort in dieser Angelegenheit sein wird,“ lächelte der Rector, indem er sich nun gleichfalls erhob und eine Glockenschnur neben der Thüre zog. „Sie werden sich die Sache noch einmal und reiflich überlegen, und bis dahin wollen wir denn auch alle Abrechnungen vertagen.“

Ein Diener erschien in der Thüre und der Pater reichte Staudach die Hand und sagte herzlich: „Reisen Sie glücklich! Der Herr erleuchte Sie! — Zeigen Sie dem braven Manne den Weg!“

Als Aloys mit seinem Begleiter das Zimmer verlassen hatte, sank der Rector Pater Werner wie völlig erschöpft in seinen Sessel. Gleich darauf trat aus dem Nebenzimmer, dessen Thüre offen geblieben war, eine große, hagere schwarze Gestalt. Es war Pater Gury, welcher sich nach der Aussage des Rectors, auf einer Vergnügungstour nach Lermos befinden sollte.

„Nun was sagen Sie?“ fragte der Rector verdrossen. „Sie haben alles gehört?“

„Ich habe mich unverzüglich in dem Nebenzimmer eingefunden, nachdem mir der Portier Ihre Botschaft überbracht hatte," antwortete Pater Gury und zuckte dann mit den Schultern.

„Dieser Staudach hat mich fast zur Verzweiflung gebracht," klagte der Rector. „Wiederholt glaubte ich das Spiel schon gewonnen und immer wieder fand ich ihn auf seinem Non volumus! Und dabei hat dieser Bauer so intelligente Augen, daß man versucht ist, ihn wirklich für ein vernünftiges Geschöpf zu halten."

„Der gelehrte Autor der Geschichte Tirols dürfte kaum erstaunt sein, daß die Köpfe hier zu Lande den Masern gleichen, aus denen ihre Pfeifen geschnitten sind," bemerkte Pater Gury mit einer Verbeugung.

„Es verhält sich in der That so," seufzte der Rector, „und ich bedauere, daß ich Sie auf Reisen geschickt hatte, Herr Collega. Sie würden diesen Stock fester gepackt haben, als ich es im Stande war."

„Um Vergebung," versetzte der Andere, „Sie haben gegen ihn den einzig richtigen Ton angeschlagen. Seien Sie überzeugt, daß Staudach mit dem Entschlusse hierher gekommen war, uns eine ärgerliche Scene zu machen. Sie haben ihn entwaffnet."

„Aber nun weiter?“ fragte der Rector kopfschüttelnd. „Er wird uns den Jungen auf keinen Fall lassen.“

„Ohne Sorgen, Herr Confrater!“ beruhigte ihn Pater Gury. „Es giebt wohl noch Mittel, ihn gefügig zu machen. Schlagen sie fehl, so schicken wir den Buben heimlich von hier fort, etwa in eins unserer Häuser in Welschtirol oder Norditalien. Dann mag ihn Staudach suchen gehen, wir waschen unsere Hände in Unschuld.“

Der Rector nickte einverstanden.

Unten wurde eine Glocke geläutet. Es war das Zeichen zum Abendessen.

„Gehen wir, Herr Collega!“ sagte der Pater Rector und erhob sich.

Viertes Capitel.

Verlorene Liebesmühe.

Veronika triumphirte innerlich, als ihr Aloys nach seiner Heimkehr das Ergebniß seiner Reise und sein Gespräch mit dem Rector Pater Werner berichtete. Sie war jetzt überzeugt, daß die Jesuiten ihre Beute nicht wieder fahren lassen würden, und es kam für sie nur noch darauf an, Florian's Erbtheil ihrem Kinde zuzuwenden. Sie war nicht mehr habsüchtig für sich, sondern für Benedicta, und die Niederlage, die sie von Pater Gury erlitten hatte, schreckte sie nicht ab, auf's Neue gegen die Gesellschaft Jesu in den Kampf zu treten.

Aloys zählte mit wachsender Ungeduld die Tage bis zu Florian's Rückkehr. Er hatte dem Rector seinen Willen zu bestimmt ausgedrückt, als daß er an

dessen Erfüllung hätte zweifeln sollen. Allein eine Woche ging nach der andern in's Land und Florian erschien nicht. Statt seiner traf in der fünften Woche nach Aloys' Heimkehr aus Innsbruck ein dicker Brief auf dem Marienhofe ein. Veronika empfing ihn, da ihr Mann eben auf dem Felde war. Sie erbrach den Umschlag. Zwei Briefe lagen darin; der eine war von dem Rector, der andere von Florian. Veronika fühlte sich von ihrem Inhalte höchlich befriedigt.

„Also der Bub' ist wieder nicht gekommen," fragte die breite, fette Stimme des Pfarrers zu der offen stehenden Thüre herein. Er war auf einem Krankenbesuche der Postkutsche begegnet und hatte den Postillon ausgefragt, ob er einen Passagier nach dem Marienhof gebracht hätte. Von den Briefen hörend, war er umgekehrt. Der zornige Glanz, welchen die violetten Strümpfe unter sein bescheidenes Dach geworfen, konnte ihn wohl von einer thätigen Einmischung in Aloys Staudach's Handel mit den Jesuiten abschrecken, aber nicht sein Mitgefühl ersticken, in das sich ein gut Theil schadenfroher Begierde mischte, die Jesuiten den Kürzern ziehen zu sehen.

„Nein, der Bub' ist nicht gekommen und wird

auch nicht kommen," entgegnete Veronika auf seine Frage, indem sie lässig von ihrem Stuhle aufstand. „Das ist ein gottseliges Kind, und wenn ich seine rechte Mutter wär', ich könnt' keine größere Freud' haben, über das, was er schreibt."

„So?" brummte der Pfarrer.

„Freilich," versetzte sie. „Aber Sie wird's nicht freuen, haben Sie doch meinen Mann noch darin bestärkt, daß er den Buben nicht in Innsbruck lassen soll. Mich wundert's nicht, hat uns doch schon der Pater Gury gesagt, daß die Weltgeistlichen nicht den rechten, festen Glauben haben."

Eine zornige Röthe färbte bei diesen fast verächtlich kühl geäußerten Worten die runden Wangen des Geistlichen. Indessen erinnerte er sich noch rechtzeitig der bischöflichen Vermahnung, und wehmüthig entgegnete er: „Du hättest das nicht sagen sollen, Vreneli. Denn Du weißt wohl, daß ich gern die Hand geboten habe, um Dich glücklich zu machen."

Veronika nahm eine hochmüthige Miene an. „Ich hab's nie anders gewußt," sagte sie, „als daß Ehen im Himmel geschlossen werden, und sündhaft bleibt's, daß sich der Staudach dem Willen Gottes widersetzt. Unser himmlischer Vater hat's dem Buben

so deutlich offenbart, daß nur Einer daran zweifeln kann, der nicht in der göttlichen Gnade ist. Sie können es selbst lesen.“

Sie reichte ihm den Brief des Rectors. Er zog seine Brille hervor und las.

Pater Werner schrieb, das er Florian den Willen seines Vaters kund gethan, und zum kindlichen Gehorsam ernstlich ermahnt habe. Florian aber hätte ihn so inständig nnd unter heißen Thränen gebeten, noch in der Anstalt bleiben zu dürfen, daß er nicht habe widerstehen können und nun nochmals diesen letzten Versuch mache, den Sinn des Vaters zu ändern. Er wiederholte dann alle die Gründe, die er Aloys schon mündlich vorgehalten hatte, und ging dann zu der Versicherung über, daß inzwischen Gott selbst alle Zweifel an dem inneren Berufe Florian's zum geistlichen Stande beseitigt habe. Zu dreien Malen sei dem Knaben der heilige Domingo, diese granitene Säule der Kirche erschienen, zweimal des Nachts und einmal am Tage, als er in der Kirche gebetet, habe ihm die Hand auf den Kopf gelegt und gesprochen: Stehe auf und gürte deine Lenden; in deine Hand gebe ich die Ungläubigen und die Heiden, daß du sie zu dem Glauben an den Gekreuzigten

bekehrst! Unter solchen Umständen dürfte Aloys nicht weiter auf seinem Willen bestehen, und hinten nach schwänzelte die drohende Erinnerung an die schrecklichen Strafen, welche den Verächter von Gottes Gebot diesseits und jenseits träfen.

„Sie glauben wohl an das Wunder nicht?" fragte Veronika, als ihr der Pfarrer den Brief schweigend und nachdenklich zurückgab.

Er nahm die Brille ab und nachdem er sie mit dem Futteral in die Tasche gesteckt hatte, sagte er, die Bäuerin fest ansehend: „Ob ich daran glaube oder nicht, kann Dich wenig kümmern. Eins aber soll Dich kümmern, daß ich an Deine Frömmigkeit nicht glaube. Und da Du so viel weißt, so weißt Du auch wohl, daß eine Vorschrift unserer heiligen Kirche lautet: Die Weiber sollen in geistlichen Dingen das Maul halten! Ich kann es Dir auch auf Lateinisch sagen, wenn Du willst. Gott befohlen!"

Sprach's, stieß seinen Stock stark auf und ging davon.

Veronika's Lippen hatten sich zu einem höhnischen Lachen verzogen; aber es wurde nicht laut. Des Pfarrers Erklärung, daß er sie für eine Heuchlerin halte, machte sie betroffen. Sie überwand dieses

Gefühl jedoch bald wieder. Was konnte ihr der Pfarrer schaden? Sie fühlte sich mit Unterstützung der Jesuiten mächtiger als er, und sie wollte ihre Macht ihn fühlen lassen.

Als Aloys um die Mittagszeit vom Felde kam, fand er die beiden Briefe in der Stube auf dem Tische liegen, gerade unter der geschnitzten Taube, welche, ein Symbol des heiligen Geistes, an einem Faden von der geschwärzten Decke herabhing. Veronika war in der Küche beschäftigt. Aloys erschrack, als er Florian's Handschrift erkannte. Was konnte dieser anderes schreiben, als daß er nicht kam, nicht kommen wollte? Das Herz zitterte ihm in der Brust, nachdem er gelesen hatte, und seine Augenwinkel wurden feucht. Florian bedauerte, daß er bei dem Besuch seines Vaters abwesend gewesen war, und bat beweglich, ihn doch bei seinen lieben Vätern von der Gesellschaft Jesu zu lassen, er könnte sich nichts Herrlicheres vorstellen, als den Beruf eines Missionärs und er bäte Gott täglich, daß er das Herz des Vaters ihm günstig stimme; habe er einst ein Jäger werden wollen, so wolle er jetzt zur Ehre Gottes auf die Seelenjagd gehen und die Herzen der Heiden mit den Pfeilen der göttlichen Gnade erlegen.

Es herrschte in diesem Briefe allerdings ein wärmerer Ton als in den früheren; aber das Vaterherz ließ sich nicht bestechen. Aloys fühlte den Zwang heraus, den sich Florian angethan, um die Sprache der Liebe zn reden, und diese Entdeckung schmerzte ihn mehr, als Florian's vorherige Kälte. Es war der Beweis, daß das Herz des Sohnes wirklich für ihn gestorben war.

Traurig über den Brief gebeugt, saß er, bis seine Frau zu Tisch rief. Schweigend aß er. Veronika beobachtete ihn verstohlen, aber sie sagte nichts, auch nicht, als er nach dem Mittagessen den Brief des Rectors gelesen hatte, ihn in seine Joppe steckte und kurz darauf seinen Hut nahm und in das Freie ging. Sie ließ es in ihm gähren, und es gohr schwer in ihm. Er ging über den Steg, welcher hinter seiner Scheune über die Ache führte, und weiter auf dem Fußpfade zwischen seinen Feldern dem Thalrande zu. Dort streckte er sich in dem Schatten eines Gebüsches in das Gras; allein es ließ ihn nicht lange ruhen. Er ging weiter, kam wieder nach Hause, nahm diese und jene Arbeit vor und gab sie unvollendet auf. Dabei zeigte er eine gereizte Stimmung.

Der Entschluß, an welchem er innerlich arbeitete,

wollte nicht reifen. Zuerst wollte er im Trotz Florian seinen eigenen Weg gehen lassen, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern. Wie man sich bettet, so schläft man, und er meinte, daß der Augenblick nicht ausbleiben würde, wo Florian sein Lager recht hart finden dürfte. Die Liebe überwand jedoch die zornige Wallung, und er erwog, ob er nicht wirklich nur selbstsüchtig war, wie ihn Pater Werner gescholten hatte, und es nicht seine Pflicht als Vater sei, Florian's Wunsch zu erfüllen. Er konnte sich das Zeugniß ausstellen, daß er seit der Geburt seines Sohnes nur dem einen Zweck, ihn glücklich zu machen, gelebt hatte. Nur um seinetwillen sorgte und arbeitete er, Florian's Zukunft war sein einziger Gedanke. Nun sollte alles umsonst gewesen sein, sein Leben hinfort keinen Zweck und kein Ziel mehr haben! Dennoch, wenn Florian persönlich vor ihn hingetreten wäre, hätte ihn gebeten und dazu angeschaut mit den dunklen, lieben Augen seiner Mutter, er würde eingewilligt haben, ihn zu verlieren, welchen Schmerz es ihm auch gekostet hätte! Auch war er weit davon entfernt, den Beruf, welchem Florian sich widmen wollte, gering zu schätzen. Er war in dem ketzerischen England ein treuer und gehorsamer Sohn seiner

Kirche geblieben, wenn er auch über einzelne Satzungen eine freiere Anschauung gewonnen hatte, und er war keineswegs ganz unempfindlich gegen die Ehre, in dem mächtigen Orden der Loyoliten einen Sohn zu haben, wie denn das Prognostikon, welches diesem der Rector gestellt, seiner väterlichen Eitelkeit geschmeichelt hatte. Aber er konnte sich nicht überreden, daß Florian dereinst als Ordensgeistlicher und Missionär sich glücklich fühlen würde. Es war nicht nur die Beschränktheit eines in einem engen Vorstellungs- und Ideenkreise erwachsenen Mannes, und nicht nur die Selbstsucht seiner eigenen Wünsche und seiner Liebe zu Florian, was ihn mit Zweifeln erfüllte. Ein Anderes noch war es, das er sich nicht klar zu machen wußte, aber fühlte. Er meinte, um es deutlich auszudrücken, daß derjenige, der sich dem hohen Berufe widmen wollte, Andern das Evangelium der Liebe zu predigen, das reichste Maß der Liebe in sich selber haben müßte, und unmöglich sein Herz frostig von dem abwenden könnte, der ihm bis zu seinem Eintritte in die Jesuitenschule Alles gewesen war.

Dieses Gefühl, welches schon dunkel seinem Widerstande gegen die Ueberredung des Rectors zu Grunde gelegen hatte, war in Verbindung mit seinem

Verlangen nach dem Anblick des Buben immer stärker.

Als er am zweiten Abend nach Empfang der Briefe seine Pfeife vor der Hausthüre rauchte, kam Eva, einen großen, leeren Korb am Arm, vorüber. Sie hatte Haidebeeren, die sie in den Bergen gesammelt, in dem Seehause verkauft.

„Pfüt Gott, Herr Staudach," grüßte sie.

Er pflegte stets, wann er ihr begnetete, ein Wort an sie zu richten. War sie ja die Freundin seines Sohnes, und an das Gerede über sie von dem Wechselbalg glaubte er nicht. Er dankte und sagte: „Schau, wie Du gewachsen bist, jetzt denk'st wohl schon an's Freien?"

„Nein, so dumm bin ich nicht," erwiderte sie den kleinen Kopf aufwerfend. „Ich bleib' frei."

„Das sagt ihr Dirnen alle, bis ihr einen Buben am Bänd'l habt."

„Meinetwegen braucht' es keine Buben auf der Welt zu geben," rief sie geringschätzig.

„Weißt schon," fragte er, „daß der Florian geistlich werden will?"

Sie zuckte mit den Schultern. „Sie reden im Dorf genug davon, absonderlich die Frommen. Aber ich glaub's nicht."

„Wie so denn nicht? Er hat's ja selber geschrieben," sagte Aloys.

„Und wenn er's auch selber geschrieben hat, so glaub' ich's doch nicht," entgegnete sie. „Und ich glaub's ihm nicht, wenn er's mir selber sagt, nicht eher, als bis ich ihn in der schwarzen Kutte seh'."

„Ja, wie so denn?" fragte er nochmals.

„Weil's gar zu dumm ist," versetzte Eva. „Eben so gut könnt' ich eine Nonn' werden."

Die Vorstellung, daß aus ihr eine fromme Schwester werden könnte, kam ihr so komisch vor, daß sie laut auflachte, und lachend ging sie nach einem Kopfnicken weiter.

Aloys schüttelte den Kopf und rauchte seine Pfeife nachdenklich zu Ende. Dann ging er in die Stube. Sein Entschluß war gefaßt. Seine Frau saß müßig in dem Herrgottswinkel. Licht brannte keins in der Stube, und wurde überhaupt auch in langen Sommertagen nicht angesteckt.

„Morgen soll's der Schullehrer dem Buben schreiben, daß ich meine Einwilligung nicht geb'," sagte er, indem er sich auf die Ofenbank setzte. „Und der Bub' soll gleich nach Haus' kommen."

„Was wird's helfen, daß Du ihm das schreiben

läßt?" klang ihre Antwort gleichmüthig aus der Ecke herüber. „Weshalb willst dem Buben denn nicht zu Willen sein, da er einmal sein Herz daran gehängt hat?"

„Schnick, schnack," versetzte er, „ich will's nicht leiden, daß der Bub' mit der geschor'nen Glatz umherläuft."

„Er wird nicht kommen; das Schreiben kannst dem Schullehrer ersparen," versetzte sie ruhig. „Wenn's ihm Ernst ist, geistlich zu werden, bleibt er, wo er ist, und die ehrwürdigen Herren zu ihm stehen."

„Oho," rief Aloys, „Du meinst, er wird nicht gehorchen, und der Rector wird ihn nicht zurückschicken?"

„Ja, das mein' ich," sagte sie kalt.

„Das wäre!" fuhr er auf. „Na, dagegen giebt's auch noch Mittel. Was, sie sollten den Buben zurückhalten, wenn ich ihnen schreiben lass', daß sie ihn nach Haus schicken sollen? Die Gerichte werden ihnen schon weisen, was Recht ist, und wenn ich bis nach Wien zum Kaiser gehen sollt'!"

„Vielleicht hilft er Dir, vielleicht auch nicht," versetzte Veronika kühl. „Meinst, die Gerichte un-

der Kaiser werden so mir nichts dir nichts befehlen, daß der Bub' heim geschickt werde? Sie werden erst anfragen, wie's mit ihm steht, und wenn sie hören, daß der Florian selbst geistlich werden will, nachher werden sie Dir selber rathen und zureden, daß Du ihn läßt, wo er ist."

„Aber ich leid's nie und nimmer!" grollte er.

Veronika antwortete nicht. Wäre es heller in der Stube gewesen, so würde Aloys bemerkt haben, daß sich in den Mienen seiner Frau trotz der Selbstbeherrschung, die ihr eigen war, eine ungewöhnliche Erregung verrieth.

„Ich wüßt' wohl ein Mittel, das hilft," begann sie nach einer Weile mit gedämpfter Stimme, als fürchtete sie durch lauteres Sprechen ihre Aufregung zu verrathen. „Schau, wenn der Florian geistlich werden will, das kostet viel Geld. Glaubst Du denn, daß die Jesuiten ihn umsonst kleiden, nähren, hausen und lehren werden?"

„Gewiß nicht!" murmelte er.

„Und also —" sie machte eine Pause und fuhr mit halber Stimme fort: „Daß Du das alles bezahlst, das werden sie von Dir nicht verlangen. Sie werden nichts fordern und warten."

„Ja, da können sie lange warten!“ warf er mit einem Anfluge spöttischen Lachens ein.

„Je nun, sie werden warten, bis der Florian mündig ist, oder vielleicht auch, bis Du die Augen zumachst,“ versetzte sie lauter. „Der Florian ist ja nicht arm; der Marienhof ist ein schön Stück Geld werth, und was er 'mal von Dir kriegt, das fällt an die Jesuiten. Vielleicht alles, denn es kann schon sein, daß die Benedicta nie heirathet. Nach ihrem Tod würd' auch ihr Erbtheil durch den Florian an den Orden kommen. Meinst, daß die Jesuiten ihn so schrecklich lieb hätten und ihm bei Dir so sehr das Wort reden würden, wenn sie nicht wüßten, daß er ein reicher Bub' ist? Ich mein', daß sein Vater einer von den reichsten Bauern im Achenthal ist?“

„Red' weiter!“ rief Aloys mit einer Schärfe und Ungeduld, die verriethen, daß er die Angelegenheit von dieser Seite noch nicht in's Auge gefaßt, und ihre Worte getroffen hatten.

Es klang wie ein tiefes Aufathmen durch die in tiefer Dämmerung liegende Stube.

„Was soll ich alleweil' noch sagen?“ kam Veronika ihres Mannes Aufforderung nach. „Wenn sie in Innsbruck sehen, daß sie nichts kriegen, nachher

werden sie den Florian von selbst wegschicken. Denn umsonst ist der Tod."

„Freilich," murmelte Aloys, „freilich! Aber wie ist das anzufangen?"

Sie schwieg.

„Aber wie?" fragte er nach einiger Zeit wieder. „Was meinst?"

„Das ist so," sagte sie nun und hustete. „Du läßt durch den Griffl hinschreiben: Du giebst Deine Einwilligung nicht, daß der Florian geistlich wird, und wenn er bis zum ersten August oder ersten September nicht zu Haus ist, dann — wirst ihn enterben!"

„Enterben!" fuhr Aloys jäh von der Bank auf.

Das entscheidende Wort war gefallen, und mit erleichterter Brust verfolgte nun Veronika entschlossen ihr Ziel.

„Gehorcht der Florian, so ist ja alles gut," sagte sie; „gehorcht er nicht, so sind es die Jesuiten und nicht er, die Du enterbst. Willst Du ihnen Dein Hab und Gut an den Hals werfen? Da mein' ich doch, es ist tausendmal besser, Du vermachst alles der Benedicta, oder Du verschreibst es mir mit dem Beding, daß die Benedicta nach meinem Tod, oder

nach dem Deinigen, wenn Du vor mir sterben solltest, alles kriegt, der Florian aber nichts, weil er gegen Deinen Willen geistlich werden will oder geworden ist."

In der höchsten Spannung wartete sie auf seine Antwort. Es erfolgte jedoch keine. Aloys hatte sich wieder hingesetzt und erst nach einer langen Weile sagte er dumpf: „Enterben!"

„Es ist ja nur für den schlimmsten Fall," beschwichtigte sie ihn. „Ein anderes Mittel weiß ich nicht."

Er blieb auch jetzt stumm. Die Ellbogen auf die Kniee und das Gesicht in die Hände gestützt, saß er unbeweglich. Dann und wann rang sich ein Seufzer aus seiner Brust.

Veronika machte noch einige Versuche, den einmal berührten Gegenstand weiter mit ihm zu besprechen. Allein er achtete nicht darauf, antwortete nicht, und sie überließ ihn endlich seinem Brüten, dessen wahren Grund sie nicht ahnte, und ging zu Bett, zufrieden, ihr Eisen in der Gluth zu haben, und entschlossen, es mit aller Kraft zu schmieden.

Was Aloys bei ihrem Vorschlage so tief ergriff, das war der Gedanke an seine eigene ähnliche Lage, in der er sich seinem Vater gegenüber befunden hatte.

Welche Vorstellungen hatte ihm damals sein Vater nicht wegen seines Verhältnisses zu der schönen Franzl gemacht! Aber sie hatten ebensowenig über ihn vermocht, wie die väterlichen Bitten und Drohungen. Er war seiner Neigung treu geblieben, wie Florian auf der seinigen bestand, und nun sollte er ihn deshalb enterben, wie er von seinem Vater enterbt worden war! Daran knüpfte sich dann der Gedanke an die Situation, in die er durch das Auffinden des Testaments gerathen war.

Dieses Testament machte es überflüssig, Florian zu enterben, wenn er sich ungehorsam erweisen sollte. Denn mochte immerhin Ignaz eines Tages in den Besitz des Hofes treten, so blieb dieser letztere in der Familie, und wenn er sich mit dem Vetter auseinandersetzte, kam wohl genug heraus, daß Benedicta nicht Mangel litt. Es kam ihn eine Anwandelung von Reue an, daß er sich durch die Zurückweisung seines Anerbietens, welches er Ignaz nach seiner Rückkehr gemacht, hatte bestimmen lassen, den Umgang mit ihm aufzugeben. Damals war er noch unverheirathet und für sie Alle Raum genug im Hause gewesen, und wer weiß, ob dann nicht Alles anders gekommen wäre?

Das waren müßige Gedanken eines erregten Gehirns. Die Nacht ist eben keines Menschen Freund, und es war schon spät, als er gleichfalls das Lager aufsuchte.

Nach dem Frühstück am folgenden Morgen rief er seine Frau aus dem Flur in die Stube, drückte die Thüre zu und sagte:

„Das ist eine heillose Geschichte mit dem Florian, und wer weiß, was noch alles daraus werden kann? Darum ist's gut, wenn alles klar ist. Du bist gescheidt. Ich hab' Dir was zu erzählen; da setz' Dich hin und hör' mir zu.“

Er wies auf die Bank hinter dem Tische, vor dem er sich selbst auf einen Stuhl setzte.

Sie gehorchte, lehnte sich gegen die Wand und schlang die Arme über der Brust ineinander, indem sie ihn mit ihren kalten, grauen Augen fest ansah.

Er erzählte ihr, daß sein verstorbener Vater es nicht dabei hätte bewenden lassen, ihn zu verwünschen, sondern ihn nachträglich auch enterbt habe; wie, wo und wann das Testament von Beck gefunden und gestohlen worden wäre.

Diese plötzliche Entdeckung war so furchtbar, daß Veronika alle Selbstbeherrschung verlor. Ein

rauher Schrei rang sich aus ihrer Kehle und dann folgte eine Fluth der bittersten Vorwürfe, daß Aloys, obgleich er sich bewußt gewesen, kein Recht an der väterlichen Erbschaft zu haben, sie dennoch geheirathet hätte. Ihre Augen funkelten und stachen und ihre schmale, niedrige Stirn flammte wie ein Feuerbrand.

„Ich hätt' Dich auch nimmer geheirathet, wenn wir nicht schon versprochen gewesen wären, als mir der Beck seinen Diebstahl bekannte," sagte er und ermahnte sie, nicht so zu schreien; es sei nicht nöthig, daß die Leute erführen, um was es sich handele.

„Nicht schreien soll ich, wenn ich so himmelschreiend von Dir betrogen bin?" rief sie, aber doch nicht so laut, wie vorhin. „Und mein Kind, mein armes, unglückliches Kind! Ja, der Florian hat's gut, daß er bei den Jesuiten ist; jetzt kann er die Heiligen bitten für Dich, daß Dir Dein schweres Unrecht vergeben wird. Aber was soll aus meinem Kind werden? Ach, Du mein blutiger Heiland, jetzt weiß ich, warum sie hat bucklig werden müssen. Aber weshalb werd' ich denn dafür gestraft? Ich hab' ja nichts davon gewußt, das wir unrechtes Gut genießen."

„Ich werd' Dir sagen, weshalb die Benedicta hat bucklig werden müssen," entgegnete Aloys mit

gerunzelter Stirn. „Weil Du nicht Acht gegeben hast auf sie und sie hast fallen lassen.“

„Ich nicht Acht gegeben auf sie?“ rief seine Frau, indem sie aufstand und die Arme in die Hüften stemmte.

Aloys aber schnitt ihr das Wort ab, indem er fortfuhr: „Und was red'st Du von unrecht Gut? Ich hab' keins an mich gerissen. Was ich meinem Vater zu Leid gethan hab', das hat er mir vergeben. Das kann der Griesinger bezeugen, der um ihn war, bis an sein seliges End'.“ Er berichtete, was ihm der ehemalige Großknecht seines Vaters bei seinem Besuch mitgetheilt hatte und fügte hinzu: „Hätt' meinen Vater nicht der Schlag getroffen, so daß er zuletzt nicht mehr reden und auch nicht mehr schreiben konnt', dann hätt' er das Testament zerrissen. Ein Unglück ist's, daß der Schreiber es hat finden müssen, ich aber hab' kein Unrecht begangen, und also hat der Florian auch nichts für mich von den Heiligen zu bitten.“

Veronika, welche sich wieder auf die Bank hatte fallen lassen, sah ihn zweifelnd an. Indessen hatte sie einen viel zu kalten Kopf, um nicht einzusehen, daß die Lage durch Vorwürfe nicht gebessert würde.

Der erste Sturm hatte sich ausgetobt, und mit einem Aechzen fragte sie nach einer Weile: „Aber was soll jetzt geschehen? Warum hast Du denn dem Schreiber das Testament nicht gleich abgekauft? Er kann's doch bei dem Diebstahl nur auf ein Stück Geld abgesehen haben."

„Freilich," versetzte Aloys. „Und er versteht das Aderlassen wie ein Bader. Darum will er sich nicht mit Eins abfinden lassen."

Seine Frau preßte die Lippen fest zusammen und eine tiefe Falte bildete sich zwischen ihren Brauen.

„Jetzt weißt alles," nahm Aloys wieder das Wort, „und Du kannst Dir jetzt schon vorstellen, daß ich gegen den Florian nicht handeln mag, wie mein Vater an mir. Aber von wegen dem Schreiber; ich kann den falschen Kerl nicht vor meinen Augen ausstehen. Du bist ja gut Freund mit ihm; sieh Du 'mal zu, ob Du nicht mit ihm handelseinig wirst, daß er die Geschrift herausgiebt."

„Und Du hast ihm schon viel Geld geben müssen?" fragte sie nach einer Weile finster.

Aloys zuckte mit den Achseln, nahm seinen Hut vom Nagel und ging zu seinen Leuten auf das Feld.

Veronika saß noch eine geraume Weile auf der Stelle, ein Raub der peinlichsten Empfindungen. Daß sie von ihrem Manne betrogen worden, verletzte sie in diesem Augenblicke weniger, als daß der Schreiber ihr den Besitz des Testaments verschwiegen hatte und ihrem Manne Geld ablockte, während sie wähnte, daß er nur in sie verliebt wäre.

Am Abend erklärte sie ihrem Manne, sie wollte mit Beck wegen des Testaments reden. Wenn er für den folgenden Tag den Schimmel missen könnte, wollte sie nach Jenbach fahren.

Aloys rieth ihr zu warten, bis der Schreiber wieder einmal heraufkäme. Sie wollte jedoch von keinem Aufschube wissen.

„Aber wie Du Deinen Willen mit dem Florian durchsetzen willst," fügte sie hinzu, „da weiß ich kein anderes Mittel, als was ich Dir vorgeschlagen hab'. So lang der Beck das Testament hat, ist's ja mit dem Enterben doch bloß ein Spott, und wenn auch nicht, so lang Du lebst, kannst ja Deinen letzten Willen jeden Tag widerrufen."

„Schon," pflichtete er ihr bei; „aber Du siehst, wie der Teixl mit solchen Verschreibungen sein Spiel treibt!"

Der Wagen stand am nächsten Nachmittage längst angespannt, bevor Veronika reisefertig war. Sie putzte sich mit einer Sorgfalt, als ob sie zu einer Hochzeit ginge. Als sie endlich mit ihrem Anzuge fertig war, und den spitzen, grünen Sonntagshut mit den lang herabhängenden Goldquasten aufgesetzt hatte, nickte sie ihrem Spiegelbilde zufrieden zu. Gewiß, der Schreiber würde ihr nicht widerstehen können. Sie warf ein Tuch über die Schulter, um ihren Putz zu verbergen, und als sie auf dem Wagen saß, spannte sie ihren rothen Regenschirm zum Schutz gegen die Sonne auf.

Im Hirschen zu Jenbach ließ sie den Wagen, schärfte dem Knecht ein, nicht fortzugehen, da sie bald wiederkommen würde, und stieg in den unteren Theil des Städtchens hinab. Eine Frau, welche auf der Straße den Pferdedünger in ihre Kraxe sammelte, fragte sie nach Beck's Wohnung. Die Frau wies nach dem spitzen, grünen Kirchthurm. Dort in der Nähe, in einer von alten Häusern gebildeten, engen Seitengasse lag seine Höhle. Er war ja ein Anwalt der Armen, wie er sich selbst gern nannte, um seiner lichtscheuen Praxis ein Mäntelchen umzuhängen. Da es um die Zeit der Ernte war, hatte er stille Tage. Er

lag eben auf seinem kurzen Sopha, die Beine über die Seitenlehne gestreckt, gähnte und überlegte, ob er seine Muße nicht zu einem Besuche auf dem Marienhofe verwenden sollte. Als er die Stiege zu seiner Wohnung knarren hörte, sprang er an sein Pult und begann eifrig zu schreiben, und so vertieft war er in seine Beschäftigung, daß er auf das Anpochen nur ein kaum verständliches: Herein! murmelte und auf das Oeffnen seiner Thüre nicht achtete.

„Pfüt Gott!“ grüßte Veronika, und der bekannte Klang ihrer Stimme wirkte auf ihn, wie die zufällige Berührung eines elektrisirten Drathes. Er ließ die Feder fallen und starrte seinen Besuch eine Sekunde lang an, als ob er seinen Augen nicht traute.

„Wenn ich Euch ungelegen komm', dann will ich wieder gehen,“ sagte sie.

Nein, nein!“ rief er. „Grüß Gott, Bäuerin, bleibt doch! Ist das eine Ueberraschung!“

Er fuhr schnell mit der Linken nach der Stirn, um sich zu vergewissern, ob auch das Haar die Blöße seines Hauptes verhüllte, während er auf Veronika losschoß und ihre Hand ergriff.

Sie ließ ihm die Hand und sagte: „Ich hatt' in Jenbach zu thun und da wollt' ich nicht wieder

heimfahren, ohne 'mal zu sehen, was Ihr denn treibt. Ist ja fast eine Ewigkeit, daß Ihr nicht oben gewesen seid."

„Wirklich, wirklich! Und so geputzt seid Ihr," murmelte er und betrachtete sie bewundernd.

„Geputzt?" fragte sie wie erstaunt. „Daß ich nicht wüßt'. Aber man muß sich doch ein wenig ordentlich anziehen, wenn man auf der Reis' ist."

„Ja wohl!" pflichtete er ihr mit verliebten Augen bei. „Wißt Ihr, Frau Staudach, seit ich Euch zuerst gesehen hab', damals war't Ihr noch Braut, auf dem Marienhof war es, und ich fuhr gleich mit dem Staudach wieder zurück, seitdem seid Ihr noch viel, viel hübscher geworden.

„Wirklich?" fragte sie mit lachenden Augen. „Mein Spiegel will's nicht wahr haben."

„Das ist ein blinder Spiegel, der's nicht sieht. Bei Gott, Ihr schaut prächtig aus, wie eine Stockrose," betheuerte er und legte seinen Arm um ihre enggeschnürte Taille.

„Seid doch artig, Herr Schreiber, oder ich geh' gleich wieder," sagte sie, aber keineswegs beleidigt, und machte sich langsam frei.

Er lachte laut.

„Aber setzt Euch doch,“ fuhr er fort und zog sie nach dem Sopha. Es war dasselbe, auf welchem Aloys eine der qualvollsten Minuten seines Lebens zugebracht hatte. Indessen sah das alte Möbel jetzt anständiger aus als damals, denn es hatte vor etwa einem Jahre einen frischen Ueberzug erhalten.

„Na ja, ein Bischen verruhen will ich mich schon,“ gab Veronika nach, und sobald sie Platz genommen hatte, eilte er mit der Entschuldigung fort, daß er gleich wieder zurück sein würde.

Um Veronika's schmale Lippen züngelte es triumphirend. Sie zog ihr Mieder stramm herunter, ordnete die Falten ihres wollenen Rockes, strich die Scheitelhaare glatt und fühlte nach ihren Zöpfen, deren äußerst zierliches Geflecht tief im Nacken aufgesteckt war, so daß es von dem Hut nicht verhüllt war. Dann hielt sie Umschau in der Stube. Es herrschte die alte Unordnung und Unsauberkeit darin. Veronika, die eine reinliche Frau war, rümpfte die Nase. Neu waren nur, was der Besuch freilich nicht wissen konnte, vier colorirte Lithographieen in schwarzen Rahmen. Es waren vier Frauenbrustbilder, Europa, Asien, Afrika und Amerika darstellend, die der Schreiber um des Gegenstandes willen als Abschlagszahlung

auf eine Schuld angenommen hatte. Veronika's Augen blieben geraume Zeit nachdenklich auf den Bildern haften. Dann richtete sie ihre Blicke auf das Pult in der Nähe des Fensters. Sie bemerkte sogleich, daß Beck den Schlüssel nicht abgezogen hatte und es durchblitzte sie die Frage, ob dort das Testament ihres Schwiegervaters verwahrt würde? Die Aufregung darüber, daß sie vielleicht nur die Hand danach auszustrecken brauchte, um es in ihren Besitz zu bringen, wirkte einige Sekunden lang wie lähmend auf sie. Ja, sie wollte danach suchen, die Gelegenheit war günstig. Sie stand auf und hob schon den Fuß, als sie rasche Tritte die Treppe heraufkommen hörte. Wüthend über sich selbst, daß sie ihre Aufmerksamkeit nicht sofort dem Pulte zugewendet hatte, nahm sie ihren Platz wieder ein.

Gleich darauf kam Beck, fast athemlos von dem schnellen Gange. Er hatte Wein, Brod und Würste geholt. Schnaufend stellte er die Flasche auf den Tisch und holte aus der anstoßenden Schlafkammer zwei Gläser und einen Teller, auf den er die Würste legte, die er, in Papier gewickelt, aus seiner Rocktasche zog.

„So," sagte er und holte aus der Tasche das Weißbrod, „jetzt laßt's Euch schmecken."

„O, aber das wär' ja gar nicht nöthig gewesen," meinte sie.

„Na, da kennt Ihr mich aber schlecht," entgegnete er, „wenn Ihr glaubtet, daß ich Euch so trocken da sitzen lassen würde. Essen und Trinken hält Leib und Seel' zusammen."

Sie ließ es sich schmecken; er aber trank nur, und als sie ihn fragte, warum er nicht auch äße? gab er zur Antwort, daß ihr Anblick ihn ganz satt mache. Seine hervorstehenden, wässerigen Augen waren voll Verliebtheit.

„Gelt," lachte sie, „da wär' so Eine wie ich, eine billige Frau für Euch.,'

„Billig und theuer," versetze er, „denn Ihr seid mir mehr werth als alles Gold in der Welt."

Sie hatte eben das Glas an den Mund gesetzt, und während sie trank, sah sie ihn aus ihren grauen Augen tief an.

„Bei Gott, Vreneli," murmelte er und legte die fette Hand auf sein heißwerdendes Herz.

„Wer's glaubt," schüttelte sie den Kopf, nachdem sie das Glas hingesetzt hatte.

So neckte und reizte sie ihn und dabei suchte sie nach einem Vorwande, um ihn nochmals auf längere Zeit aus der Stube zu entfernen.

Auf einmal sagte sie: „Ach Gott, mir wird auch gar nicht gut.“ Damit sank sie an die Sophalehne zurück und schloß die Augen.

Erschrocken holte er aus seiner Schlafkammer Wasser und goß es in sein Glas, nachdem er den Wein, der sich noch darin befand, schnell ausgetrunken hatte.

Veronika machte eine matt abwehrende Bewegung mit der Hand und hob dieselbe nach ihrem Hut in die Höhe, ließ sie aber kraftlos wieder sinken. Beck verstand, was sie wollte. Er nahm ihr den Hut ab, strich ihr das Haar von den Schläfen und netzte diese mit seinen Fingern, die er in das Glas getaucht hatte. Seine Finger zitterten bei der Berührung ihres Haares und ihrer Stirn.

„Ach,“ flüsterte sie mit noch immer geschlossenen Augen, „wenn ich nur Hofmannstropfen hätt'; die würden gleich helfen.“

Hofmannstropfen waren in Beck's Junggesellenwirthschaft natürlich nicht vorräthig. Er wollte fort, um welche zu holen. Doch als er schon die Stuben-

thüre öffnete, fiel ihm ein, daß er kein Geld mehr bei sich hatte. Er kehrte also um, und ging an sein Pult, um sich damit zu versehen. Veronika hörte den Schlüssel auf und zuschließen, aber sie hörte auch, daß er abgezogen wurde, und ein unartikulirter Laut, den sie nur mühsam in ein Stöhnen abdämpfte, rang sich aus ihrer Kehle.

„Bleibt nur," rief sie matt und öffnete die Augen. „Mir wird schon besser."

„Allen Heiligen sei Lob und Dank!" athmete er erleichtert auf.

Sie setzte sich mühsam aufrecht und sagte: „Die Wurst muß wohl zu fett gewesen sein."

„O, wenn's das ist, da weiß ich ein besseres Mittel als Hofmannstropfen," rief er und holte aus dem Winkel zwischen Pult und Fenster eine Flasche hervor, goß davon eine weiße Flüssigkeit in ein Gläschen das auf dem Pulte stand, und brachte es seinem Gaste mit den Worten: „Das ist echter Korn, trinkt nur."

Sie nippte davon und er trank den Rest aus.

„Ist Euch jetzt besser?" fragte er, indem er sich zu ihr auf das Sopha setzte und sie mit dem linken Arm umfaßte.

„Ich hab' Euch wohl sehr erschreckt?" fragte sie dagegen und lehnte sich mit der rechten Schulter an seine Brust.

„Ganz grausam," versicherte er, sie fester an sich ziehend.

Sie ließ es geschehen, als fühlte sie sich immer noch etwas schwach, und er schwamm in Seligkeit.

Nach einigen Sekunden sagte sie: „Das wär' ein schöner Spaß gewesen, wenn ich gestorben wär'. Stellt's Euch nur vor, jetzt, nachdem ich endlich von dem Staudach erlangt hab', was mir immer im Sinn gelegen hat."

Er verstand nicht, was sie meinte, und sie fragte: „Ja, habt Ihr denn die Schrift vergessen, die Ihr für mich aufgesetzt habt?"

„Durch die der Florian enterbt wird? Und die hat der Staudach wirklich unterschrieben?" rief Beck mit ungeheucheltem Erstaunen.

„Noch nicht, aber ich bin jetzt gewiß, daß er es thun wird," versetzte sie und erzählte, auf welche Weise sie ihren Mann so weit zu bringen vermocht habe.

„Nein, seid Ihr eine Frau!" rief er mit Bewunderung. „Aber," fuhr er nachdenklich fort, „wenn

die Jesuiten erfahren, daß der Florian nichts zu erben hat, dann werden sie ihn nach Hauſ' schicken und der Staudach wird die Verschreibung wieder umstoßen."

„Werden sie ihn heimschicken?" fragte sie, indem sie ihn verschmitzt aus den Augenwinkeln anschaute. „Sie werden nicht. Hab' ich dem Pater Gury nicht schwören müssen, die Benedicta in's Kloster zu schicken? Und hat er mir nicht versprochen, daß ich das Vermögen bis an meinen Tod behalten soll? So kriegen Sie ja doch alles; ob durch die Benedicta oder durch den Florian, das kann den Jesuiten nichts ausmachen."

Beck mußte ihr Recht geben, und von dem Entzücken über ihre List und Klugheit überwältigt, drückte er einen schmatzenden Kuß auf ihre Wange. Wie berauscht sprang er auf und ging, sich die Hände reibend, hin und her, während sie in ihren Schoß blickte.

„Aber Ihr seid mir auch ein Feiner!" hob sie nach einer Weile die Augen und lächelte. „Ihr habt mir so guten Rath gegeben und wußtet doch, daß dies alles nur Spaß war. Wie werdet Ihr in Eurem Herzen über mich gelacht haben!"

„Ja, wie so denn?“ fragte er verwundert.

„Geht, geht, Ihr wißt schon, was ich mein',“ versetzte sie halb scherzend, halb vorwurfsvoll. „Da soll Einer in einem alten Jagdranzen was gefunden haben.“

„Wie meint Ihr?“ fragte der Schreiber gedehnt.

„So was wie ein Testament,“ fuhr sie fort.

Beck stand betroffen. „Ihr wißt davon?“ stotterte er und strich sich verlegen die Haare auf der Stirn zusammen und zupfte an den Pinseln seines Schnurrbartes.

„Ja, der Staudach hat's mir erzählt,“ erwiderte sie. „Aber daß Ihr mir das verheimlichen konntet! Und Ihr that't immer, als ob Ihr mich gar so lieb hätt't. Jetzt glaub' ich's Euch nicht mehr.“

Sie wandte mit einer schmollenden Miene den Kopf von ihm ab.

Er setzte sich zu ihr und schmeichelte: „Nein Vreneli, da thut Ihr mir Unrecht. Just, weil ich nichts Lieberes auf der Welt kenne als Euch, darum habe ich Euch von dem Testament nichts gesagt. Ich wollt' Euch nicht erschrecken und Sorgen machen.“

Sie sah ihn ein wenig von der Seite an und schüttelte ungläubig den Kopf.

„Gewiß und wahrhaftig,“ betheuerte er.

„Aber eben die schwerste Angst hättet Ihr mir dadurch ersparen können,“ erwiderte sie. „Wißt Ihr noch, wie ich von Eben heimkam und wir an dem Bildstöckl saßen und ich Euch bat, daß Ihr mir helfen solltet?“

„Und ich dachte eben dort nach, ob ich Euch nicht alles sagen sollte,“ versicherte er und legte die Hand auf das Herz. „Darum war ich damals so still. Nachher wurden wir gestört“

„Wirklich?“ fragte sie und schaute ihm mit erheucheltem Mißtrauen in die Augen. „Ich hätt’ Euch nimmer zeigen sollen, wie gut Ihr mir gleich gefiel’t, als Ihr auf der Hochzeit war’t. Aber ich hab’ nie gelernt, mich zu verstellen, ich kann’s nicht!“

Der Blick auf ihn aus ihren grauen Augen wurde tiefer und tiefer. Zuletzt senkte sie die Lider.

„Vreneli!“ rief er wonnig und schlang seinen Arm um ihren Nacken. Sie aber bog rasch den Kopf fort, so daß seine Lippen ihre Wangen streiften und den Hals trafen.

„Geht, geht!“ flüsterte sie und drängte ihn mit dem rechten Ellbogen fort. „Ihr liebt mich ja doch

nicht. Ich mein' nicht so, daß Ihr mir alles zu Lieb' thätet."

„Alles, alles!" schwor er mit blitzenden Augen.

„O ja, ich weiß," entgegnete sie ungläubig. „Wenn der Staudach wird das Zeitliche gesegnet haben, dann kommt Ihr daher und haltet mir seines Vaters Testament vor, und ich kann mit meinem Kinde in's Elend gehen."

Er betheuerte mit Entrüstung, daß er einer solchen Schlechtigkeit überhaupt nicht fähig wäre, am wenigsten gegen eine Person, die er so lieb habe, wie Veronika.

„Wenn ich an Eure Lieb' glauben soll, dann beweist sie mir," sagte sie mit einem zärtlichen Blick, welcher durch den Hauch ihres Mundes, den er auf seiner Wange fühlte, verstärkt wurde. „Gebt mir das Testament," schmeichelte sie.

„Das Testament?" fragte er mit unsicherer Stimme, und es war ihm, als fielen einige kalte Tropfen auf sein Herz.

„Seht Ihr, daß Ihr mich nicht liebt?" klagte sie. „Nicht 'mal das könnt Ihr mir zu Lieb thun."

„Nicht 'mal das?" wiederholte er unbehaglich. „Aber wozu denn? Es ist ja jetzt alles in Ordnung.

Der Staudach enterbt den Florian, und das Testament schützt Eure Benedicta auf alle Fälle vor dem Kloster. Was ich hab', das gehört auch Euch, und so ist es ebenso gut, als ob das Testament gar nicht da wäre."

„O, von wegen der Benedicta, da bin ich jetzt auch ganz ruhig," versicherte sie, „und es ist mir ganz gleich, ob ich das Testament hab' oder nicht. Ich wollt' nur sehen, ob ich Euch glauben kann, und ob Ihr mich wirklich lieb habt? Und also, zerreißt es!"

Sie schlang beide Arme um seinen Hals und es war, als ob aus ihren Augen Flämmchen züngelten.

„Aber — aber!" stotterte er beklommen. „Nehmt doch Vernunft an."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hab' blos ein Herz," flüsterte sie mit zuckenden Lippen, ließ die Stirn auf seine Brust fallen, und es war ihm, als ob sie schluchzte.

„Jesus, Maria und Joseph, weint' doch nicht!" murmelte er in doppelter Aufregung. Das Opfer, welches sie von ihm verlangte, war ihm zu groß. „Fordert alles, was Ihr wollt," sagte er nach einigen Sekunden, „nur das nicht."

Sie hob den Kopf. Ihre Augen waren trocken.

allein er merkte es nicht, denn sie blickte ihn mit zärtlichem Schmerze zu bestrickend an.

„Ich mag nichts," sagte sie. „Was soll ich fordern, wenn Ihr mir den einzigen Beweis nicht geben wollt, daß Ihr mich liebt?"

„Aber ich lieb' Dich," rief er verwirrt. „Bei Gott, Vreneli, bei Gott!"

Sie drückte ihre Lippen auf seinen Mund. Wieder und wieder küßte sie ihn und schmeichelte und bat.

Wonne und Furcht stritten in seiner Brust. Er wollte ihre Bitte nicht gewähren und hoffte noch, sie durch Liebkosungen das Testament vergessen zu machen!

„Ich kann jetzt an nichts denken, als daß Ihr gar so hübsch seid, Vreneli," rief er feurig und legte seinen Arm um ihre stark geschnürte Taille.

„O," hauchte sie.

Noch waren ihre Augen voll Zärtlichkeit und ihre Lippen schwebten vor ihm wie ein Kirschenpärchen. Aber wie er den Kopf mit gespitztem Munde vorbog, stieß sie ihn zurück und stand auf. An Stelle der Zärtlichkeit blitzte Zorn aus ihren Augen, und er hatte vor jener den Vorzug, daß er natürlich war.

„Ihr seid ein schlechter Mensch," rief sie. „Ihr wollt mich betrügen; ich glaub' Euch kein Wort mehr."

Er glotzte sie mit seinen vorgewölbten Augen verblüfft an; dann bat er, sie möchte doch Vernunft annehmen, sie sei ja sonst eine so kluge Frau.

„O, ich bin klug genug, um zu verstehen, daß Ihr mich zum Narren halten wollt" rief sie. „Ihr lacht nur in Eurem Herzen über das alberne Weib das Euch lieb hat."

Der Schreiber nahm seine Zuflucht wieder zu allen Heiligen. Aber sie fiel ihm in das Wort: „Ihr braucht die Heiligen nicht anzurufen. Gebt mir das Testament, oder zerreißt es, oder verbrennt es, und ich will alles vergeben und vergessen."

Sie strich sich das Haar glatt und setzte den Hut auf. Er folgte allen ihren Bewegungen mit den Augen und in seinem Herzen rief es: Ach, sie ist doch bildsauber.

„Seid doch nicht so grausam," flehte er, indem er aufstand, und wollte ihre Hand fassen. Sie trat zurück; ihre Lippen zitterten.

„Es will doch erst ordentlich überlegt sein," fuhr

er fort. „Kommt, setzt Euch, trinkt noch einen Schluck. Die Flasche ist ja noch halbvoll.“

„Gebt Euch keine Müh’,“ rief sie. „Ich weiß jetzt, daß Ihr mir die ganze Zeit über was vorgelogen habt. Weiter brauch’ ich nichts!“

Sie ging, die Thüre stark hinter sich zuwerfend.

Beck trank allein den Rest des Weines aus. Er hatte sich nicht vorgestellt, daß er so leidenschaftlich von Veronika geliebt würde. Sind doch wunderliche Geschöpfe, die Weiber, selbst die klügste, murmelte er und netzte seinen Schnurrbart schmunzelnd mit der Zungenspitze.

Fünftes Capitel.

Aloys Staudach enterbt seinen Sohn.

Veronika stieg zu Hause äußerlich so ruhig vom Wagen, als sei sie nur zu einem gewöhnlichen Geschäft in Jenbach gewesen. Es merkte ihr niemand an, wie die doppelte Demüthigung, welche für sie in dem Fehlschlag ihrer Absicht auf den Schreiber lag, an ihrem Herzen brennend fraß. Auch hatte sie trotz der Aufregung, in der sie Beck verlassen, nicht für Benedicta ein Gebäck mitzubringen vergessen.

Sie legte erst ihren Sonntagsstaat ab, bevor sie Aloys von dem Erfolg ihrer Reise Bericht erstattete, und sie benutzte die Gelegenheit des Umkleidens, um die von Beck aufgesetzte Erbverschreibung, welche schon lange wohlverwahrt in ihrem Kasten lag, zu sich zu stecken.

Aloys hatte keine sonderlichen Hoffnungen auf die Unterhandlungen seiner Frau mit dem Schreiber gesetzt nnd er war daher auch nicht enttäuscht, als er von Veronika erfuhr, daß Beck nicht zur Herausgabe des Testaments zu bewegen gewesen sei.

„Und von wegen des Florian", fuhr Veronika in gleichgültigem Tone fort, „so hält auch der Schreiber das Mittel, das ich Dir vorgeschlagen hab', für das beste. Er hat mir auch gleich eine Schrift aufgesetzt."

Sie zog die Erbverschreibung aus der Tasche und reichte sie ihm hin.

Wenn Aloys ein besserer Schriftgelehrter gewesen wäre, so würde er wohl gemerkt haben, daß die Tinte, mit der das Document geschrieben, älter als nur wenige Stunden war. Er verstand sich aber auf dergleichen nicht, und arglos entfaltete er das Papier und studirte es mit großer Aufmerksamkeit langsam durch. Er brauchte viel Zeit dazu und als er zu Ende war, hörte er nicht auf, auf das Blatt zu starren. Aus Ungehorsam enterbt, sprach es in ihm, weil er wider den Willen seines Vaters in den Orden der Jesuiten getreten ist! Auch mich hat mein Vater aus Ungehorsam enterbt!

Seine Frau beobachtete ihn aus halbgeschlossenen

Augen. Sie war klug genug, um einzusehen, daß ihr die Erbverschreibung, deren legalen Werth sie nicht bezweifelte, eigentlich gar nichts nützte, so lange Beck in dem Besitz von Barthel Staudach's letztem Willen war. Hätte sie um dessen Vorhandensein früher gewußt, so würde sie den Vorschlag mit der Erbverschreibung vielleicht ganz unterlassen haben. Aber da sie ihn einmal gemacht hatte, blieb sie dabei, hartnäckig wie sie war, und diese Eigenschaft ihres Charakters ließ sie auch, trotz der eben erlittenen Niederlage, nicht völlig die Hoffnung aufgeben, daß sie wohl noch ein Mittel finden würde, sich in den Besitz des Testamentes zu setzen. Sie blickte daher zwischen den halbgeschlossenen Lidern in gespannter Erwartung auf ihren Mann, während sie die Lippen fest zusammengekniffen hatte. Um ihn zur Entscheidung zu bringen, sagte sie endlich:

„Der Beck hat gleich seinen Namen als Zeuge darunter gesetzt; nachher braucht's blos noch einen Zeugen, wenn Du's unterschrieben hast.“

Diese Worte hatten jedoch die entgegengesetzte Wirkung von der, welche Veronika beabsichtigt hatte. Durch sie seinem Brüten entrissen, strich sich Aloys

über Stirn und Augen, faltete das Papier zusammen und schob es seiner Frau zurück.

„Ich will's mir überlegen," äußerte er und stand auf.

Veronika konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, und sie machte sie mit geröthetet Stirn: „Wenn Du's Dir auch so lang überlegt hättest, als Du um mich freitest, es wär' besser für uns beide gewesen."

„Mir will's auch fast so scheinen," gab er trocken zur Antwort und ging zur Thüre hinaus.

Er schlug den Weg nach Achenkirchen ein, um mit dem dortigen Schmiede wegen einer Arbeit Rücksprache zu nehmen. In dem offenen Vorbau der Schmiede traf er den alten Mayr, der sich einen neuen Stachel an seinem Bergstock machen ließ. Die beiden Männer grüßten sich kühl. Der Schmied, ein Mann mit schneeweißem Haar und rundem, blühenden Gesicht, aus dessen blauen Augen eine heitere Zufriedenheit mit dem Dasein leuchtete, blickte flüchtig von seiner Arbeit auf und sagte nach einem letzten Schlag auf die stählerne Spitze: „Ihr seht nicht danach aus, Staudach, als ob Ihr angenehme Nachricht aus Innsbruck bekommen hättet!"

„Ich hab' schon lang gar keine Nachricht aus Innsbruck bekommen," seufzte Aloys.

Der schweigsame Mayr schüttelte ein wenig den Kopf und nach einer Weile brummte er, ohne die Augen von der Hantirung des Schmieds abzuwenden: „Ihr hättet den Buben Jager werden lassen sollen; dazu hat er das Zeug."

Aloys machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

Der Schmied reichte Mayr den fertigen Stock und fragte dabei, ob er jetzt noch in die Berge wolle?

„Muß dem Sterzinger auf den Dienst passen," versetzte der Alte. „Der Kerl wildert gar zu unverschämt. Er putzt alles weg, was ihm in den Schuß kommt, ohne Sinn und Verstand."

Er zog sein ledernes Geldbeutelchen hervor und fragte was er schuldig sei.

„Ist nicht der Red' werth; laßt stecken! Ein schön Dank thut's auch," meinte der Schmied.

„Nein, geschenkt nehm' ich nichts, das wißt Ihr," weigerte sich der alte Mayer.

Während er zahlte, kam der Pfarrer daher. Er war in den hohen Stiefeln, welche die Jesuiten so

ungeistlich fanden, und hatte in der Hand einen dicken Rohrstock mit einem Knopf von weißem Knochen.

„Sieh da, der Staudach!“ rief er, die Grüße der Männer erwidernd, und blieb stehen. „Ich dachte eben an Euch. Ich komme von dem Perler; er ist schwer krank.“

Perler, so hieß der zeitige Gemeindevorstand von Achenkirchen, und der Schmied und der Jäger nickten, zum Zeichen, daß sie um dessen Zustand bereits wußten.

„Ich fürchte, er kommt nicht wieder auf,“ fuhr der Pastor fort. „Da habe ich an Euch gedacht, Staudach, für den Fall einer Neuwahl.“

„O!“ rief Aloys nicht unangenehm überrascht.

„Was meint Ihr dazu?“ wandte sich Herr Wagner an die beiden Andern.

„Es will alleweil' überlegt sein,“ versetzte der alte Mayr bedächtig.

Der Schmied nickte, strich sich mit der Hand das runde, kräftige Kinn und sagte: „Mir wäre er recht und manchem Andern auch!“

„So glaube ich auch,“ pflichtete ihm der Pfarrer bei. „Die Staudachs sind seit undenklicher Zeit in Achenkirchen angesessen. Der Aloys Staudach gehört

zu unseren wohlhabendsten Bauern. Er hat sich in der Welt mehr umgesehen, als irgend ein Anderer unter uns und ist jetzt lange genug wieder daheim, um sich in unseren Verhältnissen zurecht gefunden zu haben."

„Ich sag' mit dem alten Mayr, es will alleweil' überlegt sein," wandte Aloys ein.

„Der Perler ist auch noch nicht todt," äußerte der Pfarrer. „Aber wir wollen das Eisen nicht wieder kalt werden lassen. Ihr seid der Mann, wie ihn das Dorf braucht."

Mayr war unterdessen in die Schmiede gegangen, um sich an dem Herdfeuer die Pfeife anzuzünden. Nun grüßte er und entfernte sich.

„Der muß tüchtig gehämmert werden, wenn er weich werden soll," sagte der Pfarrer hinter ihm her. „Er hat freilich keine Stimme bei der Wahl selbst, aber seine Empfehlung ist von Einfluß."

„Was er für Recht hält, das thut er," bemerkte der Schmied. „Scheint ihm der Staudach als der geeignete Mann zum Gemeindevorstand, so wird er für ihn reden, sonst nicht."

„Es ist wohl so," nickte der Pfarrer und forderte Aloys auf, ihn zu begleiten.

Dieser dankte jedoch, da er noch mit dem Schmied wegen seines Geschäfts zu reden hatte.

Als der Pfarrer über den Dorfplatz kam, versammelte sich dort schon, wie gewöhnlich an schönen Abenden, die männliche und weibliche Jugend. Veit, der inzwischen lang aufgeschossene Erstgeborne Meister Griffl's, stand in der Thüre des Schulhauses und zog seinen Hut so tief vor dem Geistlichen ab, als ob seine Seele ganz Ehrfurcht wäre. Es wäre aber schwer zu sagen gewesen, ob es überhaupt etwas gab, vor dem der Jüngling Ehrfurcht empfand. Je älter er wurde, je mehr entwickelte sich seine Selbstsucht und vertrockneten die Fäden, mit denen das Herz an Jugendfreunden, Geschwistern und Eltern hängt. Seinen Vater übersah er weit, wie er ihm leiblich über den Kopf gewachsen war. In das muntere Treiben, welches sich auf dem Dorfplatze entfaltete, mischte er sich nicht. Er hatte unter den jungen Burschen keine Freunde, und auf die Mädchen blickte er mit unverhohlener Geringschätzung. Es war bekannt, daß der lange Veit ein Weiberfeind war. Das verdroß die Dirnen, obwohl er von der Natur keinen jener Vorzüge erhalten hatte, welche weiblichen Augen wohlgefallen, und sie neckten und reizten ihn, wo sich

Gelegenheit dazu bot. Es geschah auch heute. Die lustigen Dirnen warfen ihm verliebte Blicke zu, wenn sie zu zweien oder mehreren auf ihrem Rundgang um den Platz an seinem Standorte vorüberkamen, oder sie blieben auch vor ihm stehen und hänselten ihn. Die Koketterien prallten an seinem gepanzerten Herzen ohnmächtig ab und der Neckereien wehrte er sich mit stachliger Zunge, ohne aus seiner verächtlichen Ruhe herauszutreten. Veit bewies eine recht scharfe Zunge, wo er sie ungefährdet brauchen konnte, und die glitzernden Blicke, welche er den übermüthigen Mädchen nachsandte, wann sie weiter zogen, was konnten sie anders ausdrücken, als höhnische Verachtung der Reize, deren Macht sie vergebens an ihm erprobt hatten?

In dieser Beziehung bildete er einen schroffen Gegensatz zu dem Schreiber Jakob Beck, der trotz seiner reifen Jahre an jedem Frauenauge, das ihn freundlich ansah, Feuer fing. Auch war er nicht eitel wie Beck, welcher, nun vollends von Veronika's Liebe überzeugt, den nächsten freien Nachmittag zu einem Ausfluge nach dem Marienhofe benutzte. Er mußte doch die Schmollende versöhnen und er kam in dem

Bewußtsein der Macht, welche ihm das Testament über Veronika verlieh. Diese empfing ihn jedoch so kühl, daß seine Kühnheit die Flügel hängen ließ.

„Ich hab' Euch für einen uneigennützigen Freund gehalten," sagte sie, „aber Ihr denkt an nichts, als an Euren Vortheil. Ich hab' geglaubt, daß Ihr um meinetwillen herauskommt; aber Ihr seid immer blos gekommen, um meinem Mann Geld abzupressen. Gut denn, braucht die Gewalt, die Ihr habt, und wenn der Staudach Euch nichts mehr geben kann, dann wendet Euch an den Nazi in Buchau; aber redet mir nicht mehr vor, daß Ihr mir zugethan seid."

Beck legte vor dieser ruhigen Entschlossenheit, mit der sie das Schlimmste, was er thun konnte, ins Auge faßte, seine Waffe, auf die er so sehr vertraut hatte, bei Seite. Veronika möchte glauben, was sie wollte, nur nicht, daß seine Besuche auf dem Marienhofe nicht ihr gegolten hätten. Als armer Teufel, der er sei, hätte er wohl in gelegentlichen Verlegenheiten eine Kleinigkeit von Aloys geborgt, aber in seinem Herzen würde sie nichts finden, als Liebe zu ihr. Was sollte er thun, um sein goldenes Vreneli davon zu überzeugen? Er versprach ihr, bei seinem nächsten Besuche ein hübsches Geschenk mitzubringen

Veronika blieb ungerührt. Er fuhr jedoch fort, ihr hartes Herz zu bestürmen und folgte ihr mit seinen Betheuerungen selbst als sie in den Gemüsegarten ging, um Schnittlauch zum Abendessen zu holen. Der Garten lag neben dem Hause und an dem Zaun befanden sich, noch von Ignaz Staudach's Zeit her, einige verwahrloste Blumenstücke.

„Ach, wie könnt Ihr doch so grausam sein, einziges, goldenes, himmlisches Vreneli!“ seufzte er endlich und blickte sie aus seinen vorstehenden Augen trostlos kläglich an. „Soll denn jetzt alles zwischen uns zu Ende sein?“

Das war jedoch Veronika's Absicht nicht. Sie war zu klug, um es zu einem offenen Bruch kommen zu lassen. Der Einfluß, den sie auf des Schreibers Herz ausübte, war freilich nicht groß genug, um ihm das Testament zu entlocken, davon war sie nun vollends überzeugt, aber doch hinreichend, um ihn ungefährlich zu machen, so lange sie ihm noch einige Hoffnung auf ihre Neigung ließ.

„Was soll ich denn mit Euch anstellen?“ sagte sie endlich mit einem Achselzucken und pflückte eine verkümmerte Aster ab. „Ihr Mannsleute macht mit uns Frauen doch zuletzt, was Ihr wollt!“

Sie warf ihm die Aster an den Kopf, bei sich wünschend, daß die verkommene Blume ein Stein wäre. Während er das Friedens- und Liebeszeichen unter den Kohlköpfen aufsuchte, zwischen die es gefallen war, und damit sein Knopfloch schmückte, ging sie mit einem Lachen, das ihn vollends entzückte, ins Haus. —

Im Spätherbste traf das von dem Pfarrer erwartete Ereigniß ein: der Gemeindevorstand Perler segnete das Zeitliche. Kaum hatte sich die Erde über ihm geschlossen, so begann der Pfarrer für die Wahl Aloys Staudach's nachdrücklicher als bisher zu wirken. Er stieß dabei nirgend auf einen entschiedenen Widerstand. An einem solchen wäre seine Thatkraft vermuthlich bald erlahmt. Die Wahl Staudach's in Beziehung zu Glauben und Kirche zu setzen, fiel niemand ein, außer Meister Griffl. Er schwieg indessen, als er sich überzeugte, daß die Freunde der Jesuiten um Veronika's willen darauf verzichteten, einen eigenen Kandidaten für das erledigte Amt aufzustellen. Die Gründe, welche der Pfarrer gegen den Schmied für die Wahl Staudach's geltend gemacht hatte, verfingen überall. Nur ein Gegner konnte gefährlich werden: das Vorurtheil, welches Aloys durch seine Neuerungen

in seiner Ackerwirthschaft erregt hatte. Aber Aloys hatte dagegen seine glücklichen Erfolge aufzuweisen, und es müssen sehr selbstständige Köpfe sein, welche sich durch den Erfolg nicht bekehren, oder wenigstens nicht blenden lassen. So war es auch hier geschehen. Freilich folgte daraus nicht, daß die Achenkirchner das Beispiel Staudach's nachgeahmt hätten. Einige waren wohl so klug, die Mehrzahl aber fand den alten Schlendrian zu süß, um ihm zu entsagen. Das Beharren bei der Väter Weise kostete kein Kopfzerbrechen und es vertrug sich dieselbe gar zu vortrefflich mit den vielen im Kalender roth gedruckten Heiligen.

Auch der alte Mayr redete, wenn er gefragt wurde, der Wahl Aloys' das Wort, obgleich er ihm in seinem Herzen wenig hold war. Er war und blieb der Ansicht, daß Aloys sich nicht einer so anrüchigen Person, wie es Beck war, bei seinen Verhandlungen mit seinem Vetter wegen Zurückgabe des Hofes hätte bedienen sollen, und weniger noch konnte er ihm verzeihen, daß er Florian nicht hatte gestatten wollen, sich dem edlen Waidwerk zu widmen. Aber dies waren Bedenken von nur persönlicher Art.

So geschah es denn, daß Aloys an dem bestimmten Tage mit einer bedeutenden Stimmenmehr-

heit zum Gemeindevorstand von Achenkirchen gewählt wurde. Der Pfarrer wünschte ihm mit freudigen Mienen Glück. Er hatte für ihn nicht nur deshalb gewirkt, weil er ihn für die geeignetste Person zu dem Posten hielt, sondern auch, weil er seine Passivität in der Angelegenheit Florians mit den Jesuiten gut zu machen und Staudach durch die Zuwendung des Ehrenamts in seinem Kummer einigermaßen zu trösten wünschte. Er kam auch später auf einen Augenblick in das Wirthshaus, wo Aloys seine Freunde und Anhänger traktirte, und leerte ein Glas auf dessen glückliche Amtsführung. Aloys selbst hatte nichts gethan, um gewählt zu werden. Er war viel zu stolz oder störrisch, um sich um die Gunst der Leute zu bewerben und betrachtete seine Wahl oder Nichtwahl als eine Art von Gottesgericht über seine Ehrenhaftigkeit. Durch den Ausfall seiner Wahl in der Ueberzeugung bestärkt, daß er bisher recht gehandelt habe, saß er hochaufgerichtet und mit leuchtenden Augen unter seinen Freunden. Auf den Trinkspruch des Pfarrers erwiderte er höchst unparlamentarisch mit einem Faustschlag auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, und rief: „Die Hand hier sollt Ihr mir abhacken, wenn ich für die Gemeind' nicht einsteh',

wie für mich selbst!" Das Versprechen wurde mit jubelndem Anklingen der Gläser aufgenommen. Je häufiger aber diese letzteren geleert wurden und je geräuschvoller in Folge dessen die Zungen ringsum sich entfesselten, um so stiller und ernster wurde Aloys und schließlich benutzte er eine günstige Gelegenheit, um sich von den Zechern unbemerkt zu entfernen.

Auf dem Kirchenplatze scholl ihm aus der Schulstube eine Art Chorgesang entgegen. Die Kinder lautirten einstimmig mit der höchsten Anstrengung ihrer Kehlen. Aloys blieb stehen; nach einer Sekunde zog er den Hut mit einem energischen Ruck tiefer über die Stirn und schritt entschlossen auf das Schulhaus zu.

Veit Griffl hielt Schule, während sein Vater in der Wohnstube saß und einen Brief schrieb, in dieser Beschäftigung sich aber zuweilen unterbrach, um sein Herz an den Rhythmen der lautirenden Kinder zu weiden. Zu diesen Rhythmen schlug Veit mit einer Gerte den Takt, bald auf dem Tisch, bald auf dem Rücken eines Knaben, dessen Geschrei dann eine Abwechselung in das eintönige A—B: Ab, B—A: Ba, brachte. Veit selbst kam dabei nie aus dem Takt, wie er sich überhaupt nie von dem Zorn in seinem

lehramtlichen Busen überwältigen ließ und, wenn er strafen mußte, stets die wahren Schuldigen: die Sprößlinge der Taglöhner und Armen traf. Für die Kinder der wohlhabenden und einflußreichen Bauern war seine Gerte nicht vorhanden, obwohl es ihn zuweilen eine wahrhaft dämonische Grimasse kostete, um den Kitzel zu überwinden, auch ihren Rücken etwas Weniges zu streichen. Es lag für Veit eine große Süßigkeit darin, diejenigen zu prügeln, die sich nicht wehren konnten und durften.

Der Brief, zu dessen Fortsetzung der Vater des jungen Pädagogen jetzt wieder den Gänsekiel in das Tintenfaß tauchte, war an den Pater Gury gerichtet. Seitdem er wiederholt für Aloys Staudach nach Innsbruck hatte schreiben müssen, war zwischen ihm und dem Pater Gury eine regelmäßige Correspondenz entstanden. Regelmäßig war sie freilich nur von Seiten des Schullehrers, der zu bestimmten Zeiten unter der Adresse des Kaufmanns, welcher einst Florian nach Innsbruck abgeholt hatte, Berichte über die heimathlichen Verhältnisse und Zustände einsandte und dafür gelegentlich Winke erhielt, wie die Erleuchteten, an deren Rosenkranzbetstunden er eifrig theilnahm, zu dirigiren seien. In diese Berichte, in denen Vero-

nika's gottesfürchtiger Wandel und die Ergebenheit, mit der sie die in ihrem Kinde ihr auferlegte Prüfung trage, stets hervorgehoben waren, ohne die häufigen Besuche Jakob Beck's auf dem Marienhofe zu vergessen, hatte Griffl allmälig manchen Seufzer, manche Klage über den Pfarrer einfließen lassen und damit bei dem Pater Gury ein freundlich ermunterndes Gehör gefunden. Er sah das Schifflein des Pfarrers dem Untergange zutreiben und seine letzten Zweifel, daß es scheitern müßte, schwanden, als er von dem Pater Gury den Auftrag erhielt, die Kunde von der bischöflichen Rüge, welche der Pfarrer erhalten hatte, geschickt unter die Leute zu bringen. In diesem Augenblicke berichtete Griffl über die Wahlagitation des Pfarrers, die er als gegen den Einfluß der Jesuiten in Achenkirchen gerichtet auffaßte und darstellte. Würde der ehrwürdige Herr sonst einem Kandidaten das Wort geredet haben, der mit Hartnäckigkeit die edlen Absichten zu durchkreuzen suchte, welche die frommen Väter mit Florian im Auge hatten? Bei dieser Frage seufzte der Briefsteller. Denn warum mußte Florian und nicht sein eigener, viel würdigerer Sohn die Gunst der Jesuiten genießen? Die Gründe zu durchdringen, war seinem Scharfsinn nicht gegeben.

Es erging ihm, wie den meisten Menschen, die eine sehr hohe Meinung von sich haben. Die Blicke in die Sonne des eigenen Ich blenden das Auge, so daß alles Uebrige vor demselben undeutlich verschwimmt.

Als Familienvater und Seelenführer der Kindheit war es Griffl nicht zu verargen, wenn er mit dem Instinct der Ratte auf die eigene Rettung aus dem bedrohten Fahrzeuge bedacht war. Segelte er mit den Mächtigen, so konnte es nicht fehlen, daß die Bildung der jungen Gemüther nach ihm den würdigsten Händen, nämlich denen seines Veit anvertraut wurde. Veit hatte zwar kein Seminar besucht, sondern seine Studien lediglich unter den väterlichen Augen begonnen und beschlossen. Es kam ja aber auf sein Wissen nichts an, wenn er nur den rechten Glauben hatte, und diesen besaß er. Der hoffnungsvolle Jüngling glaubte fest an die Allmacht der Jesuiten als der einzig wahren Stellvertreter Gottes auf Erden.

Ein Pochen an das Fenster unterbrach den Alten in der Abfassung seiner Denunciation, welche er mit dem Aerger ätzte, daß der Gewählte gerade Aloys Staudach sein mußte. Er hatte es diesem noch immer nicht vergessen, daß sich derselbe seiner Zeit geweigert,

an Florian die Beleidigung seiner Würde durch den Schneemann exemplarisch zu rächen. Und nun schaute dieser selbe Aloys Staudach von außen durch das Fenster herein und rief: „He, Schulmeister, wenn Ihr einen Augenblick Zeit habt, so kommt mit mir. Ihr sollt für mich was schreiben."

Dem kleinen Manne fuhr ein nervöses Zittern in die Hand und die Folge davon war ein übermäßig großer und verkrüppelter Buchstabe. Griffl gab durch ein stummes Kopfnicken seine Bereitwilligkeit zu erkennen und verwahrte seine Papiere mit einer gewissen Hast.

Was der Herr Gemeindevorsteher für ihn zu schreiben habe? fragte er, neben Aloys herschreitend. Er gab jedem stets den gebührenden Titel und um so lieber, wenn derselbe recht lang war. Wer Andere ehrt, ehrt sich selbst, und dieser sein Wahlspruch war gleichsam das Feigenblatt der ihm angeborenen Bedientennatur.

Aloys ließ seine Frage unbeantwortet. Es lag eine düstere Entschlossenheit in seinen Mienen. Er ging schnell, so daß der kleine Griffl Mühe hatte, gleichen Schritt mit ihm zu halten, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Die Erregung seiner Lungen be-

einträchtigte aber die Feierlichkeit des Glückwunsches, womit er auf dem Marienhofe Veronika wegen der Wahl ihres Mannes zu begrüßen für seine Pflicht hielt.

Er wurde darin rücksichtslos von Aloys unterbrochen, welcher von seiner Frau den Testamententwurf Beck's forderte. Noch hatte er immer gehofft, daß die Drohung der Enterbung Florian zurückführen würde. Jetzt wollte er die Schrift unterzeichnen. Er hatte seinen Wählern gelobt, die Rechte der Gemeinde nachdrücklich zu vertreten. Welchen Werth aber hatte dieses Gelöbniß, wenn er nicht den Muth besaß, in seinen eigenen Angelegenheiten durchzugreifen? Veronika warf einen zuckenden Blick auf ihn und holte schweigend das Schriftstück. Aloys, welcher sich an den Tisch gesetzt hatte, warf seinen Hut bei Seite und fuhr sich mit den Fingern durch das Haar. Mit wogender Brust schlug er das Papier auseinander. Meister Griffl schaute fragend von ihm auf die Frau. Diese stand regungslos wie eine Statue, die Augen starr auf Aloys gerichtet. Eine Todtenstille herrschte in der Stube. Jetzt griff Aloys nach dem Tintenfasse, das in einer Ecke des Fensters hinter ihm stand. Die lange nicht gebrauchte Feder knirschte und kratzte auf dem groben Papier.

Es war geschehen.

Veronika athmete tief und laut auf, und das Blut stieg ihr sausend und brausend zu Kopf.

„Les't das und unterschreibt's auch als Zeuge," sagte Aloys, indem er aufstand und Griffl das Blatt hinreichte.

Griffl las und schaute bestürzt auf. „Das wollt Ihr thun?" stotterte er.

„Es bleibt dabei, wenn der Bub' nicht gehorcht," rief Aloys mit Nachdruck. „Ihr sollt ihm gleich noch heut' schreiben, wie es um ihn steht, wenn er nicht heimkommt."

Der Schullehrer erhob keine weiteren Einwände; er unterzeichnete, und Veronika nahm das Schriftstück wieder an sich, während Aloys zum Fenster hinaussah und mit den Fingern stark auf den Scheiben trommelte.

Meister Griffl dachte nicht an seine Würde, als er nach Hause eilte. Die Neuigkeit war zu wichtig, um sie nicht sofort seinem Wahlberichte hinzuzufügen. Sie war für ihn ein weiterer Beweis, welche Gefahr der Kirche drohte, wenn ein solcher Mann wie Aloys Staudach an der Spitze der Gemeinde stand. Den ihm aufgetragenen Brief an Florian ließ er erst später nachfolgen.

Die Antwort darauf traf ungewöhnlich schnell ein. Der Rector Pater Werner schrieb voll salbungträufelnder Resignation, daß der Orden und die Kirche fortan Vater- und Mutterstelle an Florian vertreten würden, da der leibliche Vater seine Hand von ihm abzöge. Von Florian selbst kein Wort.

Ein höhnischer Triumph schlängelte sich um Veronika's schmale Lippen. Aloys loderte in Zorn über die Lieblosigkeit und Undankbarkeit des Buben auf, den er sein Leben lang mit seinem Herzblut getränkt hatte. Florian hatte jedes Band zwischen ihnen zerrissen; mochte es denn sein! Aber der Zorn ist ein Rausch und er verfliegt, während der Schmerz mit Bleigewichten in die Tiefe sich senkt. Auch Aloys' Zorn verflog und gab dem Schmerze über den nun besiegelten Verlust des Sohnes Gewalt. Vor den Leuten suchte er ihn zu verbergen, und es gelang ihm auch wohl; aber er machte ihn reizbar, rauh und abstoßend.

Veronika hatte das Ziel erreicht, dem ihre Habsucht nachgestrebt, seitdem sie zuerst den Fuß auf den Marienhof gesetzt hatte. Sie war Universalerbin; Florian verstoßen. Nur das Testament im Besitz des Schreibers stand noch zwischen ihr und dem vollen

Triumphe, und sie strengte jede Fiber ihres Gehirns an, um dieses Dokument in ihre Hände zu bekommen. Ihre Gesinnung gegen Beck wurde unter solchen Umständen nicht milder, und Beck war unklug genug, sie durch seine fortgesetzten Besuche an ihre Niederlage zu erinnern. War sie eine Frau, die dergleichen überhaupt nie verzeiht, so nährte es nun ihren inneren Grimm, daß sie fortfahren mußte, mit ihm schön zu thun, während sie ihm am liebsten ihre Fingernägel in die verliebten Froschaugen gekrallt hätte. Wer anders aber als Aloys war schuld daran, wie an der ganzen verzweifelten Lage, in welche sie der Schreiber jeden Augenblick versetzen konnte? Sie empfand es als eine Wohlthat, daß sie den Zwang, welchen sie sich gegen den Letzteren fortwährend auferlegen mußte, gegen ihren Mann jetzt abwerfen durfte. Sie glaubte wenigstens, ihrem Manne gegenüber ganz sie selbst sein zu können, nachdem sie von ihm mit der Erbverschreibung alles erreicht hatte, was sie von ihm erreichen konnte. Gegen ihn kehrte sich daher bei der geringsten Veranlassung die Erbitterung, welche in ihr gohr. Es war kein Aufflammen von ihrer Seite, kein Gewitter, welches zugleich die Luft reinigt; sondern ein Stechen, Schneiden und Wühlen mit fester,

kalter Hand in ein und derselben Wunde. War Aloys überhaupt nicht der Mann, Vorwürfe ruhig hinzunehmen, so brachte ihn in seiner gegenwärtigen Gemüthsverfassung die Art Veronika's vollends außer sich. Es gab fast mehr Streit zwischen ihnen als Mahlzeiten.

Aloys verlor die Freude am Schaffen; denn mit dem Verlust seines Sohnes hatte auch seine Arbeit ihren Hauptzweck verloren, und er begann im Wirthshause den Frieden zu suchen, den er unter seinem eigenen Dache nicht mehr fand. Wein und Karten mußten die Zeit tödten und den Kummer, der an seinem Herzen nagte. Es war ein elendes Leben, und er schleppte das Bewußtsein davon wie eine schwere Last mit sich. Er machte dafür Veronika verantwortlich; denn ohne ihre unvernünftige Abneigung gegen Florian würde er sich nie entschlossen haben, ihn in die Jesuitenschule zu thun. Er wünschte, daß er mit dem Buben nie nach Tirol zurückgekehrt wäre. Und sollte dieses trostlose Leben nun so fort währen bis an das Ende? Ihm grauste davor. Aber es gab noch ein Mittel, Florian zu zwingen, daß er nach Hause käme. Er konnte den Beistand der Gerichte anrufen; denn noch war Florian nicht in dem Alter,

um frei über sich bestimmen zu können. Aber was gewann er, wenn den Jesuiten auch befohlen wurde, Florian nach Hause zu schicken? Wenn Florian so aller kindlichen Liebe vergessen konnte, dann war er es auch nicht werth, um ihn mit den Jesuiten zu kämpfen. Die Aeußerung des alten Mayr vor der Schmiede kam ihm wieder in den Sinn. Vielleicht hatte er es wirklich darin versehen, daß er Florian hatte zwingen wollen, ein Bauer zu werden. Hätte er sich seiner Neigung nicht entgegengestellt, so würde er vielleicht gar nicht auf den Einfall gerathen sein, eines Tages den Jesuitenrock anzuziehen. Es war ein unruhiges Blut in dem Buben, und auch der Pater Rector hatte sich ja dahin geäußert, daß Florian zum stillhockenden Mönch in der Zelle nicht tauge. Das unstete Blut, der Wandertrieb Florian's, der ihn das Loos eines Missionärs begehrenswerth erschienen ließ, waren wohl ein Erbtheil seiner Mutter. Aloys erinnerte sich wenigstens, wie diese immer am heitersten gewesen war, wann sie wieder einmal einer Stadt, wo sie sich längere Zeit aufgehalten, den Rücken gekehrt hatten. Selbst die erstickenden englischen Nebel hatten dann ihrer fröhlichen Laune nichts an=

haben können. Die Erinnerung an Franzl ließ das Band, welches ihn an Veronika fesselte, nur um so tiefer in sein Fleisch schneiden. Er wollte, er wäre mit Florian von England aus geraden Wegs nach Amerika gegangen. Vielleicht hätte er selbst dort zur Büchse statt zum Pfluge gegriffen.

Seine Gedanken kehrten wiederholt zu der Aeußerung des alten Mayr zurück und es ward ihm dabei wie einem lange Verirrten, welcher, nachdem er schon die letzten Hoffnungen aufgegeben, sich wieder zu orientiren, endlich die ersten Spuren zu entdecken glaubt, die ihn wieder auf den richtigen Weg zu bringen versprechen. Wenn er seinem Sohne gestattete, den grünen Rock anzuziehen, so gab derselbe wohl dem Missionär mit Freuden den Abschied, und es lebte dann wohl auch die Liebe zum Vater in dessen Herzen wieder auf. Diese Hoffnung nahm ihn schmeichelnd in die Arme, und er mochte nicht daran denken, wie es dann nach seinem Tode mit dem Hofe werden würde.

Die Veränderung zum Schlimmen, welche in Aloys vor sich gegangen, war dem Pfarrer eben so wenig entgangen, wie den übrigen Achenkirchnern, und er nahm sich deshalb vor, einmal ein ernstes Wort

mit Aloys darüber zu sprechen. Als dieser eines Tages an der Pfarre vorüberkam, rief er ihn zu diesem Zwecke durch das Fenster an. Der ehrwürdige Herr hatte sich bereits seine Ermahnungen zurecht gelegt, wie unmännlich und unchristlich zugleich es sei, sich von seinem Kummer derartig überwältigen zu lassen und es doch Gottes Fügung sei, wenn Florian für das geistliche Leben eine so große Neigung verspüre.

„Meinen Sie denn wirklich, daß der Bub' dazu eine so große Neigung verspürt?" fragte Aloys, der ihn bis dahin still angehört hatte. „Ich glaub' immer, wenn er ein Jäger hätt' werden dürfen, es wär' ihm nie eingefallen, die wilden Heiden bekehren zu wollen."

Der Pfarrer räusperte sich ein wenig betroffen über diesen Einwand. Er gab zu, daß es sich wohl so verhalten könnte. Aber darauf käme es jetzt nicht mehr an, meinte er, sondern nur darauf, daß sich Aloys in das Unabänderliche schicke und zu einem fleißigen, nüchternen Lebenswandel zurückkehre.

„Jedennoch will ich das Letzte noch versuchen, ob ich den Buben nicht zurückkriege," versetzte Aloys.

„Und das wäre?" fragte der Pfarrer gespannt.

Aloys erklärte ihm, daß er im Sinne habe, den Beistand der Gerichte anzurufen.

Der Pfarrer fuhr in seinem Lehnsessel auf, als ob ihn plötzlich eine Nadel gestochen hätte und rief: „Staudach, plagt Euch der Teufel? — Gott verzeihe mir die Sünde!“ und er schlug ein Kreuz. — „Wo denkt Ihr hin? Bedenkt doch nur das Aergerniß, das ein solcher Schritt von Eurer Seite verursachen würde!“

„Freilich,“ murmelte Aloys, „Lärm genug wird's machen.“

„Laßt Euch rathen,“ fuhr der Pfarrer mit gedämpfter Stimme fort und warf einen ängstlichen Blick nach der Thüre. „Ihr kennt die Macht der Jesuiten nicht. Ich sage Euch, Staudach, sie ist grenzenlos und reicht ebenso in die Hofburg hinauf wie in die bischöflichen Kanzeleien. Ihr würdet in ein Wespennest stechen. Und selbst wenn es Euch gelänge, mit Hülfe der Gerichte den Buben wiederzubekommen, was ich durchaus für unwahrscheinlich halte, glaubt Ihr, damit sei dann alles abgemacht? Keine ruhige Stunde würdet Ihr fortan haben. Es ist ein Kampf auf Tod und Leben, Staudach, in welchem Ihr schließlich doch den Kürzern ziehen müßt.“

„Jedennoch, Herr Pfarrer, muß es gewagt sein,“ entgegnete Aloys. „Wer nicht wagt, gewinnt nicht.

Ohne den Buben hab' ich keine Freud' mehr am Leben, und Furcht vor den Schwarzen hab' ich just nicht. Wenn Sie verheirathet wären und einen Buben hätten, Sie würden auch keine Angst vor ihnen haben und selbst den Teufel nicht fürchten. Nichts für ungut, Herr Pfarrer."

Der Pfarrer saß wie gelähmt von dem Entsetzen über eine solche Kühnheit.

„Staudach," lallte er endlich, „Ihr rennt in Euer Verderben!"

„Ich will's schon ausfechten," sagte Aloys, der bereits die Thürklinke in der Hand hatte, indem er sich noch einmal umwandte. Er ging.

Sechstes Capitel.

Die barmherzige Samaritanerin.

Es hatte fast den Anschein, als ob Ignaz Staudach mit den Anstrengungen, die er gemacht, um sich aus dem jäh über ihn hereinbrechenden Unglück zu retten, seine ganze Energie erschöpft habe. Nachdem er die Fundamente des neuen Daseins gelegt hatte, begann die Reaktion sich einzustellen. Sterzinger hatte Gast- und Landwirthschaft so verwahrlost und heruntergebracht, daß niemand Lust hatte, sein Nachfolger zu werden und Ignaz bei der Vergantung als einziger Bieter auftrat. Sterzinger's Gläubiger verloren alles; nur die zur ersten Stelle eingetragene Hypothek wurde gerettet. Ignaz erlangte es, daß sie stehen blieb. So hatte er nur eine unbedeutende Anzahlung zu machen.

Das Haus gehörte noch zu jenen alten, bei deren Bau die Steine nicht geschont worden, um es im Innern während des Winters warm, im Sommer kühl zu haben. Die Mauern des zweistöckigen Gebäudes waren besonders im Erdgeschosse von einer Dicke, daß sie Kanonen alten Kalibers erfolgreich Widerstand zu leisten vermocht hätten. Flur und Stube zu ebner Erde waren außerordentlich geräumig, aber nicht allzu hoch. Neben dem Schankverschlage in der Gaststube führte eine Thüre unmittelbar in eine große, helle Küche. Droben öffneten sich mehrere kleinere Stuben auf einen langen breiten Vorsaal, der sein Licht vom Hofe erhielt. Vor den Fenstern nach der Straße lief eine Galerie hin. Die Straße war krumm und abschüssig und mahnte durch ihre Schmäle an den Süden. Die Enge gewährte aber im Winter Schutz gegen die Nord- und Ostwinde, und Schatten bei dem Sonnenbrand des Sommers. Das Haus mochte wohl schon zu jener Zeit dagestanden haben, als eine der Saumstraßen von Baierns Hauptstadt nach Innsbruck und dem Brenner über Tegernsee, Kreuth und Achenthal führte. Damals hatte es wohl auch den kleinen Stuben im obern Stockwerke nicht an Gästen gefehlt. Gegenwärtig war nur noch eine

davon zur Nachtherberge für Reisende eingerichtet, und selbst diese wurde nur höchst selten in Anspruch genommen. Hätten nicht einige Aecker und Wiesen zu der Wirthschaft gehört, von dem Schankertrage hätte schwerlich jemand bestehen können, nachdem Sterzinger durch seine Trunk- und Streitsucht das Wirthshaus in Verruf gebracht hatte. Auch Aecker und Wiesen waren von ihm arg verwirthschaftet worden; die einen hatten schon lange keinen Dünger mehr gekostet, die andern standen in Gefahr zu versumpfen.

Die Aussichten waren also für Ignaz Staudach keineswegs glänzend, so billig er auch gekauft hatte. Jedenfalls bedurfte es der nachdrücklichen Anstrengung von Geld- und Arbeitskräften, um empor zu kommen. Das sah Ignaz auch sehr gut ein; allein es war, als ob sich mit jedem Tage ein schwereres Gewicht an seine Füße hing. Er glaubte genug gethan zu haben, nachdem er das Haus von außen und innen frisch hatte weißen lassen, das Mobiliar der Schankstube ergänzt und für die Einlage von gutem Schnaps, Bier und Wein in dem tiefen, kühlen Keller gesorgt hatte. In der äußern Wirthschaft sah man ihn immer seltener; er überließ alles seiner Frau. Wozu sollte er sich denn auch übermäßig anstrengen, meinte

er, zumal seine Körperfülle bedenklich zunahm, da seine Resi, die ja schon auf dem Marienhofe das eigentliche Regiment geführt hatte, sich trefflich auf die Landwirthschaft verstand? Mit seinem Rath unterstützte er sie gern, wenn sie solchen von ihm verlangte, was selten genug geschah. Frau Resi griff denn auch tüchtig ein und sparte keine Arbeit und kein Nachdenken, um vorwärts zu kommen. Es hielt schwer, die stockende Wirthschaft wieder in Gang zu bringen. Die Schänke aber ließ sich besser an, als man allgemein erwartet hatte. Das plötzliche Wiedererscheinen des Aloys, den man allgemein für todt gehalten hatte, und der damit verbundene jähe Glückswechsel in den Verhältnissen seines Vetters, regte weit und breit die Neugierde mächtig an. Die Leute wollten sich durch ihre eigenen Ohren und Augen überzeugen, was an den umgehenden Gerüchten Wahres sei, den Ignaz Staudach kennen lernen und sehen, wie er sein Unglück trug. So hatte der neue Wirth Anfangs großen Zulauf, und da die Getränke sich als gut erwiesen, Ignaz ein ruhiger, verständiger Mann war, mit dem sich über alles „dischkuriren" ließ, es in der Stube ordentlich, sauber und behaglich war, so kamen die Gäste gern wieder. An den Sonntagen

war es meistens so voll, Winters in der großen Stube, Sommers auf dem geräumigen Flur, daß es schwer hielt einen Platz zu finden. Auch die Vergnügungsreisenden gingen ihm nicht vorüber. Kamen sie zu Kahn über den See, so verfehlten die Schiffer nicht, sie beim Landen darauf aufmerksam zu machen, daß sie bei dem Ignaz Staudach ein gutes Glas Bier oder Wein fänden, und die Lohnkutscher machten von selbst vor seinem Wirthshause Halt.

Ignaz Staudach besaß alle Eigenschaften eines guten Schankwirths, so daß man behaupten darf, der Zufall habe ihn endlich in seinen wahren Beruf hineingeschoben. Immer sorgte er für einen guten, preiswürdigen Trunk, ohne selbst diesem je über den Durst zuzusprechen. Er verstand es, seine Gäste nach ihrer Stellung im Leben zu bedienen, ohne seinem Ansehen als Hausherr etwas zu vergeben und seine Gestalt und Körperkraft imponirte. Alles Zanken und Streiten war ihm zuwider, mehr vielleicht, weil es sein eigenes inneres Ruhebedürfniß als die Behaglichkeit seiner Gäste störte. Er litt es für gewöhnlich nicht, und Händelmacher, wie es zum Beispiel der Sterzinger im Rausche war, setzte er zur Abkühlung an die Luft. Beck und Veronika waren zufällig Zeu-

gen von einer solchen Expedition gewesen. An den Tanzabenden mußte Ignaz zum Schlusse die Bursche freilich sich raufen lassen. Das war nun einmal der landesübliche Hauptspaß, ohne den ein Vergnügen kein Vergnügen gewesen wäre. Aber über die Ouvertüre ließ er den Spaß in seinem Hause nicht hinauskommen. Auf der Straße mochten sie sich raufen und schlagen so viel wie sie wollten; das ging ihn nichts an, und er hatte sich ein sehr einfaches Mittel ausgedacht, um den Kampfplatz auf die Straße zu verlegen. Sobald es von den Trutzliedln und Herausforderungen zu Thätlichkeiten überging, erloschen die Lichter in der Stube, und durch die plötzlich eintretende Stille und Finsterniß, dröhnte Ignaz Staudach's Stimme: „Geht's hinaus; draußen ist's hell genug zum Raufen." Toni Kreucher half ihm gewöhnlich beim Auslöschen der Lichter, damit die Finsterniß wie durch Zauber über die erhitzten Bursche hereinbräche.

Das Verführerische seines neuen Gewerbes und wodurch seinem Beharrungsvermögen ein bedenklicher Vorschub geleistet wurde, bestand für Ignaz darin, daß er mit allerhand Leuten verkehren konnte und alles erfuhr, was weit und breit im Lande sich zutrug, ohne daß er nöthig hatte, viel seinen Stuhl,

geschweige seine Stube zu verlassen. Die Leute kamen ja zu ihm und gaben ihm ihre Neuigkeiten als Zugabe zu den Kreuzern, die sie bei ihm verzehrten. Er war eben nicht neugierig, aber sein treuherziges Wesen öffnete den städtischen Vergnügungsreisenden ebenso den Mund, wie dem Bettler, der seinen in den Sennhütten erbettelten Schmalz und Käse bei ihm in Branntwein umsetzte, den Bauern ebenso, wie den Holzfällern, Fuhrleuten und Jägern. In Achenkirchen hatten die reichen Bauern aus Stolz nicht vergessen mögen, daß er Eisenarbeiter gewesen; hier, wo zudem seine Frau eingeboren war, was ihm schon an und für sich einen Halt im Dorfe gab, kam er in den Ruf, daß er den Leuten besser zu rathen wüßte, wie selbst der Pfarrer. Wie schwerfällig er auch sein mochte, so fehlte es ihm doch nicht an praktischem, richtigem Verstande und einer gewissen, seinen Nachbaren überlegenen Welterfahrung. Denn in den Eisenhämmern in Jenbach gab es immer fremde Gesellen aus aller Herren Länder, und Ignaz hatte von ihnen manches gelernt. Der Ruf seiner Klugheit führte auch zu mancherlei Mißverständnissen. Es fanden sich Leute bei ihm ein, die von ihm ein Geheimmittel gegen dieses und jenes Gebrechen verlangten; Andere

wollten von ihm wissen, wer ihnen in der und der Nacht einen Hammel, den Honig aus den Bienenstöcken, oder Kleidungsstücke gestohlen habe? Dergleichen brachte ihn jedoch nicht aus seinem Gleichmuth. Die Einen schickte er zum Doctor; den Andern rieth er, sie möchten nur alle Leute fragen wie ihn und dabei fein die Augen offen halten, so würden sie wohl dem Diebe auf die Spur kommen. Er ließ die Leute immer ruhig ausreden, mochte das Garn, welches sie vor ihm abspannen, noch so lang sein. Redseligkeit war überhaupt sein Fehler nicht; er hörte fast noch lieber zu, als er selbst sprach. Bei seinem Phlegma bedurfte er meistens erst der Anregung, um aus sich herauszugehen.

War es ihm daher schon um der Unterhaltung willen stets angenehm, wenn der Hunger und häufiger noch der Durst Leute in seine Schankstube führte, so sah er einen Gast doch lieber gehen als kommen. Das war Sterzinger, sein Vorgänger im Schänkenamt. Da er nicht arbeiten wollte, aber immer Durst verspürte, so war er, um sich die Mittel zum Löschen desselben zu verschaffen, ein Wilderer geworden. Das Wildern galt bei den Landleuten als kein Unrecht; denn es gab unter ihnen wohl nur sehr wenige, die

sich nicht einmal mit Schlinge oder Büchse heimlich einen Braten im Gebirge geholt hätten. Ignaz dachte nicht ganz so, war er doch von Hause aus kein Bauer, und obgleich man sagt, daß das Geld keinen Geruch habe, so wünschte er dennoch, daß die Kreuzer, welche der Sterzinger bei ihm vertrank, auf redlichere Weise in dessen Tasche gelangt wären. Mehr noch war ihm der Mann zuwider, weil er im Rausche mit niemand sich vertragen konnte und dann daheim sein armes Weib mißhandelte. Dazu fügte sich, daß er stets darauf zurückkam, daß Jakob Beck allein die Schuld an seinem Unglück trage, und er Ignaz zu bereden suchte, der ja auch Ursache hätte, dem Schreiber nicht wohl zu wollen, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, um es dem Federfuchser gründlich heim zu geben. War er betrunken, so stieß er gegen Beck die wildesten Drohungen aus. Voll ward sein Maß, als seine Frau etwa ein Jahr, nachdem Ignaz das Wirthshaus übernommen hatte, in Folge des Kummers und der Mißhandlungen starb. Nun trieb er es noch wüster als zuvor. Griesinger, welcher mit dem Tode seiner Nichte seine Verpflichtungen gegen ihn für erloschen betrachtete, dankte es nur dem Zufall, daß er von dem Wittwer nicht niedergeschossen wurde, als er ihm

die Stube in seinem Hause kündigte. Das Gewehr, mit welchem Sterzinger ihn bedrohte, war glücklicher Weise nicht geladen; aber der Wildschütze schwur, das Versehen gut zu machen, wenn Griesinger auf seiner Forderung bestehe, und dieser wagte nicht mehr, ihn auszuweisen. Im Wirthshause kam es dahin, daß keiner mehr, der etwas auf sich hielt, in seiner Nähe sitzen wollte, ja die wohlhabenderen Kunden wieder umkehrten, wenn sie seiner in der Stube ansichtig wurden. Ignaz erklärte ihm daher eines Tages, daß er bei ihm keinen Tropfen mehr kriege, und als er trotzdem wiederkam und trockenen Mundes die Leute hänselte, höhnte und schimpfte, ließ Ignaz den Gendarm holen; der mußte ihm bei Strafe das Haus verbieten.

„Den Sterzinger haben wir lang auf'm Strich," äußerte der Gendarm, während er die halbe Rothe leerte, womit Ignaz Staudach seine Mühe lohnte. „Aber zugreifen können wir nicht, denn warum? Es kann ihm nichts bewiesen werden; der Griesinger sagt nichts und von wegen dem Wildern hat ihn noch kein Jäger auf der That ertappt, so daß er ihn bei den Gerichten anzeigen könnt'."

„Ja, das ist nun so," versetzte Ignaz bedächtig,

„und ich glaub' auch nicht, daß es für Euch pläsirlich ist, so einem Wildschützen auf den Leib zu gehen, wenn er seinen Stutzen bei sich hat.“

„Je nun,“ meinte der Mann mit dem Schwerte der Gerechtigkeit bedeutsam. „Aber den Sterzinger hätten wir schon, wenn die vielen Schreibereien und Laufereien bei Gericht nicht wären. Davor scheut sich Jeder. Unsereiner sollt' eben mehr Gewalt haben, daß er gleich a Bissl d'reinfahren könnt', wo er was Unrechtes sieht, statt erst viel zu berichten und zu rapportiren; nachher wär' alles gleich wieder gut.“

Ignaz dachte bei sich, daß das D'reinfahren dann schwerlich je ein Ende finden würde, aber er sprach es nicht aus. Dagegen erinnerte er den Gendarm an die alte Frau, die einmal im Himmel an der Stelle des lieben Gottes ein wenig habe regieren wollen. Da der Andere die Geschichte nicht kannte, so erzählte er, wie die Alte ihr kurzes himmlisches Regiment gleich damit begonnen habe, daß sie nach einem Schneider, den sie einen Tuchlappen in die Hölle habe fallen lassen sehen, flugs unseres Herrgotts Fußschemel geworfen habe, so daß der Mann buckelig geworden sei.

Der Mann, Kreisler hieß er, verschluckte die Pille mit dem geschenkten rothen Wein.

Sterzinger trieb sich fortan in den Wurzhütten des Gebirgs umher und löschte seinen Schnapsdurst mit dem Gift, das dort aus allerlei Beeren und Wurzeln bereitet wird. Ignaz war froh, von ihm erlöst zu sein. Die Hetzereien desselben waren bei ihm stets auf taube Ohren gestoßen. Sein friedliebendes Gemüth war keines nachhaltigen Grolles fähig, auch wußte er um die eigentliche Niederträchtigkeit, die Beck gegen ihn begangen hatte, nicht. Was seinen Vetter betraf, so war dieser in seinem Recht. Wie er ihn kannte, begriff er, daß Aloys ihn nicht wieder aufgesucht, nachdem seine Frau dessen Anerbieten zurückgewiesen hatte und er unterließ es um seiner Frau willen, die alte Jugendfreundschaft fortzusetzen. An den verlorenen Hof dachte er wohl zuweilen mit Bedauern, nicht seinetwegen, denn er war mit seiner Lage zufrieden, sondern um seiner Tochter und Frau willen. Eine reiche Bauerntochter hatte doch andere Aussichten für die Zukunft, als das Kind eines Gastwirths in beschränkten Verhältnissen, und sie und seine Frau hätten sich dann auch nicht

so zu quälen gebraucht. Was er an seiner Resi für eine wackere Frau besaß, erkannte er jetzt noch bereitwilliger an als früher, aber aus seiner landwirthschaftlichen Unthätigkeit brachte es ihn nicht heraus. Jedes halbe Jahr, im Frühjahr und Herbst, ließ er sich die Ader schlagen, um das durch seine Trägheit ungesunde Blut los zu werden. Dabei wurde ihm jedesmal schwach. Der starke Mann konnte kein Blut sehen.

Seine Frau war durch das Unglück nicht sanfter geworden, und ihre Geduld bestand die Proben, auf welche sie durch sein Phlegma gestellt wurde, meistens nicht. Hinterher bereute sie ihre Heftigkeit wohl. Denn es stellte sich oft genug heraus, daß er bei seiner Ruhe die streitige Frage richtiger als sie aufgefaßt und beurtheilt hatte, und sein Gerechtigkeitsgefühl, das selbst den Gegner in Schutz nahm, wenn das Recht auf dessen Seite war, nöthigte ihr, trotz ihres Aufbäumens, innerlich Achtung vor ihm ab. Auch war der Beweis von Energie, den er zuletzt auf dem Marienhofe abgelegt hatte, nicht verloren. Mit Staunen hatte sie ihn aus seinem Phlegma sich aufrichten, mit Stolz ihn dem Schreiber die Stirn bieten und alles umsichtig ordnen sehen. Sie hatte daraus

erkannt, daß sie im Nothfalle an ihrem Manne eine festere Stütze besaß, als sie je sich hatte träumen lassen und sie war bei sich überzeugt, daß wenn es wieder hart auf hart kommen sollte, er sich abermals aufraffen und seinen Mann stehen würde. Diese Ueberzeugung stählte ihre eigene Energie, so daß sie vor keiner Schwierigkeit in ihrer gegenwärtigen Lage zurückschreckte und die härteste Arbeit ihr verhältnißmäßig leicht wurde. In einem Punkte aber blieb sie hartnäckig gegen ihren Mann auf ihrer Ansicht stehen, und die Zeit änderte nichts daran. Ignaz mochte ihr noch so oft beweisen, daß Aloys Staudach mit seiner Rückforderung des Hofes im Rechte war, sie hörte darum nicht auf, ihn als ihren Todfeind zu hassen.

Unter einer solchen Mutter befand sich Anna in einer strengen, harten Schule. Frau Resi liebte ihr Kind, gewiß, aber dieser Kern steckte in einer rauhen Schale, und wie sie selbst, durch die Nothwendigkeit gezwungen, keine Rast und Ruhe sich gönnte, so wurde auch Anna scharf von ihr angespannt. Anna erfüllte jede ihrer Obliegenheiten mit gleich großer Gewissenhaftigkeit und beklagte sich nie, wie angestrengt sie auch Tag für Tag von früh bis spät in Haus und

Feld zu schaffen hatte. Sie hatte in allem eine stetige Weise. Die Lebhaftigkeit der Mutter und das Phlegma das Vaters erschienen in ihr in einer glücklichen Mischung. Ihre körperliche Entwickelung litt unter der schweren Arbeit nicht. Die Arbeit in freier, frischer Bergluft bei kräftiger, reichlicher Nahrung ist freilich auch etwas Anderes als die in den geschlossenen Werkstätten, wo die Atmosphäre von den Atomen der in der Verarbeitung begriffenen Rohstoffe giftig geschwängert ist. Anna wuchs auf wie eine junge Buche, schlank, biegsam und kräftig. Eine Schönheit wurde sie nicht; aber ihr vom weichen Flaum des Lebensfrühlings angehauchtes Gesicht war so lieb und gut und die braunen Augen schauten so sonnig klar, so treu und freundlich ernst, daß ihre Erscheinung Jedem wohlthat. Wie von einem Strauß von Maiblumen ein milder Duft, so ging von ihrem Wesen eine liebliche Frühlingsfrische aus. Wem von den Gästen sie das Bier oder den Wein brachte, dem schmeckte es noch einmal so gut, und selbst diejenigen, deren Gemüth verwildert war, oder deren gährende Kraft im rohen Ueberschäumen sich Luft machte, hatten wenigstens Respect vor dem jungeu, unschuldigen Ding.

Auf einem der Fensterbretter grünte die Myrthe, welche Eva bei dem Abzuge der Familie von dem Marienhof so flink in einen andern Topf geflanzt hatte. Ob Anna bei deren Anblick wohl noch an den Prinzen dachte, den ihr Eva prophezeit hatte, oder in ihrem Herzen zuweilen die Frage aufdämmerte, wer ihr dereinst die bräutlichen Zweige durch das braune Haar flechten würde? Nein, noch schlug ihr Herz voll göttlichen Friedens unter dem Mieder. Sie hatte auch keine Zeit, an dergleichen zu denken, und die jungen Bursche waren ihr gleichgültig.

Von diesen kam mit der Zeit keiner so häufig in das Wirthshans, wie Anton Kreucher. Von dem, was er dort verzehrte, hätte aber Ignaz Staudach nicht einmal das Licht bezahlen können, wenn es seinetwegen hätte angezündet werden müssen. Denn mehr als ein Seidel Bier trank er selten den Abend über. Die Wirthin hatte ihn in Verdacht, daß er horche oder spionire, um seiner Schwester wieder zu erzählen, wie es in ihrem Hause zugehe und was über diese etwa gesprochen würde. Sie zeigte es ihm auch, daß er für sie kein willkommener Gast sei; Toni schien es jedoch nicht zu merken, und ihr Mann lachte sie mit ihrem Argwohn aus.

„Hat sich was zu spioniren," meinte er, „und der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand'."

Toni selbst hätte nicht sagen können, was ihn nach dem Wirthshause lockte. Nur das wußte er, daß ihm nirgends so wohl war, als dort in der dunklen Ecke, wo er still zu sitzen pflegte, bis es Zeit war, heim zu gehen, und je weniger Notiz von ihm genommen wurde, je lieber war es ihm. Dieser Gefallen wurde ihm aber nicht gethan, wenn sich eine Gesellschaft von jungen Burschen beim Glase zusammenfand. Da wurde er wegen seines stillen, linkischen Wesens weidlich von ihnen gehänselt. Es geschah jedoch meistens in einer Weise, daß man sah, sie meinten es im Grunde nicht böse. Einmal, an einem Winterabend, schalt ihn Einer: „Wenn Du das Maul nicht aufthun magst, warum bringst nicht Deine Cither mit und spielst was?"

„Das kann ich schon thun, wenn Ihr's wollt," versetzte er, und schon am nächsten Abend kam er mit seinem Instrument. Er war in Buchau als ein kunstfertiger Spieler bekannt und so war an diesem Abend das Wirthshaus zahlreich besucht. Sie hörten ihm Alle aufmerksam zu. Es waren aber lauter schwermüthige und traurige Weisen, die er zum Besten gab.

Sie waren das Echo von dem gedrückten, freudlosen Zustande seiner Seele.

„Jetzt aber was Lustiges!" rief nach einer Weile einer von den Burschen und stimmte ein fröhliches Lied an. Toni begleitete dieses und noch manches andere, welche alle im Chor gesungen wurden und zuletzt schlug er auf Verlangen einen Ländler an. Da fuhr den Burschen die Tanzlust in die Füße, und nicht nur Anna mußte auf den Plan, sondern auch ihre Mutter. Frau Resi sträubte sich zwar, aber es half ihr nichts. Ein kecker, kräftiger Bauernsohn riß sie in die Wirbel, und ihr Mann lachte in seinem Lehnstuhl, daß ihm die Thränen über die dicken Wangen rollten.

Es war ein lustiger Abend und blieb nicht der einzige der Art. Toni ließ seine Cither in der Schänke und war gern bereit, die Saiten erklingen zu lassen. Am liebsten griff er aber zu seinem Spiel, wann ihn Anna darum bat. Ihre sonnigen Augen waren für ihn wie ein Notenbuch, darin die allerschönsten Weisen standen. Ueber diese Weisen konnte sie dann wohl ihre Arbeit vergessen und es kam etwas über sie, sie wußte nicht was.

Sein Spiel stimmte auch allmälig deren Mutter

milder gegen ihn, und wie Gewohnheit die freundlichste Seite des Lebens ist, so kam es dahin, daß auch Frau Resi den Burschen vermißte, wenn er einmal eines Abends eine Abhaltung hatte oder später als gewöhnlich auf seinem Platz in der Ecke erschien. Zudem erwies er sich dienstbereit, wo sich eine Gelegenheit dazu bot. Er spaltete in seinen Feierstunden Holz für die Küche des Wirthshauses, oder grub im Garten die Beete um, pflanzte Gemüse und auch Blumen. Anna konnte sich rühmen, daß sie den hübschesten und reichsten Blumenflor im Dorfe besaß, und Toni empfand eine stille Freude darüber, daß es Blumen seiner Zucht waren, deren Strauß Sonntags auf dem Kirchgange ihre Brust schmückte. Seine Seele, die so lange von der Tyrannei und Lieblosigkeit seiner Schwester niedergedrückt worden war, richtete sich allmälig unter dem Wohlwollen, mit dem er von Ignaz und den Seinigen behandelt wurde, auf, und wenn er auch still blieb, so wurde er doch heiterer und gewann zu sich selbst ein Vertrauen. Die Tage gingen hin, und er wünschte sich nichts Besseres, forderte nichts mehr.

Anna war stets die Erste im Hause wach und weckte die Mägde. Während diese auf dem Herd das Feuer anzündeten, holte sie Wasser vom Brunnen.

So geschah's auch eines frühen Morgens in den ersten Tagen des Juni. Bereits fertig angezogen und sauber wie immer, trat sie mit ihrem Eimer aus dem Hause. Ihre bräunlichen Wangen waren von dem Morgenschlaf noch rosig angehaucht, wie der Himmel im Osten. Ueber den Häusern schossen die ersten Schwalben pfeifend hin und her. Sperlinge tummelten sich zwitschernd auf der Gasse, und aus der Ferne klang hell ein Hahnenruf. Der Brunnen befand sich nur wenige Schritte vom Hause entfernt; er lag auf der andern Seite der Straße in einer Nische vor einer kleinen Kapelle, die gegenwärtig als Vorrathshaus diente. Eine von Scheuern und Obstgärten eingefaßte Quergasse mündete dort auf die Hauptstraße. Der niedrige Brunnenstock, aus dem das Wasser durch dünne Metallröhren in das steinerne Becken floß, war mit einem heiligen Sebastian am Marterpfahl geziert. Ueber dem Marterpfahl war ein kleiner Blechschirm angebracht, um den Heiligen vor der Unbill des Wetters zu schützen.

Leicht schritt das junge Mädchen mit ihrem Gefäß über die Straße. Plötzlich wurzelte ihr Fuß im Erschrecken fest. Auf der unteren Stufe der Brunneneinfassung lag ein Mensch; der Kopf lehnte gegen die

Kante der höheren Stufe, der rechte Arm hing steif herunter, die Füße lagen auf der Straße, und von diesen etwas entfernt ein Stock und ein zerdrückter Hut. Die Lage des Körpers war so, als sei er in Folge eines tödtlichen Schlages rückwärts zusammengesunken. Das Gesicht war leichenblaß, die Augen geschlossen. Er war mit einer Lodenjoppe und langen Hosen bekleidet, beide, sowie die unbenagelten Schuhe bestäubt und abgenutzt. Die Joppe stand offen und enthüllte ein keineswegs sauberes Hemde. Anna war viel zu muthig, um sich von ihrem Schrecken bemeistern zu lassen und, statt die Flucht zu ergreifen, näherte sie sich rasch, wenn auch mit stark klopfendem Herzen vollends dem Brunnen. Nur einen Blick warf sie auf das abgemagerte, bleiche Gesicht des Todten, dessen breite Stirn von schwarzem, bestäubtem Haar umkraust war — ach, er war noch so jung! — und, bei ihm niederknieend, legte sie ihr Ohr an seine blassen Lippen. Kein Athemzug war zu spüren. Sie ergriff seine Hand, eine kräftige, aber auffallend weiche Hand; sie war kalt wie Stein.

„Ach, heilige Mutter Gottes!" murmelte Anna erschüttert und hob ihre Augen einen Moment zu dem

von Pfeilen durchbohrten heiligen Sebastian auf. Dann sprang sie auf ihre Füße, schöpfte mit der hohlen Hand aus dem Brunnenbecken und besprengte mit dem eisig kalten Naß das Gesicht des Leblosen und wusch seine Schläfen.

Horch, klang das nicht wie ein leiser Seufzer? Anna lauschte und legte ihre Hand auf das Herz des jungen Burschen. Wieder seufzte er, tiefer, schwerer, leise zuckte das Herz, und langsam öffneten sich die Lider. Zwei große, schwarze Augen schauten, noch von den Schatten des Todes befangen, in Anna's froh erglänzendes Gesicht. Nun rissen die Schleier, die seine Seele einhüllten; Verwunderung, eine Frage dämmerte in seinen Augen auf und er machte einen Versuch, sich aufzurichten. Anna half ihm, eine sitzende Stellung einnehmen.

„Gott sei gedankt, daß Du wieder lebst!“ rief sie froh. „Was ist Dir denn geschehen in der Nacht?“

Er schaute sie an, die Häuser, den bleichen Himmel über sich und dann wieder das Mädchen. Endlich fragte er mit matter Stimme, wo er sei? Anna sagte es ihm.

„Buchau?“ erwiderte er und blickte nachsinnend zu ihr auf. „Ach ja, jetzt fällt mir's ein. — Den

Brunnen hier hab' ich noch rauschen hören; nachher weiß ich von nichts mehr. — Wer bist Du denn?"

Als sie ihm ihren Namen nannte, rötheten sich für einen Moment seine bleichen Wangen und forschender blickte er ihr in das liebe Gesicht.

„Drüben wohnen wir," fuhr sie fort, auf das Wirthshaus zeigend, und forderte ihn auf, dorthin zu kommen. „In der Stube wird Dir besser werden, als in der kalten Luft; Du sollst auch gleich einen Kaffee haben."

Anna reichte ihm seinen Hut und Stock und während er etwas mühsam aufstand, schob sie ihren Eimer unter eine der Brunnenröhren.

„Es hat wohl in der Nachbarschaft irgendwo eine Rauferei gegeben, und da ist Dir hier schlecht geworden?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf.

„O, freilich, Du bist ja auch nicht von hier," rief sie etwas verlegen.

„Doch!" versetzte er und nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Ich bin in Oberau daheim."

Sie sah ihn überrascht an. Es lag darin die Frage, warum er dann nicht die üblichen kurzen Hosen

trug, welche das Knie bloß lassen, noch die blauen Strumpflinge und derben, benagelten Schuhe oder Schnürstiefel? Er ließ die Frage unbeantwortet.

Der Eimer war gefüllt und Beide gingen nach dem Hause. Statt jedoch in dasselbe einzutreten, setzte er sich auf die Bank, welche vor der Thüre hinter einem langen Tische stand.

„Ich will lieber hier ein wenig ausruhen," sagte er. „Und für den Kaffee dank' ich Dir auch recht sehr. Ich brauch' nichts."

„Daraus wird nichts," versetzte sie lebhaft. „Hier draußen magst Du schon bleiben, wenn Du willst; aber ohne was Warmes getrunken zu haben, darfst Du nicht fort. Du siehst ja aus, wie das wahrhaftige Leiden Christi."

Er protestirte ebenso lebhaft und stotterte endlich mit einem feuerrothen Gesicht: „Ich — ich — kann's nicht zahlen!"

„O du, barmherziger Heiland!" rief sie mitleidig und die Augen wurden ihr feucht. „Jetzt laß ich Dich erst recht so nicht fort. Versprich mir, daß Du dableibst, bis ich wiederkomm'!"

Er hatte nach seinem Geständniß den Kopf auf die Brust sinken lassen und schwieg. Anna lief in's

Haus und kam bald darauf mit einem halben Maß rothen Wein, Brod und Butter zurück. Das stellte sie vor den fremden, jungen Menschen und sagte freundlich, indem sie ihn zum Essen einlud: „Es dauert immer noch ein Weilchen, bis das Wasser kocht und der Kaffee fertig ist. Ich will mich sputen, so viel ich kann."

Sie verließ ihn, um in der Küche ihr Wort wahr zu machen. Er blickte unentschlossen auf die Speisen und den Wein; dann streckte er die Hand langsam nach dem Brode aus und die Energie, mit der sich seine jungen, weißen Zähne an die Arbeit machten, bewies, daß Anna richtig gerathen und der Hunger wenigstens einen Antheil an dem Zustande der Erschöpfung hatte, in welchem sie ihn an dem Brunnen gefunden. Mit bestürzten Mienen starrte er auf das bedeutend verkleinerte Brod — von dem Wein hatte er nur wenig getrunken — als Anna mit dem Kaffee kam. Um ihre rothen Lippen spielte ein zufriedenes Lächeln. Er sah jetzt auch besser aus. Seine Wangen hatten wieder etwas Farbe bekommen und seine dunklen Augen Glanz. Er machte keine Umstände weiter, den Kaffee anzunehmen. Sie blieb bei ihm stehen und freute sich des Wohlbehagens, mit

welchem er den eben nicht kleinen Topf, den sie ihm gebracht hatte, langsam ausschlürfte.

„Wenn Einer kein Geld hat, bezahlt er mit Gottes Lohn," sagte er darauf mit einem Anfluge von Lustigkeit, und reichte dem Mädchen die Hand. „Das aber werd' ich Dir ewig danken, was Du mir dort am Brunnen gethan hast. Es ist wundersam, daß Du mich gerad' hast finden müssen!"

„Wie so denn?" fragte sie neugierig.

„Hm!" machte er und zog den Hut tiefer über die Stirn herunter. Nach einer Weile sagte er und schielte unter dem Hutrande nach Anna: „Wenn's eine Andere gewesen wär', wär's lang nicht so hübsch gewesen."

„Ach geh doch!" rief sie und ward ein wenig roth.

„Nein," versetzte er lebhaft, „wie ich aufwacht' und sah Dein Gesicht über mir, da glaubt' ich zuerst, ich sei wirklich gestorben und jetzt im Himmel. Ich muß wohl irgendwo einmal einen Engel gesehen haben, der just solche Augen hatte wie Deine."

Anna schüttelte mißbilligend den Kopf, denn sie verstand in heiligen Dingen keinen Spaß; er aber rief: „Versteh nur, wie es gemeint ist! Auf irgend einem Heiligenbild hab' ich einen solchen Engel ge-

sehen. Ja, und glaubst Du denn, daß so ein Maler sich seine Engel erfindet? Die Engel auf den Bildern in den Kirchen, die sind einmal hübsche Mädchen gewesen, wie Du, bis so ein Maler gekommen ist und sie in den Himmel versetzt hat."

„Ja, gar!" zweifelte Anna.

„Ich hab's auch nicht glauben mögen," versicherte er, „bis ich neulich 'mal zugeschaut hab', wie so ein Maler ein schönes Diendl als Engel malte."

Sie sah ihn mit ihren klaren Augen durchdringend an.

„Es war in Welschtirol," sagte er mit einiger Verlegenheit. Mit einer gewissen Hast fuhr er fort: „Ich war in Welschtirol auf Besuch — bei Verwandten, und wie ich heimkam, da ist mir auf der Reis' das Geld ausgegangen. Zuletzt war's schlimm." Er warf einen Blick nach dem Brunnen hinüber und rief dann lustig: „Aber auch das war gut. Jetzt weiß ich doch, wie einem Bettler zu Muth ist, der eine gute Seele findet."

Er ergriff wieder ihre Hand und schaute sie tief aus seinen dunklen Augen an. Da schmolz der Ausruf des Mitleides, der ihr auf den Lippen schwebte, in ein Lächeln, und er und sie, sie wurden Beide roth.

Im Hause rief eine Frauenstimme nach Anna.

„Das ist die Mutter,“ sagte das Mädchen.

„Dann ist's Zeit, daß ich mich auf den Weg mach',“ äußerte der junge Bursche, der immer noch ihre Hand festhielt und stand auf. „Ich mag mich so nicht vor Deinen Leuten sehen lassen.“

Eine Sekunde lang schauten sich Beide in die Augen; dann sagte er leise mit einem letzten Händedruck: „Behüt' Dich Gott, schön's Annerl!“

Er schritt die Straße hinauf, und Anna blickte ihm sinnend nach.

Wieder rief die Mutter, jetzt näher, und gleich darauf trat sie in die Hausthüre.

„Ja, hat's denn schon so früh Gäste gegeben?“ fragte sie, als sie Anna mit Abräumen des Tisches beschäftigt fand.

Anna erzählte ihr Abenteuer.

„Da bist 'mal wieder gescheidt gewesen,“ schalt die Mutter. „Ja, Du und der Vater, ihr habt das Herz immer in der Hand. Jetzt mag der Vagabund Dich gut auslachen.“

Nach einem Vagabunden hätte er gar nicht ausgesehen, vertheidigte ihn Anna; er sei gewiß guter Leute Kind aus Oberau.

„Wie heißt er denn?“

„Ja, den Namen hab’ ich ihm nicht abgefragt,“ erwiderte Anna etwas kleinlaut und wurde purpurroth, als die Mutter sie darob in einer durchaus nicht schmeichelhaften Weise anstarrte. Rasch nahm sie das Geschirr und lief in das Haus.

Unterdessen schritt der junge Bursche mit einer Rüstigkeit, als hätte er die Nacht in dem besten Bette verschlafen, auf der Landstraße fort. Bald leuchtete der blaue Achensee vor ihm auf und dann zur Linken der dunkelgrüne Wiesenteppich der Pertisau. Die Sonne war heraufgekommen und überglänzte die Bergkegel im Hintergrunde der Au und die in den See sich vordrängende Rabenspitz. Ueber dem Seespiegel jagten die Schwalben hin und her, und in dem harzduftenden Bergwalde zur Rechten des Wanderers jubilirten die Vögel. Hellster Sonnenschein auch lachte aus dem hübschen Gesichte des Burschen, wie seine dunklen Augen über den See und die Berge schweiften. Nach einer Weile blieb er stehen, steckte die Daumen bei den Achselhöhlen unter die Tragbänder und ließ einen kräftigen Jauchzer erschallen. Bei der Partisau waren Fischer beschäftigt, Netze aus dem See zu

ziehen, und silbern tropfte es von den Garnen. Sie mußten den Jauchzer gehört haben; denn sie unterbrachen ihre Arbeit und schauten nach dem jenseitigen Ufer. Der Bursche schwang vergnügt grüßend seinen Hut und eilte weiter.

Siebentes Capitel.

Florian erzählt die Geschichte seiner Flucht.

Hütet Euch vor dem Gezeichneten! Dem Pfarrer war es, seit Aloys seine Absicht ausgesprochen, die Rückkehr seines Sohnes in das väterliche Haus durch die Gerichte erzwingen zu wollen, als stände auf dessen Stirn ein Unglück weissagendes Zeichen. Aloys erschien ihm, als vom Himmel dem Verderben geweiht. Der gute Mann schöpfte seine Prophetengabe aus seiner Furcht vor der Macht des Jesuitenordens, und der Versucher trat an seinen bequemen Lehnstuhl und flüsterte ihm zu: Ziehe Deine Hand ab von dem Gezeichneten; überlasse ihn seinem Schicksale! Es war dies natürlich nur figürlich zu verstehen, denn das stand außer Frage, daß er Aloys in dem Kampfe gegen den Orden nicht irgendwie durch Thaten unter=

stützen würde. Aber er fühlte sich in seiner Angst versucht, sich auch gemüthlich von ihm abzuwenden, ihn mit seinem Herzen zu verleugnen. Indessen nöthigte ihn eben die Furchtlosigkeit Staudach's zu einer erhöhten Theilnahme, und nachdem er noch einmal vergeblich versucht hatte, Aloys von seinem Vorhaben abzubringen, beschloß er für den unrettbar Verlorenen zu beten. Es war die Hoffnung, daß in Florian die kindliche Liebe wieder erwachen würde, wenn er nur erst wieder daheim wäre und dann frei seiner Neigung folgen könnte, was Aloys in seinem Vorhaben unerschütterlich machte. Eines Morgens nach dem Frühstücke rüstete er sich zum Gange nach Jenbach, um bei dem dortigen Gericht seine Klage anzubringen. Seiner Frau sagte er von seinem Vorhaben nichts. Es wurde zwischen ihnen schon lange nur noch das Unvermeidlichste gesprochen. Veronika fragte auch nichts, als sie ihn seine gute Joppe anziehen und nach seinem Stocke greifen sah.

Wie er nur eben zum Hause hinausgegangen war, vernahm sie einen Ruf, einen Schrei, ein Lachen. Sie schaute durch das Fenster, und auch ihren Lippen entfloh ein Schrei und sie ward kreideweis. Draußen hatte ein junger Bursche seine Arme um den Hals

ihres Mannes geschlungen und küßte ihn, und Aloys hatte Stock und Pfeife fallen lassen. Jetzt machte er sich mit einem lauten krampfartigen Lachen aus den Armen des jungen Menschen frei, schob ihn von sich, indem er ihn bei beiden Händen festhielt, lachte wieder und zog ihn wieder an seine Brust, und dann mit sich nach dem Hause.

Veronika floh in die Kammer, wo sie sich an das Bett ihres noch schlafenden Kindes setzte. Ihr Herz klopfte stürmisch; ihre Augen glühten. Sie hatte in dem jungen Burschen sofort ihren Stiefsohn erkannt. Der Haß sieht ebenso scharf, wie die Liebe.

Ja, es war Florian, den Aloys in die Stube führte, indem er aufgeregt rief: „Und gewachsen bist mächtig, aber mager und blaß bist worden. O, du, mein Heiland! Und so haben Dir die Paters doch erlaubt, daß Du noch 'mal nach Deinem Vater sehen darfst? Aber setz' Dich doch, Du wirst müd' sein, und hungrig wirst auch sein. O, du, mein Schöpfer!"

„Hungrig bin ich gar nicht," rief Florian heiter dagegen. „Denn ich hab' schon gefrühstückt, so recht aus dem Vollen, drüben in Buchan bei dem Ohm Nazi. Und gekostet hat's keinen Kreuzer. — Ich hatt' freilich auch keinen im Sack," setzte er lachend hinzu.

Aloys zog die Brauen ein wenig zusammen. „Bei dem Vetter in Buchau bist eingesprochen und hast ein Frühstück von ihm angenommen?“ fragte er.

„Ich erzähl’ Dir schon nachher, wie’s gekommen ist,“ beschwichtigte ihn Florian. „Hab’ auch blos das Annerl dort gesehen und gesprochen.“

„Und keinen Kreuzer hast nicht im Sack gehabt, sagst?“ fragte der Vater. „Hat Dir der Herr Pater Rector so knapp Zehrgeld gegeben?“

„Hab’ um keins nachgesucht,“ entgegnete Florian mit verschmitztem Gesicht. „Sonst wär’ ich schwerlich hier.“

„Ja, wie ist denn das?“ rief der Vater.

„Das ist einfach genug,“ lachte Florian. „Ich bin halt fortgelaufen.“

„Fortgelaufen bist? Aber Du wolltest doch geistlich werden und ein Missionär?“ staunte Aloys.

„Ja, dazu hätten sie mich gern gemacht,“ nickte der Sohn. „Aber weil ich nicht Lust dazu hatt’, just darum bin ich bei Nacht und Nebel davongegangen.“

„Das versteh’ ich nimmer,“ wiegte der Vater den Kopf. „Du hast’s ja selbstens in Deinen Briefen geschrieben.“

„Ich?“ fragte Florian im höchsten Erstaunen.

„Nun freilich! Willst mich denn dumm machen?“ fragte Aloys und holte aus der Schieblade des Tisches Florian's Briefe hervor, schlug mit dem Rücken seiner Rechten darauf und rief: „Da, hier steht's ja schwarz auf weiß, und was ich Dir dagegen vorgestellt hab', ist ja alles vergebens gewesen.“

Florian schlug einen der Briefe auseinander und nach einem flüchtigen Blick darauf warf er ihn wieder mit der Bemerkung hin: „Das hab' ich nimmer geschrieben, das ist gar nicht meine Schrift. Und was Du von Vorstellungen sagst, die Du mir gemacht hast, daß ich nicht geistlich werden soll, davon weiß ich auch nichts. In allen Briefen, die Du mir durch den Schulmeister hast schreiben lassen, darin stand's ja, daß ich fein auf die ehrwürdigen Herren hören und ihrem Rath folgen möcht', und daß Du nichts Schöneres für mich wüßtest, als wenn ich geistlich würd'.“

Aloys schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es krachte, und belegte in seinem Zorn die Herren von der Gesellschaft Jesu mit einem Namen, der kein Ehrentitel war. Dann erzählte er, in welchem Sinne der Schulmeister an Florian hätte schreiben müssen; wie Griffl ihm die Briefe vorgelesen und er

selbst sie zur Post gegeben hätte. Die Fälschung war ihm unbegreiflich. Nicht so Florian.

„Dem Griffl seine Handschrift kannte ich ebenso wenig, wie Du die meinige," sagte er. „Alle Briefe aber, die an uns kamen, wurden zuerst von dem Pater Rector gelesen, und so las er auch alles, was wir nach Hause schrieben, und schickte die Briefe auf die Post. Da war's schon leicht, mir Briefe zu geben, wie sie ihm in den Kram taugten und Dir welche zu schreiben in meinem Namen, wie sie ihm paßten."

„Und Du hast nimmer aufgehört, Deinen Vater lieb zu haben?" fragte Aloys mit zitternder Spannung.

„Wie sollt' ich denn?" versetzte Florian mit hellen Augen, und Aloys legte seine Hand auf die Schulter des Sohnes und preßte sie stark, indem er tief aufseufzte.

„Wenn ich hätt' glauben können, was in Deinen Briefen stand," fuhr Florian fort, „dann wär' ich jetzt nicht hier. Den Jesuiten wär' ich freilich fortgelaufen, aber ich wär' dann in die weite Welt gegangen."

Aloys fühlte sich diesem festen Glauben seines Sohnes gegenüber etwas beschämt. „Aber was haben

sie Dir denn gesagt, weshalb es mein Wille sein sollt', daß Du bei ihnen bliebst?" fragte er.

„Ja schau, das war so eine Sach'," entgegnete Florian mit einiger Verlegenheit. „Sie haben mir erzählt, daß ich eigentlich ein Kind der Sünd' wär', weil mein Großvater nie seine Einwilligung dazu gegeben hätte, daß Du meine Mutter heiratheteſt. Verflucht hätt' er Dich deshalb und ich müßt' den Fluch von Dir nehmen dadurch, daß ich geistlich würd'. Und nachher, als mein kleines Brüderl geboren wurd', just als meine zwei Jahr bei ihnen um waren."

„Was red'st da von Deinem Brüderl?" fiel ihm der Vater verwundert in das Wort. „Du hast ja gar keins. Ein kleines Schwesterl hast und das ist auch älter als Du sagst."

„Schau, Vater, wie die gescheidt sind!" lachte Florian, und Aloys seufzte: „Ja, ja, es lernt keiner aus, wie schlecht die Menschen sind."

„Ein Bub' wär's, stand in Deinem Brief," fuhr Florian fort, „und nachher schriebst immer, wie unmenschlich lieb Du ihn hast. Und der Pater Rector und der Pater Gury und Alle redeten auf mich ein, wenn ich Dich lieb' hätt', müßt' ich geistlich werden, um den Fluch von Dir zu nehmen. Jetzt seist Du

ganz glücklich durch meinen Bruder, der ohne Sünden geboren wär'. Durch mich könnt' auch bloß Streit kommen, wenn ich wieder heimkäm', und so würd' sich der Fluch des Großvaters erst recht erfüllen."

„Und Du hast's ihnen nicht geglaubt?" fragte Aloys zögernd.

„Daß Du meinen kleinen Bruder lieber gehabt hast als mich, das hab' ich wohl glauben müssen," entgegnete Florian, „und es hat mir gar weh gethan. Aber ich hab' die Zähn' zusammengebissen, und es Keinem gezeigt. Denn allein bin ich keine Minut' gewesen, seit ich zu den Jesuiten in die Schul' gekommen bin. Einer überwachte immer den Anderen und spionirte ihn aus. Es wurd' uns gelehrt: wer von seinem Kameraden was Schlechtes anzeigt, der thut ein gutes Werk; denn er verhindert dadurch, daß der Andere in dem Teufel seine Stricke fällt. Daß Keiner auch nur einen Augenblick sein freier Herr war und Jeder fortwährend von allen Andern bewacht wurd' wie ein Spitzbub', im Haus' und auch draußen, wenn wir spazieren gingen, das hab' ich gleich weg gehabt und hat mir nicht gefallen, und so bin ich immer mißtrauisch gewesen und hab' die Augen offen gehalten. Denn wo Einer, der doch nichts Schlimmes

im Sinn hat, fortwährend unter Schloß und Riegel gehalten wird und Tag und Nacht Wächter zu seinen Seiten hat, da konnt' nicht alles richtig sein, meint' ich, und daher ging ich auch nicht an den Speck, den mir die Paters vorhielten, wie gut er auch roch. Ich kann nicht anders sagen, Vater, als daß wir's gut bei ihnen hatten, und ich hab' anfangs besonders manchen dummen Streich gemacht, denn ich konnt' mich eben nicht an den Zwang gewöhnen, und daß ich durchaus immer thun sollt', was die Andern wollten und daß ich viele Stunden lang in der Schulstub' still sitzen sollt'. Aber sie haben's mir hingehen lassen, und mir nur vernünftig zugered't und mir vorgestellt, daß ich was lernen müßt'. Na, mit dem Lernen ist's nicht viel geworden, Vater. Schwer wurd's mir nicht, aber ich wußt' nicht, wozu ich mich mit dem Zeugs plagen sollt'? Hatt' ich ein Buch vor der Nas', dann mußt' ich immer an die Geschichten denken, die ich daheim gehört hatt', und wenn ich schreiben sollt', da kitzelte mich's immer, daß ich allerlei an den Rand malte, Thiere und Fratzen, und auf's Blatt kam wenig. Unsern Schimmel hier und die Küh', die hab' ich wohl tausend Mal abgemalt."

„Du Taugenichts!“ lachte der Vater und zauste ihn an den dunkeln, dicken Locken.

Florian fuhr fort: „Ja, wir hatten's nicht schlecht bei den Jesuiten; wir hatten unser gutes Essen; wir haben turnen gelernt, wie sie das nennen, schwimmen, fechten, auch tanzen. Und so gut sollt' ich's mein ganzes Leben lang haben, wenn ich bei ihnen bliebe. Ja, dachte ich, wenn das wahr ist, dann braucht ihr uns nicht einzuschließen; dann läuft euch Keiner fort, dann mißtrautet ihr euch auch untereinander nicht, daß Keiner von euch allein aus dem Hause gehen darf, sondern immer einen andern Jesuiten bei sich haben muß. Das sind faule Fische, dacht' ich, und mitunter kam's mir vor, als ob wir lauter wilde Thiere wären, wie in einer Menagerie, weißt, so wie ich das in England gesehen hab', und wir würden in unseren Käfigen abgerichtet, daß wir nachher unsere Kunststücke vor den Leuten machten. So hab' ich mir immer mein Theil bei allem gedacht und bin still geblieben, und hab' Keinem getraut, wie sie mir nicht trauten. So hab' ich auch gedacht: weiß der Himmel, was Dir der Pater Rector und der Pater Gury eingeredt' haben, daß Du mich geistlich machen willst. Daß mein Leben eine Sünd' wär',

hab' ich mir nicht vorstellen können, denn Du hast mir ja so oft erzählt, wie lieb Du meine Mutter gehabt hast, und wie gut sie gewesen ist."

„Und, bei Gott, Bub', das ist wahr!" rief Aloys aus tiefster Brust, und aus Veronika's Augen, die in der Kammer gespannt auf jedes Wort lauschte, brach ein Strahl von Haß.

„Und also, Vater," fuhr Florian fort, „konnt' ich's mir nimmer vorstellen, daß Du mich aus Deinem Herzen gestoßen haben solltest, wie weh es mir auch that, daß Du mein kleines Brüderlein jetzt lieber hattest als mich. Und jetzt ist's ein Madl. Aber wo ist's denn?"

Aloys meinte, es schlafe noch, und er fragte Florian, warum er nicht längst fortgelaufen sei, nachdem er Unrath gemerkt habe?

„Ja, schau, Vater," versetzte er, „ich hatt's Dir ja in Deine Hand versprochen, an jenem Abend, Du weißt schon, daß ich meine Zeit aushalten wollt' in Innsbruck. Mein Wort, das wollt' ich halten, und ich dacht' nicht, daß sie mich würden länger festhalten, obgleich sie mir immer das Leben in dem schwarzen Rock gar leckerlich priesen, und wie ich die ganze Welt zu sehen kriegen würd' als Missionär. Nachher, als

meine zwei Jahre um waren, und sie mich nicht fortließen, da hab' ich gar keinen andern Gedanken mehr gehabt, als wie ich aus dem Hauſ' fliehen könnt'! Ich ließ sie auf mich hineinreden, so viel sie wollten, obgleich ich mitunter beinah verrückt dabei geworden bin, macht' alle Exercitien mit, und that alles, was sie wollten. Es hätt' mir nichts genützt, wenn ich mich offen auf die Hinterbeine gestellt hätt'. So sagt' ich nicht Nein, nicht Ja, spähte aber immerfort, wie ich ihnen entwischen könnt'. Das war jetzt noch viel schwerer als es vielleicht vordem gewesen wär', denn jetzt hatten sie, das merkt' ich, noch weit mehr Acht auf mich."

„Aber war's denn ganz unmöglich, daß Du mir ein Wörtlein durch den Kaufmann sagen ließ't, der Dich damals nach Innsbruck gebracht hat? Ich wär' dann gekommen und hätt' Dich geholt."

„Ja, da wär' ich schön angekommen," erwiderte Florian mit einem überlegenen Achselzucken. „Du meinst wohl, bloß die in den langen, schwarzen Röcken sind Jesuiten? Es giebt auch genug, die keine tragen, sondern ganz wie die andern Menschen herumgehen, und der Händler war so einer. Die werden vor-

geschickt, wo die Schwarzröcke schlecht angeschrieben stehen."

Aloys ließ einen Pfiff hören, und Florian fuhr fort: „Die Hausthür' war Tag und Nacht verschlossen, und der Pförtner trug immer den Schlüssel bei sich. Die Fenster im Erdgeschoß, welche nach der Straße hinausgingen, waren vergittert. Unser Schlafsaal lag im dritten Stockwerk nach dem Garten hinaus, der von einer hohen Mauer umgeben war, und der Gang oben wurde von der Treppe durch eine eiserne Gitterthür' abgesperrt, die alle Abend um neun Uhr zugeschlossen wurd'. Der Schlüssel lag in der Stub' bei dem Pater Rector. Der Pförtner holte ihn von dort und brachte ihn wieder zurück, wenn er Morgens um sechs Uhr aufgeschlossen, und Abends zugeschlossen hatte. Wenn ich nur Nachts in den Garten hätte gelangen können, über die Mauer wär ich nachher schon kommen, wie hoch sie auch war. Aus dem Schlafsaal konnte ich den ganzen Garten übersehen, und auch die der Nachbarhäuser auf beiden Seiten. Sie alle gingen hinten auf eine schmale Gasse hinaus. Nun stand nicht weit von der Mauer, welche rechts unseren Garten von dem des Nachbars trennte, ein alter Nußbaum, und ein Ast davon streckte

sich über die Mauer fort. Wenn ich daran hing, konnte ich mit den Füßen den Mauerrand darunter erreichen. Ich hatt' mir das alles genau besehen, wenn wir in den Freistunden im Garten waren; aber ich that immer so, als wenn mich der Nußbaum gar nichts anging, und wenn ich einmal so wie aus Spaß an einem dicken Baum in die Höh' zu klettern versuchte, der Nußbaum war's nicht. Auch macht' ich meine Sach' dann recht ungeschickt, daß mich die Andern auslachten und spotteten, klettern könnt' ich nicht. Jetzt dacht' ich immer nur, wie ich zu dem Gitterschlüssel in des Rectors Stub' gelangen könnt'."

„Na, da bin ich aber neugierig," murmelte Aloys.

Diese Neugierde blieb jedoch unbefriedigt. Florian gab, wie er weiter erzählte, seine Absichten auf den Schlüssel auf; denn es schien sich ihm eine günstigere Gelegenheit zur Flucht zu bieten. Als er nämlich eines Tages von einem der gemeinschaftlichen Spaziergänge nach Hause kam, bemerkte sein auf alles aufmerksames Auge, daß an einem der Kellerfenster, welche auf die Straße hinausgingen, ein Gitterstab fehlte. Die dadurch entstandene Oeffnung erschien ihm weit

genug, um seinen schmächtigen Körper hindurchzulassen. Es gelang ihm herauszubringen, daß hinter jenem Fenster der Weinkeller des Seminars lag. Die Schlüssel zu demselben befanden sich in dem Gewahrsam des Oekonomie-Inspectors. Dieser Mann war sehr harthörig, und hegte eine stille Liebe zu dem edlen Naß, welches seiner Pflege anvertraut war. Gewöhnlich that er seinen Vespertrunk bei seinen Fässern. Das war allbekannt im Hause, und wann Nachmittags um vier Uhr die Glocke zur Freistunde den Zöglingen läutete, stieg er hinab zu seinen Fässern. Am Tage, nach dem Florian die Entdeckung an dem Kellerfenster gemacht hatte, wußte er es so einzurichten, daß er als der Letzte das Klassenzimmer verließ, und während seine Mitschüler in den Garten eilten, schlüpfte er unbemerkt die Kellertreppe hinunter. Der Inspector saß vor seinem Lieblingsfaß auf einem Schemel; er hatte sein Glas bereits gefüllt, hielt es liebäugelnd gegen das Licht, schlürfte und holte dann sein Vesperbrod hervor. Sein stumpfes Ohr vernahm den leisen Schritt Florians nicht, der sich rasch hinter das dem Eingange nächste Faß drückte. Der Raum war eng und es dünkte den Versteckten eine Ewigkeit, bis ihm ein tiefer Seufzer verkündete, daß

der Inspector den letzten Schluck gethan hatte. Bald darauf hörte er ihn dann die Kellertreppe hinaufsteigen und die schwere Thüre hinter sich zuschließen. Frei! frei! jubelte er aus seinem Versteck hervorkriechend. Doch es waren noch viele Stunden bis zur Dunkelheit, wo er es wagen durfte, durch das Fenster zu schlüpfen. Dasselbe befand sich übrigens höher über dem Boden, als er vermuthet hatte, wenn dieser Umstand überhaupt von ihm in Erwägung gezogen war. Indessen gewann er die Ueberzeugung, daß er es mit Hülfe eines leeren Fasses, welches dem Inspector als Tisch diente, und worauf noch sein leeres Glas stand, sowie des Schemels wohl erreichen könnte. Darüber beruhigt, nahm er sein eigenes Vesperbrod aus der Tasche, füllte das Glas aus dem Mutterfäßchen des Inspectors, und ließ es sich schmecken.

Da tönte oben die Glocke, welche die Schüler in die Klasse zurückrief. Florian ließ sich jedoch nicht stören. Nun mußte er freilich droben vermißt werden, darauf aber fiel man wohl zuletzt, daß er in dem Keller stecken könnte. Noch einmal füllte und leerte er sein Glas; dann suchte er einen sichern und be-

quemen Versteck, den er auch hinter einigen leeren Fässern fand. Hier nun malte er sich die Ueberraschung aus, die sein plötzliches und spurloses Verschwinden droben verursacht haben mußte; das vergebliche Fragen und vergebliche Suchen nach ihm; die Bestürzung und den Aerger des Pater Rector und der anderen Lehrer. Angespannt horchte er auf jedes Geräusch im Hause, und das Herz klopfte ihm bis in den Hals hinauf, wann es sich der Kellerthüre zu nähern schien. Aber diese blieb ungestört in Schloß und Angeln. Droben wurde wiederholt die Stundenglocke angeschlagen, und die Dämmerung in dem Keller wurde trüber; sehnsüchtiger, ungeduldiger die Blicke, welche Florian von seinem Versteck aus auf das rettende Fenster richtete. Qualvolle Zweifel überkamen ihn, ob die Oeffnung wirklich groß genug sein würde, ihn durch zu lassen, und dann wieder überlegte er, welchen Weg er nach Hause einschlagen sollte. Auf die Hauptstraße durfte er sich nicht wagen, denn gewiß wurde er jetzt schon auf derselben verfolgt, und seine Flucht bekannt gemacht. Er mußte auf Umwegen durch das Gebirge fortzukommen suchen.

Die feuchte kalte Kellerluft trieb ihn wieder aus seinem Versteck. Es fröstelte ihn; er füllte sich ein

Glas Wein, das er hastig hinunterstürzte, schob das als Tisch dienende Faß an die Mauer unter dem Fenster, und lief dann hin und her, um sich zu erwärmen. Dazwischen trank er noch ein Glas. Nun fühlte er es behaglich warm durch alle Adern rinnen. Er setzte sich auf den Schemel, lehnte den Kopf gegen das Faß und dachte an die Heimath, träumte von ihr.

Ein Geräusch störte ihn auf. Er hatte geschlafen. Es war ganz finster um ihn und auch das Fenster sah er nicht mehr. Er sprang auf die Füße. Da hörte er abermals ein Geräusch. Es kam von der Decke des Gewölbes in der Richtung des Fensters, und jetzt sah er auch dieses wieder, nur schien es viel kleiner geworden zu sein. Es wurde durch einen Gegenstand verfinstert, der sich in ganz eigenthümlicher Weise bewegte. Florian stand regungslos, sein Herz aber klopfte mächtig. Nun glaubte er das Ding, welches sich dort oben bewegte, zu erkennen: es waren ein Paar menschliche Beine, und Florian tastete so schnell er konnte in seinen früheren Versteck zurück. Gleich darauf verrieth ihm ein dumpfer Ton, daß der Eigenthümer der Beine die an die Mauer geschobene Tonne umgestoßen und mit ihr zu Boden gefallen sein mußte. Einige Se-

kunden lang blieb es still. Dann flüsterte es: „Ich hab' die Latern' zerbrochen. Das Licht ist herausgefallen und ich kann's nit finden.“ Ein Fluch brummte von oben her und darauf: „Das Flaschenlager ist rechts vom Fenster!“

Ein Klirren besagte, daß das Gerüst, auf welchem die vollen Flaschen lagerten, gefunden worden war. Eine ganze Weile hörte Florian Schritte hin und her und dazwischen das leise Klirren der Flaschen an einander. Jetzt aber flüsterte es hastig von oben: „Still!“ und Florian vernahm das leise Klagegeschrei einer Katze; dann Schritte auf der Gasse, die sich eilig von dem Kellerfenster entfernten. Gleich darauf aber begann eine Schnarre zu rasseln; andere antworteten in der Ferne; laute Stimmen, Streiten, ein Klirren wie von zerbrechenden Flaschen, rasche, schwerfällige Schritte, ein Klingen, wie von dem Aufstoßen der Hellebarden der Wächter auf das Pflaster, Schreien, Toben, und dann schrillte die Hausglocke des Seminars. Nicht lange, und Florian hörte Schritte und Stimmen in dem Corridore über sich. Die Kellerthüre wurde hastig aufgeschlossen, Lichtschein drang herein. Der Oekonomie-Inspector, der Pater Rector, der Pförtner erschienen in Be-

gleitung einiger Wächter, und ein allgemeiner Ausruf verkündete Florian, daß man den Dieb sofort entdeckt hatte.

Aber man begnügte sich mit diesem einen Fange nicht. Man leuchtete in alle Winkel, die Wächter stachen mit ihren Spießen in jedes Dunkel, die leeren Tonnen wurden von ihren Stellen gerückt.

„Die Müh' könnt Ihr Euch sparen," rief der Dieb, der dem Treiben höhnisch zuschaute. „Ich bin allein eingestiegen."

Dieses Wort übte jedoch die entgegengesetzte Wirkung aus; man suchte nur um so eifriger, und jetzt griff dem zitternd zusammengedrückten Florian eine Faust in das Haar und schleifte ihn hinter den Tonnen hervor an das Licht. Die Faust gehörte dem Pförtner.

Ein Ruf der Ueberraschung, in welchen auch der Dieb einstimmte, und dann folgte eine Todtenstille, welche der Rector mit den Worten unterbrach: „Heilige Mutter Gottes, Du hier und mit Dieben im Bunde!"

Florian wurde feuerroth, schwieg aber trotzig, während der Dieb rief: „Nein, Ehrwürden, der hat auf seine eigene Rechnung gearbeitet!"

Ein Wächter streckte die Hand nach Florian aus, um ihn mit seinem Spießgesellen abzuführen. Der Rector wehrte ihm mit dem Bemerken, daß Florian unter seine Jurisdiction gehöre, und er überantwortete ihn dem Pförtner, um ihn in den Karzer der Schule zu bringen.

Florian tobte in seinem Gefängniß bis zur Erschöpfung. Er verwünschte den Wein, der ihn schläfrig gemacht hatte und das unselige Zusammentreffen mit den Dieben. Daß man ihn wirklich für deren Genossen halten könnte und würde, daran dachte er in seiner Wuth und seinem Schmerze nicht.

Am folgenden Morgen ward er vor den Rector in dessen Studirstube geführt. Pater Gury war gegenwärtig. Er stand mit dem Rücken gegen eins der Fenster und schnitzelte an einer Federpose. Florian sollte bekennen, auf welche Weise er mit den Dieben in Verbindung getreten und wie er in den Keller gelangt sei? Er erschrack nicht über den Verdacht, sondern wallte empört auf: er stände in gar keiner Beziehung zu den Dieben. Ueber die Art und Weise, wie er in den Keller gekommen sei, schwieg er.

„Nun, uns kann es auch gleichgültig sein, ob Du gestehst oder nicht," entgegnete der Pater Rector mit seinem humansten Lächeln. „Die Polizei wird Dir schon die Zunge lösen. Ich wollte Dir nur die Schande des Zuchthauses ersparen, Dir und Deinem braven Vater. Der arme Mann! Aber ich kann ihm nicht helfen, da sein Sohn in seiner Verstocktheit entschlossen ist, Schmach und Schande über sein graues Haupt zu bringen."

Florian wurde blaß, und große Schweißtropfen traten auf seine Stirn. Auf das Heiligste betheuerte er seine Unschnld. Fliehen habe er wollen durch das zerbrochene Gitter, gestand er, und sich deshalb in dem Keller einschließen lassen, aber mit den Dieben habe er keine Gemeinschaft.

„Niemand kann lebhafter wünschen, als wir, Deine Freunde, daß Du unschuldig seiest," seufzte der Rector. „Aber die Polizei ist nicht leichtgläubig wie wir es sind, die wir von den Tücken und der Verlogenheit der Welt nichts wissen. Zudem haben die Genossen Deines Verbrechens bereits gestanden, daß Du es gewesen seiest, der das Gitter an dem Kellerfenster durchfeilt und ihnen so den Weg geöffnet hat. Eine Untersuchung des Gitters hat die frischen

Feilspuren unwiderleglich dargethan. Es giebt nur ein Mittel, Dich vor der Strafe zu retten und Deinem unglücklichen Vater den schweren Herzenskummer zu ersparen, und wenn wir die Hand dazu bieten, so geschieht es nur, weil wir dadurch zugleich den heißesten Wunsch Deines Vaters erfüllen. Du kennst den Wunsch Deines Vaters und seine Gründe dafür: entschließe Dich, den Weg, welchen wir Dich bisher geführt haben, in unserer Mitte weiter zu wandeln, und Du sollst vor der drohenden Schande bewahrt bleiben. Wir lassen Dir bis morgen Zeit zur Ueberlegung."

Er schellte und der Pförtner brachte Florian in den Karzer zurück.

„O, Vater, das war gar schrecklich!" brach Florian bei dieser Stelle erregt aus. „Ich war unschuldig und es half mir doch nichts, und ich kam fast von Sinnen, wenn ich an Dich dachte und an das Herzleid, das ich über Dich brachte. Ich konnt' auch an gar nichts Anderes denken, den Tag und alle die folgenden. Vor den Pater Rector wurde ich nicht mehr geführt. Er kam aber in mein Gefängniß, bald er, bald der Pater Gury, und redeten auf mich ein von dem Leben im Zuchthaus, von Deinem

Kummer, und daß es kein anderes Mittel der Rettung für mich gäbe, als daß ich Deinen Wunsch erfüllte und bei ihnen bliebe. Sie sagten mir, daß sie wohl an meine Unschuld glaubten, aber das hülfe mir vor Gericht nichts. Und ich hatte alle die Tage nichts, und sie wurden immer länger, womit ich mich hätt' auf andere Gedanken bringen können; kein Buch, nichts, gar nichts. Ein hölzerner Betschemel war da mit einem Cruzifix darüber, und an den Wänden war die Leidensgeschichte unseres Heilands gemalt. Die war ganz grausam anzusehen. Ich wußt' zuletzt gar nicht mehr, wo ich die Augen hinwenden sollt', um den blutenden Leib und die schmerzlich verzerrten Gesichter und die grimmig höhnischen Fratzen der Henkersknechte nicht mehr zu sehen. Wenn ich Dich nur einmal hätt' sehen können, Vater, und mit Dir reden! Aber wie ich den Pater Rector darum bat, da schlug er's mir ab. Da dacht' ich zuletzt, wenn ich geistlich werd' und nachher den schwarzen Rock anzieh', dann ist's für's ganze Leben. Dagegen war das Zuchthaus doch lang' nicht so schlimm. Sie mußten mich doch wieder einmal herauslassen, und konnte ich Dir vorher nicht zu wissen thun, Vater, daß ich unschuldig war; nachher, wenn ich wieder frei

war und ich kam zu Dir und sagte: so und so ist's gewesen, Vater, nicht wahr, Du hättest mir geglaubt, daß ich unschuldig eingesteckt worden war?"

„Ja, Bub', das hätt' ich," rief Aloys aus tiefer Brust und drückte kräftig seine Hand. „Aber bekümmert hätt's mich alleweil gar sehr."

„Freilich, das hab' ich mir vorgestellt," fuhr Florian fort, „und darum bin ich lang' ungewiß gewesen, was ich thun sollt'. Und dann dacht' ich, daß die Diebe doch nicht so schlecht sein und einen Unschuldigen unglücklich machen könnten. Ihnen half es ja doch nichts. Und hatten sie wirklich ausgesagt, daß ich ihnen geholfen hätt', wenn ich ihnen vor dem Richter gegenüber ständ', würden sie es vielleicht zurücknehmen. Also sagt' ich dem Pater Gury endlich, er möcht' mich nur an die Polizei ausliefern; ich hätt' ein reines Gewissen. Hu, funkelten ihm da seine grünen Augen. Ich blieb aber dabei. Nachher hat's mich aber immer wieder gegruselt, wenn ich mir vorgestellt hab', was jetzt mit mir geschehen würd'.

„Also in der vierten Nacht darauf wurd' ich durch ein Rasseln an meiner Thür aufgeweckt. Der Pförtner kam mit einer Latern' herein und hinter ihm der

Pater Gury und noch ein Pater, den ich nicht kannte. Der Pater Gury befahl mir, aufzustehen und mich anzuziehen. Jetzt ist's so weit, dacht' ich, und das Herz schlug mir. Der Pförtner leuchtete uns voraus bis an die Hausthür. Während er aufschloß, packte mich der Pater Gury am Kragen und hielt mich fest. Draußen stand eine Kutsche mit zwei Pferden. Der fremde Pater stieg zuerst ein; dann mußt' ich folgen, und zuletzt kam der Pater Gury, der mich immer fest gehalten hatte. Fort ging's, und nach einer Weile merkt' ich an dem Rollen der Räder, daß wir auf einer Chaussee waren. Wohin sie mich brächten? fragt' ich, bekam aber keine Antwort. Es ging immer fort, die ganze Nacht durch und in den Tag hinein. Es war eine verdeckte Kutsche und hatte innen an den Fenstern grüne Vorhänge, welche zugezogen waren. Nur einmal, als Halt gemacht wurde und der Pater Gury ausstieg, sah ich ein grünes Wasser tief unter uns, das gar schnell floß, und auf der anderen Seite steile Tannenberge. Es war mir alles fremd. Wie ich mich vorbog, um mehr zu sehen, riß mich der andere Pater zurück. Ich hatt' nur so viel bemerken können, daß wir auf der offenen Landstraße hielten. Es ging meistens nur langsam vorwärts, denn wir

fuhren, kurze Strecken ausgenommen, immer bergauf. Von Zeit zu Zeit wurde wieder auf ein paar Minuten Halt gemacht, um die Pferde verschnaufen zu lassen, und einmal, um zu füttern. Die Paters hatten einen Korb mit Mundvorrath bei sich; davon aßen und tranken wir derweilen. Nachher durft' ich auch aussteigen, aber die beiden Paters gingen nicht von meiner Seite. Da sah ich wieder den Fluß tief unten; das Wasser sprudelte in einem ganz engen Thal nach der Richtung hin, woher wir gekommen waren. Es lag dort unten auch ein Dorf mit einer Kirche. Ueber Tannen sah ich hinunter und von dem Weg' stieg hinter mir der Wald steil auf. Aus einem Wässerlein, das dort herkam, wurden die Pferde getränkt. Der Weg vor uns wand sich noch höher hinauf, und zwischen den Bergspitzen auf der andern Seite des Thals lugte ein Ferner. Wie der heißt? fragte ich. Die Paters aber sagten, sie wüßten es nicht. Wie das Wasser unten hieß, hatt' ich gar nicht erst gefragt, denn sie hätten es mir doch nicht gesagt.

„Ich wußte aber jetzt eins aus seinem Lauf und wie die Sonne stand, daß die Reis' nämlich nach Mittag ging. Und auch das wußt ich schon, daß sie mich nicht an die Polizei ausliefern wollten. Sonst

hätten sie mich nicht aus Innsbruck fortgeschafft. Aber was hatten sie mit mir vor? Darüber zersann ich mich, während wir langsam weiter fuhren. Vielleicht wollten sie mich gar in ein fremdes Land bringen, wo kein Hahn nach mir krähte, und sie mit mir anstellen konnten, was ihnen gefiel. Da wurd's fest bei mir, wenn wieder Halt gemacht wurd' und sie ließen mich aussteigen, dann brannt' ich durch, mochte daraus werden, was wollte.

„Es wurd' aber nicht mehr angehalten. Noch fuhren wir eine lange Zeit immer bergauf, dann ging's rascher vorwärts, und dann hört' ich, wie der Kutscher die Hinterräder bremste. Ich gab auf alles Acht. Nachher fing's an zu stoßen, zu klirren und zu klappern. Wir fuhren über Steinpflaster. Es dauerte aber nicht lang', dann waren wir wieder auf der Landstraß' und es ging wieder bergan. Der Wagen hielt. Der Pater lugte zwischen dem Vorhang durch und sagte: „Gott sei gelobt, daß wir da sind!" — Hier bleiben wir? fragt' ich und war entschlossen, jetzt wollt' ich's wagen. — „Nein," sagte Pater Gury und stieg aus. „Um neun Uhr also," rief er dem Kutscher zu und zog die Glocke an einem großen Hause, vor dem wir hielten. Ich dachte, in

der Nacht würd's mir leichter werden, fortzukommen und stieg ruhig aus. Der andere Pater folgte. Daß das Haus ein Kloster war, sah ich gleich; es gehörten viele Gebäude dazu. Der Wagen fuhr auf den Klosterhof. Ein Kapuziner-Mönch that uns die Thür auf. Wir mußten wohl erwartet sein, denn der Mönch führte uns ohne zu fragen zwei Stiegen hinauf, wo er auf dem Gang eine Thür aufschloß. Der Pater Gurth hieß mich hineingehen; ich sollt' still sein und mich verruhen; es würd' mir an nichts fehlen. Es war eine kleine Zelle mit einem einzigen, schmalen Fenster in der dicken Mauer. Ich schaut' gleich hinaus, während hinter mir abgeschlossen wurd'. Da war ein weites, grünes Thal mit Bergen, die immer mächtiger wurden, je weiter sie zurückstanden. Links sah ich eine Stadt, von der eine Straße zum Kloster heraufführte. Den Weg waren wir wohl gekommen. Hinter der Stadt nach Süden lief die große Landstraße, und seitwärts davon auf steilen Bergen lagen zwei alte, verfallene Schlösser. Die Schlösser sahen im Sonnenschein aus wie Marmor. Es war gar prächtig anzuschauen, Vater; auch das Thal, welches ganz goldig war von der Nachmittagssonne, und die hohen Berge in der Ferne. Die aber

waren meistens kahl, es wuchs kein Baum darauf. Wenn ich nur eine von den Schwalben gewesen wär', die über die Wiesen hinstrichen!"

„Glaub's Dir schon, armer Bub'," sagte Aloys mitleidig. „Hast denn wenigstens was zu essen gekriegt in dem Kloster?"

„Schon! Der Mönch bracht' mir nach einer Weil' Kraut mit Rindfleisch und Brod und auch eine Halbe weißen Wein. Der Mönch sah gut genährt aus; es mußt' ein reiches Kloster sein. Ich fragt' ihn, wie die alten Schlösser dort hießen und die Stadt? Ja, schau' ich denn so dumm aus, daß Du mich das fragst? lachte er mich aus und ging fort.

„Ich aß nur das Kraut und trank den Wein. Das Brod steckte ich ein und auch das Fleisch. Auf dem Tisch lag ein Brevier; daraus riß ich Blätter und wickelte das Fleisch ein. Dann streckte ich mich auf das schmale Bett; hart war's auch. Wie es dämm'rig wurd' und ich hört' den Mönch wieder auf dem Gang draußen schlurfen, stand ich auf und steckt' das Messer, mit dem ich gegessen hatt', in meine Brusttasche."

„Um Jesu willen, was hast denn damit gewollt?“ fragte der Vater betroffen.

„Mich wehren, wenn's Noth that,“ versetzte Florian. „Die Jesuiten sollten ihr Stück nicht mit mir durchsetzen und wenn es ihnen oder mir das Leben gekostet hätt'; es war mir alles egal. Aber ich hab's nachher nicht gebraucht. Da ist's noch!“

Er zog ein spitzes schlechtes Tischmesser mit einem Griff von schwarzem Horn aus seiner Brusttasche und reichte es dem Vater, der es kopfschüttelnd betrachtete, während Florian fortfuhr: „Die beiden Paters warteten schon bei der Hausthür, wie ich mit dem Kapuzinermönch herunter kam. Unterdessen, daß der fremde Pater in den Wagen stieg, gab Pater Gury dem Kapuziner seinen Segen. Da, rasch sprang ich rechts fort an den Pferden vorüber und lief den Berg hinunter, was ich laufen konnte. Nach' nach! schrie der Pater Gury.

„Wenn mich die Paters in ihren langen, engen Röcken oder der dicke Kapuziner in seiner Kutte einholen wollten, da mußten sie das Laufen gut können. Der Zuruf hatte aber dem Kutscher gegolten, denn der Pater Gury schrie wieder: So fahr' doch zu, in des Teufels Namen! Der fuhr denn auch zu,

wie der leibhaftige Satan; rasselnd und ratternd und schnaubend kam's hinter mir d'rein. Ich sprang über den Graben rechts in die Wiesen und dann ging's krach! hinter mir. Ich mußt' mich umsehen: da lagen Pferd' und Wagen sammt dem Pater im Graben. Der Kutscher hatte wohl den Graben nicht gesehen, auch die Pferde auf dem abschüssigen Weg nicht halten können. Ich lief immer fort und schaut' nach den alten Schlössern. Verfolgt wurd' ich nicht mehr; aber ich hielt mich nicht auf, und so kam ich um die Stadt herum durch die Wiesen, Kartoffel- und Haferfelder bei den alten Schlössern auf die Landstraß'. Da blieb ich stehen und holt' Athem, und jetzt fühlt' ich, daß ich frei war."

„Hahaha! Du Teufelsbub'!" lachte der Vater aufgeregt.

Auch Florian lachte und sagte: „Einen Juchezer hätt' ich ausstoßen mögen, so froh war ich, Vater. Wiederkriegen sollten sie mich nicht mehr. Das war freilich leichter gesagt als gethan. Aber ich hab' Glück gehabt. Wie ich mir noch den Kopf zerbrach, was ich jetzt anfangen sollt', kam ein Frachtwagen daher. Den Fuhrmann fragt' ich, ob dies die rechte

Straß' nach Innsbruck sei? Freilich, sagte er, es giebt ja keine andere dorthin über den Brenner."

„Oho!" rief Aloys, „also in's Welschtirol haben Dich die verflixten Kutten schleppen wollen?"

„Wer kann's sagen, Vater? Vielleicht auch noch weiter. Der Fuhrmann kam aus Verona; das Städtchen vor uns war Sterzing und die beiden Schlösser hießen Sprechenstein und Reifenstein. Dort ging's in das Pfitscher Thal hinein. Wenn Einer ein tüchtiger Fußgänger war und sich auskannte in der Gegend, konnte er durch das Pfitscher Thal über die Berge bis in's Zillerthal kommen. Das alles erzählte mir der Fuhrmann, während wir hinter seinem schwerbeladenen Frachtwagen nach Sterzing gingen. Am Eingange in die Stadt ging er zu seinen Pferden und während er mit Peitschengeknall in die gar enge Straße hineinfuhr, in der seinem Wagen kein anderer hätt' ausweichen können, kehrt' ich wieder um. Er mag sich nachher im Adler, wo er einkehren wollt', gut gewundert haben, daß ich verschwunden war. Ich hatt' unterdessen den Weg in's Pfitscher Thal eingeschlagen. Auf der großen Straß' nach Innsbruck hätt' mich der Pater Gury doch am End' wieder

erwischt, und so wollt' ich über die Berg' in's Zillerthal. Der liebe Gott wird helfen, dacht' ich, und so ging ich immer rasch fort, obgleich es immer dunkler wurd'. Zuletzt sah ich auch die Sterne über mir nicht mehr. Der Himmel war voll Wolken. Aber ich hielt nicht Rast, wie oft ich auch über die Steine, die im Weg' lagen, stolperte. Es mußte wohl schon spät in der Nacht sein, als ich endlich an Sennhütten kam. Licht brannt' keins mehr drinnen. Aufwecken wollt' ich die Leut' nicht. Sie hätten mich wohl schwerlich freundlich angeschaut, wenn ich so wildfremd mitten in der Nacht bei ihnen eingefallen wär'. So kroch ich lieber in eins von den Heustadeln. Heu war noch wenig d'rinnen. Gleich d'rauf brach ein Gewitter los. Es dauerte aber nicht lang', ich glaub's wenigstens, denn ich schlief d'rüber ein und schlief bis an den lichten Tag, wo ich von zankenden Stimmen geweckt wurd'. Deutsch und Englisch ging's durcheinander. Mein Stadel stand dicht neben der Sennhütte und durch die Spalten in der Bretterwand konnt' ich Alles sehen und hören. Es waren zwei junge Engländer mit einem Führer, und sie zankten mit dem Sennen, der ihnen für Nachtlager und Milch am Morgen ein unverschämtes Geld ab-

gefordert hatte. Die Engländer hätten sich wohl mit dem Sennen gerauft, wenn sich der Führer nicht in's Mittel gelegt und vorgestellt hätt', sie müßten aufbrechen, wenn sie nachher nicht die Nacht unter freiem Himmel zubringen wollten. Da zahlten sie und gingen. Ich aß einen Theil von meinem Fleisch und Brod, und als der Senn' wieder in's Haus gegangen war, drückt' ich mich sacht aus dem Stadel. Die Engländer stiegen das Thal aufwärts, und ich folgt' ihnen. Holt' sie auch bald ein und macht' mich an den Führer; dem sagt' ich, daß ich nach Zell zu meinem Großvater wollt'. Eine Lüg' war's ja just nicht, denn er war ja meiner Mutter Pflegvater gewesen, der Haller. Wie der Führer den Namen hörte, da sagte er, daß er ihn ganz gut kenne. Er käme zuweilen mit Fremden nach Zell und dorthin führt' er auch die beiden Engländer. Jetzt wollt' er freilich wissen, wer ich denn wär' und woher ich käm'? Da hab' ich ihm denn nach und nach alles erzählt. Verrathen konnt' er mich ja in den einsamen Bergen nicht und bis er wieder nach Sterzing zurückkam, wo er zu Haus war, mußt' noch mancher Tag vergeh'n. Er hatte aber seine Freud' d'ran, daß ich den Schwarzröcken entwischt war; denn

er konnt' sie auch nicht leiden. Ich war bald gut Freund mit ihm, und auch mit den Engländern wurd' ich's bald. Das kam so: der Führer hatte schwer zu tragen an ihrem Gepäck und ich wollt' ihm was abnehmen. Da schrie der eine Engländer, der ein Bißl Deutsch konnt', ich sollt's bleiben lassen, ich kriegt' von ihnen keinen Kreuzer dafür. Wie ich ihm jetzt auf Englisch sagt', daß ich auch nichts von ihnen verlangte, und wie sie hörten, daß ich ihre Sprach' ganz gut konnt' und daß ich in England geboren und erzogen sei, da wurden sie ganz vergnügt, und von da an haben sie kein Wort Teutsch mehr gered't auf der ganzen Reis'. Ich mußt' Alles ausrichten, was sie verlangten, und ich war auch vergnügt, Vater; denn jetzt hatt' ich bis nach Zell mein Essen und Trinken. Mit meinem Stückchen Brod und Rindfleisch aus dem Kapuzinerkloster wär' ich nicht bis auf das Pfitscher Joch gekommen, und die paar Kreuzer, die ich im Sack hatt', wären wohl auch schon vorher in dem Wirthshaus zu St. Jakob d'rauf gegangen. Jetzt war's eine gar pläsirliche Reis'; aber manchen Schweißtropfen hat's gekostet und das sah ich auch, daß ich allein mich nimmer von dem Pfitscher Joch über die Trümmer- und

Schneefelder in's Zamser Thal hinübergefunden hätt'! Von da in's Zennethal hinunter nach Zell war's nachher leicht.

„Von der Reis', Vater, erzähl' ich Dir schon noch 'mal mehr. Es war grausig wild und wüst droben zwischen den Schneefeldern, Gletschern und Fernern. In Zell im Wirthshaus, wo wir einkehrten, sagte mir der Wirth, daß der alte Haller im vorigen Jahr gestorben war.“

„Also der ist jetzt auch todt!“ murmelte Aloys nachdenklich.

„Ich war auch ganz erschrocken, wie ich's hört',“ fuhr Florian fort. „Mit den beiden Engländern mußt' ich und der Führer noch tüchtig essen. Nachher reicht ich Allen die Hand und ging geraden Wegs aus Zell hinaus, das Thal hinunter.“

„Aber wie so denn?“ rief der Vater verwundert, und Florian versetzte:

„Schau, Vater, wenn der alte Haller noch gelebt hätt', zu dem wär' ich gleich gegangen und der hätt' mir gern nach Haus geholfen. Aber zu seiner Tochter, der es ganz gut geht, wie ich gehört hab', mocht' ich nicht gehen. Du weißt, Vater, sie ist ein Bißl geizig und gar fromm; der durft' ich's

schon nicht erzählen, daß ich nicht geistlich werden wollt', obgleich es Dein Wille war — ich wußt's ja damals nicht anders — und daß ich den Jesuitenpaters weggelaufen wär'."

„Freilich, die hätt' verwunderliche Augen gemacht," pflichtete ihm Aloys bei.

„Und also," fuhr Florian fort, „ging ich stracks das Zillerthal hinunter. Gegessen und getrunken hatt' ich; das hielt schon eine Weil' vor. Als ich nach Ried kam, war's Nacht. Ich wollt' eigentlich die Nacht über marschiren, denn ich hatt' gar keine Ruh' mehr, vor Ungeduld, daheim zu sein. Aber ich war gar zu müd' von den Strapazen, und von Zell bis Ried war ich über drei Stunden gegangen, obgleich's blos zwei Wegstunden sind. So kehrt' ich im Wirthshaus ein, und als ich am folgenden Morgen mein Nachtlager bezahlt hatt', blieb mir just noch ein Kreuzer übrig. Ich ging aber frisch drauf los. Es bleibt Einer aber nicht lang frisch, wenn er nichts im Magen hat, als einen Schluck Wasser zum Frühstück. In Fügen kauft' ich mir für meinen Kreuzer Brod. Wie viel's dafür giebt, das weißt Du. Der Bäcker sah mich auch ganz kurios an. Schlimmer war's, daß es auch mit dem Marschiren nicht mehr

gehen wollt'. Ich mußt' mich oft verruhen. Dazu wurd's ein heißer Tag. Ich schleppt' mich mühselig fort, und der Magen knurrte mir den Takt dazu. Als ich bei Straß endlich in's Innthal kam und nachher den grünen Kirchthurm von Jenbach sah, da hatt' ich wieder frischen Muth. Lang' hielt's freilich nicht vor. Kurz, Vater, bis Buchau hatt' ich mich doch zuletzt fortgeschleppt. Am Brunnen dort wollt' ich in der Nacht noch 'mal trinken. Da war's aus und ich bin eingeschlafen."

Er erzählte, wie ihn Anna dort am Morgen gefunden und gespeist und getränkt hatte.

„Und jetzt bin ich wieder da und alles ist gut!" schloß er fröhlich, indem er seinen Arm um den Hals des Vaters schlang und ihn küßte.

„Ja, Gott sei gelobt und gedankt," rief Aloys aus vollem Herzen. „Aber der Pater Gury und wie sie alle heißen, die Schwarzröcke, die sollen mir jetzt kommen! Das sind ja Menschenräuber. Und jetzt wirst Dich hungrig und durstig gered't haben, und müd' wirst auch sein."

„Ein Bißl müd' bin ich wohl," gestand er. „Aber wo ist denn die Mutter? Die hat sich ja noch gar nicht gezeigt."

Aloys wies nach der Kammer.

Florian stand mühsam und steifbeinig auf.

Indem kam Veronika aus der Kammer. Benedicta, welche inzwischen erwacht und angekleidet worden war, hielt sich an ihren Röcken.

„Grüß Gott, Mutter!“ rief Florian herzlich und bot ihr die Hand.

Veronika berührte dieselbe nur flüchtig und kühl. „Ich hab' Dich erst zu End' erzählen lassen wollen,“ sagte sie.

Da fiel sein Auge auf das Kind, das ihn neugierig anschaute. „Das also ist mein Schwesterlein?“ fragte er und bückte sich zu ihr und scherzte: „Weißt auch, daß Du ein Bub' sein sollst?“

„Ich heiß' Benedicta,“ sagte das Kind. Florian aber fuhr erschrocken mit dem Ausruf in die Höhe: „Herr Gott, die ist ja bucklig!“

„Das ist nicht wahr!“ rief Veronika rauh, hob das Kind auf ihre Arme und ging mit stark gerötheter Stirn zur Stube hinaus.

Florian sah ihr bestürzt nach. Aloys seufzte und sagte: „Komm jetzt und schlaf Dich aus; nachher reden wir schon noch davon. Leg' Dich drüben auf des

Großvaters Bett, in Deiner alten Kammer oben liegtallerlei Kram: Flachs und Zwiebeln und was weiß ich."

Er begleitete ihn in Bartels Stube.

„Weißt auch noch, was Du mir versprochen hast, damals, als Du mir sagtest, daß ich nach Innsbruck zu den Jesuiten müßt'?" fragte Florian, indem er es sich bequem machte.

Aloys erinnerte sich nicht mehr.

„Deinen Stutzen hast mir schenken wollen, wenn ich zurückkäm'," rief Florian.

„Dann sollst ihn auch haben," versetzte Aloys und zögernd fragte er: „An den Jager denkst doch nicht mehr?"

„Ich weiß nicht, es wär' gar so schön," versetzte Florian, sich behaglich auf dem Bette streckend. Seit der Nacht, wo ihn die Jesuiten aus Innsbruck entführt, hatte er in keinem Bette mehr gelegen.

Aloys verließ ihn. Seiner Frau rief er zu, sie möchte etwas Gutes zu Mittag kochen, dann schloß er von außen die Läden der Stube seines Vaters, damit Florian besser schlafen könnte, und ging auf's Feld. Eine Stille des Glücks war in ihm. Seine

Leute, die mit dem Behäufeln der Kartoffeln beschäftigt waren, verwunderten sich über seine heiteren Mienen. Er sah ihnen eine Weile still zu, dann sagte er: „Heut' zahl' ich Euch zur Vesper ein Bier. Der Florian ist wieder da!“

Achtes Capitel.

Jagerblümel und Edelweiß.

Gemächlich verfolgte Florian den Anstieg, der sich hin und her zur Kögelalp hinauf schlängelte, links und rechts nach Jägerart in das Dickicht des Unterholzes spähend. Er führte jedoch kein Gewehr, sondern nur seinen Wanderstecken, der ihn auf der Flucht begleitet hatte. Ueber der Schulter trug er eine Ledertasche. Sie war mit Salz gefüllt für die Schafe, die auf dem Gipfel des Unnutz ungehütet übersommerten. Es war am Abend zuvor auf dem Marienhofe die Rede davon gewesen, daß die Reihe an Staudach sei, einen Mann mit Salz hinaufzuschicken, und Florian hatte sich erboten, das Geschäft zu besorgen. Seine alten Kameraden hatte er noch nicht aufgesucht; denn die erschöpfte Natur hatte ihr Recht

geltend gemacht, und er bis tief in den Nachmittag hinein geschlafen, ohne daß darunter die folgende Nachtruhe gelitten hätte. Der Vater hatte ihn nicht von seiner Seite lassen mögen. Es war ja noch so manches zu fragen und zu erzählen, und das Gesinde hatte auch seinen Antheil an dem Haussohn haben wollen. Es hatte ihn gern gehabt und hoffte, daß nun wieder ein besserer Geist auf dem Marienhofe einkehren werde.

Florian's Wangen glühten jetzt wieder in dem Morgenroth der Jugend. Er war ein hübscher Bursche geworden; nicht so groß und breitschulterig wie der Vater, sondern nur mittler Größe, wohl proportionirt, obgleich noch ein wenig hager. Auf seiner Oberlippe lag der dunkle Flaum eines Bärtchens. Um bequemer steigen zu können, hatte er die langen Beinkleider, die er auf der Flucht getragen, oberhalb der Kniee abgeschnitten. So lange hielten sie in dieser Gestalt wohl vor, bis Meister Zwirner, der Dorfschneider, welchen Aloys schon gestern hatte rufen lassen, die neuen Kleider fertig hatte.

In den Tannen rauschte der Morgenwind. Die Sonne rang mit Wolken, deren Schatten über den in der Tiefe zurückbleibenden See und die jenseitigen

Berge liefen, so daß beide abwechselnd verdunkelt erschienen und plötzlich in hellem Gefunkel erglänzten, wie köstliches Geschmeide. An den Gräsern und Kräutern des Waldbodens blitzten noch Thautropfen, und silbern rieselte es von den Zweigen, wann der Wind sie schüttelte. Stärker wallte dann auch der Harzduft auf. In den Sonnenstrahlen, die zwischen den schlanken, röthlichen Stämmen hereinfielen, glitzerte das feuchte Gestein. Die Finken schlugen, geschäftig pochte der Specht an den Bäumen, und dann und wann krächzte von den Föhrenwipfeln ein Rabe. Florian nahm den heisern Schrei als kein Zeichen übler Vorbedeutung, sondern rief dem schwarzen Vogel spottend zu: „Pfüt Gott, Pater Gury!" Ja, der mochte prächtige Gesichter geschnitten haben, als er ihm nun doch entwischt war. Er malte sich wieder aus, wie er auf der Rückfahrt nach Innsbruck in allen Dörfern und Flecken an der Brennerstraße im vergeblichen Eifer nach ihm geforscht hätte. Ach, wie wohl war ihm, und er reckte sich in dem köstlichen Gefühl der wiedererlangten Freiheit. Auch daran dachte er, wie er sonst um diese Zeit etwa in die dumpfe Kirche hatte spazieren und dann stundenlang in dem Schulzimmer sitzen müssen.

Ein Eichhörnchen huschte über den Pfad. Er verfolgte es mit den Augen bergan, wo es den Stamm einer riesigen Wettertanne erkletterte, die über nacktem Gestein stand. Es war dieselbe Tanne, unter der er so oft mit Eva gesessen hatte. Eva! das Gedächtniß an den kleinen Kobold war vor den neuen Eindrücken und Interessen, die in Innsbruck rege in ihm geworden, allmälig zurückgetreten. Nun erinnerte er sich ihres letzten Beisammenseins unter der Tanne, das mit einem Streit wegen Anna geendet hatte. Er lachte still vor sich hin.

Unter dichterem Föhrenbestand, den kaum ein Sonnenstrahl durchdrang, schritt er höher. Ein dumpfes, zischendes Brausen mischte sich in das Rauschen der Wipfel. Nun lief der Pfad an dem Ufer eines Bachs aufwärts. Eine Dirne schritt in einiger Entfernung vor Florian her. Ihr Gang war gemächlich, und dann und wann griff sie nach den Büschen am Wege und ließ die Zweige durch die Hand gleiten. Es war etwas Leichtes und Gefälliges in ihrem Gange und der Art, wie sich die mittelgroße Gestalt zu den Büschen neigte. Dicke, blonde Flechten quollen im Nacken unter dem Rande des abgenutzten

Hutes hervor. Abgenutzt und weiß an den Nähten war auch das Mieder von grünem Tuch, dessen Achselbänder sich über die zurückgeschlagenen Hemdärmel spannten. Die Arme waren blendend weiß. Der Saum eines alten Kattunröckchens spielte um kleine Füße in derben Schuhen. Jetzt verschwand die Dirne hinter einem jäh aus dem Boden brechenden Felszahn, und als Florian dieselbe Stelle erreichte, stand sie auf dem schmalen Steg, welcher die zerklüfteten Bachufer verband und schaute nach dem Wassersturz, der im Hintergrunde über eine steile Felswand von bedeutender Höhe herabtoste. Milchig schwebte der Gischt über den dunkelgrünen Föhren, verschwand und kam tiefer wieder hervor und füllte schäumend und strudelnd das steinige Bett des Baches. Alpenrosengesträuch übergrünte den Abhang des jenseitigen Ufers, wo, oberhalb des Stegs, unter einigen Föhren die gebräunten Sennhütten der Kögelalp lagen.

Die Dirne gewahrte Florian nicht eher, als bis er sich dem Steg bis auf wenige Schritte genähert hatte. Da wandte sie sich um, stutzte, und ein rosiger Mund mit blendend weißen Zähnen rief: „Der Florian!"

Sie sprang auf ihn zu und ergriff seine beiden Hände mit kräftigem Druck, und er schaute ungewiß in das hübsche, lachende Gesicht. Die helle Stimme, die blauen, strahlenden Augen sollte er doch kennen.

„Eve, Du?"

„Freilich!" nickte sie und schüttelte seine Hände. „Aber daß Du auf einmal da bist wie die Schwalb' im Sommer! Und es hat Keiner nichts gewußt und geahnt, daß Du kommen wirst! Wohin willst denn?"

Er sagte es ihr und sie rief: „Ich komm' mit! Aber wann bist denn heimgekommen? Hast wohl Deinen Vater noch mal sehen wollen, bevor Du in die Kutte kriechst? O pfui, Bub', das hätt' ich mein Lebtag nimmer für möglich gehalten, daß Dich der Pater Gury unterkriegen würd'."

„Sei still; er hat mich nicht untergekriegt," protestirte Florian stolz. „Ich bleib' jetzt daheim. Nachher erzähl' ich Dir's schon. Aber wie kommst Du hierher?"

„Juch! juch!" ließ sie ihre Stimme hell ertönen und zog Florian mit sich fort, die schmale, etwas sumpfige Alm hinan.

„Der Großvater ist zur Jagd befohlen," berichtete sie. „Der Herzog ist im Schlößchen drüben; da bin ich frei."

„Frei bist?" fragte Florian. „Wie meinst denn das?"

„Ja, das alte Lisel ist letzten Winter gestorben," erklärte sie, und jetzt muß ich dem Großvater die Wirthschaft führen. Ich muß doch zu was gut sein, hat er gemeint. Na, es ist seine Schuld, wenn er schlecht zu essen kriegt. Schon um zwei Uhr früh ist er nach dem Hinterrißthal aufgebrochen, und da bin ich heraufgekommen. Bin so lang nicht oben gewesen. Ach, ist das prächtig!"

Sie blieb auf dem Kamm der Alp stehen, athmete die kühle, harz- und kräuterduftige Luft tief ein und ließ die Augen über die Matten und Wälder, den See in der Tiefe und über die Höhen leuchtend schweifen. Zuletzt schaute sie Florian in das Gesicht; zwei Grübchen vertieften sich in ihren blühenden Wangen, und plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

„Ich hab' so 'ne Freud', das Du wieder da bist," rief sie und zog Florian, der nicht wußte, wie

ihm geschehen war, den Abhang auf der Ostseite der Alp laufend hinunter.

Schroffe, rauhe Thäler zur Rechten, gingen sie weiter.

„Und das da ist der Zauberwald," nickte Eva mit dem Kopfe gegen einen Wald vor sich, den sie, kaum merklich aufsteigend, erreichten.

„Hast Du denn noch immer Deine wunderlichen Geschichten im Kopf?" lachte Florian.

„Da ist nichts Wunderliches bei," versetzte sie ernst.

„Freilich," neckte er, „Du bist ja die Tochter der Nixenkönigin aus dem See drunten. Aber Deine Lippen sind warm."

Ein leises Lächeln umspielte ihren gewölbten Mund und gleich darauf seufzte sie.

„Was hast?" fragte er theilnehmend.

Sie schüttelte jedoch schweigend den Kopf, indem sie seinen kleinen Finger, den sie mit dem ihrigen umfaßt hielt, stärker drückte.

Hatte der Zauberwald Eva's Laune so plötzlich verändert? Etwas Unheimliches hatte der Wald, welcher sich eine sanfte Berglehne hinanzog, jedenfalls. Keine Vogelstimme, kein Lebenslaut war in ihm vernehmbar, und der dicke Moosteppich des

Bodens machte auch die Schritte der beiden jugendlichen Wanderer unhörbar. Die Föhren standen sehr dicht bei einander und ihre fächerartig ausgebreiteten Kronen bildeten ein für die Sonnenstrahlen undurchdringliches Dach. Es waren Bäume von mächtigem Umfange und riesiger Höhe, mit langen eisgrauen Moosbärten. Mancher Stamm war abgestorben und stand gespenstig weiß da, wie gebleichtes Todtengebein; andere lehnten sich lebensmüde an ihre Nachbarn. Noch andere waren morsch von Alter zu Boden gesunken, oder von Stürmen umgestürzt, und ihre fahlen Leichen streckten sich lang über das Moos hin, halb vergraben in demselben. Florian und Eva mußten über manche gebleichte Riesenföhre hinwegsteigen. Aus dem Moder, in welchen andere zerfallen waren, grünte neues Leben!

Schweigend schritt das junge Paar in der tiefen Dämmerung; wie Geisterraunen klang das Windesrauschen in den Kronen. An einer Stelle, wo der sich hebende Boden eine Art Stufe bildete, setzte sich Florian zur kurzen Rast nieder. Eva blieb vor ihm stehen, mit dem Rücken gegen die nächste Tanne sich lehnend. Prüfend schaute sie in das Gesicht des Jugendfreundes; dann sagte sie: „Von einem Mönch

hast nichts an Dir. Aber warum bist denn so lang fortgeblieben? Jetzt erzähl' mir alles ordentlich."

„Das ist eine lange Geschichte," versetzte er; „dazu ist jetzt die Zeit zu kurz. „Sag' mir lieber, wie Du derweilen gelebt hast?"

Sie zuckte die Schultern. „Da ist nicht viel zu erzählen. Ich hab' schlimme Tag' gehabt, nachdem Du fort warst."

„Wie so denn?" fragte er. „Ich glaubt', Dir könnte nichts etwas anhaben."

Eva sah ihn mit einem langen Blick an und sagte: „Weil ich ein Nixenkind bin, von dem die Leut' glauben, daß es keine Seel' hat? Aber schon wie Du noch hier warst, hat es Deine Stiefmutter überall herumgered't, daß ich vom Teufel besessen bin."

„Also eine Teufelin bist?" scherzte Florian. „Davon haben uns die ehrwürdigen Herren in Innsbruck nichts gesagt, daß der Böse ein so bildsaubres Madl sein könnt', wie Du's derweil geworden bist, Eve!"

Sie wurde roth. Schüttelte aber gleich darauf den Kopf und die Stirn zusammenziehend, sagte sie: „Wie der Pfarrer für mich hat reden wollen, ist's noch schlimmer geworden. Wo ich mich sehen ließ, da waren sie hinter mir her, wie hinter einer fremden

Katz'. Schimpfnamen kriegt ich zu hören, mehr als Heilige im Kalender stehen, und mit Steinen warfen sie nach mir. Wo was Ungeschicktes geschah oder ein Unglück, da sollt' ich schuld daran sein. Die Buben, die Dir zu schlecht waren für Deine Freundschaft, die waren die ärgsten. Ich mußt's entgelten, daß Du lieber mit mir verkehrt hattest."

„Wart', denen zahl' ich's noch heim!" rief Florian zornig.

„O, das braucht's nicht!" entgegnete sie im schnellen Umschlag der Stimmung bei seinen Worten. „Ich hab' Manchem tüchtig das Gesicht zerkratzt und wo ich konnt', hab' ich's mit manchem Schabernack wett gemacht."

Sie lachte in der Erinnerung an die Streiche, die sie ihren Feinden gespielt hatte, laut auf. Dann fügte sie mit entschlossenem Ausdruck hinzu: „Ich wehr' mich schon selbstens, wo's Noth thut, und jetzt ist's gut. Mögen sie von mir denken, was sie wollen; ich mach' mir nichts d'raus. Aber ich wollt', ich könnt' fort von hier, fort in die Welt, damit ich die albernen Fratzen nicht mehr zu sehen braucht'."

Ein sehnsüchtiger Seufzer schwellte ihre Brust.

„Wenn ich nur wenigstens die Stell' als Sendrin auf der Kögelalp hätt' kriegen können," fuhr sie fort. „Sie wurd' im vorigen Jahr' frei. Aber daraus wurd' nichts. Sie meinten, ich könnt' ihnen die Küh' verhexen."

„Na, wer weiß, ob's nicht am End' so gekommen wär'," scherzte er.

„Da wüßt' ich mir wohl was Schöneres zu hexen, wenn ich's könnt," gab sie zur Antwort und blickte träumerisch in die Wipfel hinauf.

„Was denn?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf und nach einer Weile senkte sie wieder die blauen Augen auf ihn und sagte: „Jetzt wollen wir zwei Beide wieder wie vordem gute Kameradschaft halten."

Sie reichte ihm die Hand und er lachte, dieselbe schüttelnd: „Bis wir uns wieder 'mal zanken."

„O, ich bin kein Kind mehr," antwortete sie, den hübschen Kopf aufwerfend, „und was sich zankt —"

Sie brach auflachend ab.

Gleichzeitig ließ sich von Osten her der gedämpfte Knall eines Gewehrs vernehmen. Florian sprang auf.

„Es wird der Sterzinger sein,“ äußerte Eva und erzählte, daß der Wilderer seit einiger Zeit ungescheut sein Wesen treibe und auch auf dem Unnutz sich blicken lasse.

„Ja, leidet ihn denn Dein Großvater?“ fragte Florian.

„Er hat ihm bisher vergebens aufgelauert,“ zuckte Eva die Schultern. „Darin versteht der Großvater keinen Spaß. Aber der Sterzinger ist gerieben. Er ist überall und nirgends. Auch der alten Josepha liegt er mitunter zur Last, wie sie mir einmal geklagt hat.“

„Die Josepha?“ rief Florian verwundert. „Ja, ist die alte Jungfer denn wieder zum Vorschein gekommen? Als ich damals wegging, wußte ja kein Mensch, wo sie geblieben war.“

„Wiedergekommen ist sie nicht,“ erzählte Eva während Beide weiter gingen. „Ich hab' sie aber aufgefunden. Wie ich mich einmal hier in den Bergen herumtrieb, fand ich sie beim Kräutersuchen. Da bin ich mit ihr gegangen. Droben in der Nähe des Spieljochs haust sie in einer alten, verfallenen Hütte.“

„Aber weshalb ist sie denn auf einmal aus dem Dorf fortgegangen?“ fragte er.

„Ja, sie sagt, der Jost hat sie gerufen, das war ihr Liebster, und da ist sie seiner Stimme nachgegangen. Von wegen des Jost hat sie auch die Wilderer gern; aber den Sterzinger mag sie nicht leiden, weil er seine Frau schlecht behandelt hat und ein Säufer ist.“

Sie hatten inzwischen den Wald verlassen, und der Anstieg wurde steiler und steiler. Zwischen Knieholz, Wachholdergestrüpp und Gesträuch von Alpenrosen, deren Blüthezeit noch nicht gekommen war, ging es hinan. Von ihren Stirnen rann mancher Schweißtropfen, und sie mußte zuweilen stehen bleiben, um Athem zu schöpfen. Nun lag vor ihnen ein kahler, langgestreckter, nach Osten aufsteigender Bergrücken. Er verdeckte den dahinter liegenden höchsten Gipfel des Unnutz. Sie hatten den beschwerlichsten Theil ihrer Bergfahrt überwunden, und nachdem sie ein Paar Minuten gerastet hatten, stiegen sie gemächlich den Rücken hinan, dessen Kalkgestein mit einem spärlichen, dürftigen Grase bekleidet war. Hinter und unter ihnen blieben Bergföhren, Wachholdergesträuch, Alpenrosen und Haidekraut. Kaum hatten sie den Grat des Bergrückens erreicht, als auch schon die Heerde hochbeiniger Schafe, die hier die ganze schöne

Jahreszeit über ohne Obhut weidete, blökend gegen sie herangestürmt kam und sie umringte. Die Thiere witterten in Florian's Tasche den Leckerbissen, der zu ihrem Gedeihen unentbehrlich ist, wie den Kindern der Zucker. Es entstand ein belustigendes Drängen und Stoßen unter den schmutzigen Wollträgern, und sie mußten mit Gewalt fortgetrieben werden, nachdem Florian mit Eva's Hülfe das letzte Körnchen Salz unter ihnen vertheilt hatte. Trübselig blökten sie ihnen nach, als Beide den Grat hinabliefen, das Schneefeld durchquerten, welches eine von Osten nach Westen sich senkende Mulde füllte, und jenseits zu dem Gipfel des Unnutz hinanstiegen, den ein roh gezimmertes Kreuz bezeichnete. Dieser höchste Punkt des Unnutz lag hart am östlichen Bergrande, welcher schroff zur Tiefe abfiel.

Um die Wette liefen sie über die Schafweide dem Kreuze zu, bei dem sie gleichzeitig anlangten, indem Florian mit einem „Juchezer" seinen Hut schwang. Sie standen in dem Mittelpunkte eines großartigen Rundbildes. Der Wind, welcher kalt und scharf über den Gipfel strich, hatte den Zenith des Himmels von Wolken gesäubert, und goldenes Licht umfloß die Felsenhäupter, welche während des Aufstiegs hinter

ihnen und zur Seite aufgetaucht waren. Coulissenartig fing im Nordost der Steinberg, die breite Masse des Guffert und das hintere Sonnenwendjoch den Blick auf. Im Osten erhob sich das Kaisergebirge und näher die Salve, während die Riesen der deutschen Alpen, deren Häupter am südlichen Horizonte über einem Gewirr von Felsen aufstiegen: der Großglockner, der Venediger und wie sie alle heißen mögen, diese Dome und Pyramiden über dem ewigen Eise der Gletscher, von Dünsten umwoben waren; ihre Formen schwankten und verschwammen darin, tauchten jetzt deutlicher auf und verhüllten sich wieder. Die niedrigeren Schroffen des Zillerthals badeten dagegen n reinster Bläue. Ueber Wolken im Westen glänzte die Zugspitze; die Kalkwände des Wetterstein- und Karwendelgebirges durchbrachen die übersonnten Wolkengebilde, welche sich gen Norden grau über das bairische Oberland breiteten und den sonst sichtbaren Starnberger See verhüllten. Ein Blinken verrieth den nähern Walchensee. Dunkelblau leuchtete in der Tiefe der Achensee, zu seinen Häupten den Juifen, und überragt von der Rabenspitz und den scharfen Zähnen des zum Karwendelgebirg streifenden Rißthales, woran sich südwestlich das Sonnenjoch schloß

und von Mittag her das Stanserjoch winkte. Oberhalb Buchau, über der Gamsspitz, dem Spieljoch und Roßkopf standen der Rofan und das vordere Sonnwendjoch. Florian und Eva wiesen einander die grauen, verwitterten Felsgipfel in der Nähe und Ferne, die schroffen Thäler, die Almen, wo hier und dort ein Hüttenfenster in der Sonne blitzte, und nannten sie einander mit Namen. Immer freier wurde Florian die Brust, weiter das Herz, nun fühlte er sich ganz daheim, fühlte er sich wie ein Neugeborener.

Eva hatte sich inzwischen auf das von Steinen eingefaßte Fußgestell des Kreuzes gesetzt. Den Ellbogen auf das Bein gestützt und die runde, blühende Wange in die Hand geschmiegt, betrachtete sie träumerisch die nackten, verwitterten Zacken, Nadeln, Schroffen. Die seltsamen, bizarren Gestalten derselben forderten ihre Einbildungskraft heraus, wie sie die Phantasie der Geschlechter beschäftigt haben, die in den Thälern ringsum seit Jahrtausenden geboren worden und in das Grab gesunken sind. Die grauen Steingesichter waren dem jungen Mädchen lieber als die der Menschen, von denen sie bisher wenig Gutes erfahren hatte.

„Schau, Eve," wandte sich jetzt Florian zu ihr, „ich hab' in der Klosterschul' ein Märchen von einem Mann gelesen, der, wenn er sich schwach fühlte, blos die Erd' anzufassen brauchte, dann wurd' er so stark wie der stärkste Riese, viel stärker noch als der Simson, der den Prunksaal der Philister umriß. Mir geht's jetzt auch so, daß ich es mit Jedem aufnehmen könnt'."

Seine großen, dunklen Augen strahlten von einem wunderbaren Glanze. Eva schaute in diesen Glanz und ein leises Lächeln öffnete ihre Lippen, aber sie sagte nichts. Er setzte sich zu ihr, zog sein Frühstücksbrod aus der Tasche und bot ihr davon an. Sie dankte mit einer Bewegung des Kopfes.

„Wie das doch prächtig daheim ist," sagte er essend, während seine leuchtenden Augen an den von Nebel umwallten Gipfeln der hohen Tauern hingen, „viel prächtiger als ich's mir vorgestellt hab', wenn ich in Innsbruck an meine Jagdfahrten mit Deinem Großvater dachte."

Eva legte ihm die linke Hand auf seine Schulter und sagte: „Jetzt erzähl' mir ordentlich, wie's Dir dort gegangen ist?"

„O, das ist bald geschehen," versetzte er. Aber es war nicht so bald geschehen; denn seine Erzählung gewann im Verlauf an Kraft und Breite, wie ein Gebirgsbach, dem im Fortstrudeln immer neue Wässerlein zurinnen. Eva ließ ihre Hand auf seiner Schulter liegen und bog den aufgestützten Kopf ein wenig weiter vor, um ihm besser in das Gesicht sehen zu können. Seine Augen spiegelten sich in den ihrigen und seine Lebhaftigkeit theilte sich ihr mit. Sie stieß zuweilen einen Ruf der Verwunderung, oder der Zustimmung, ein Lachen aus, und dann horchte sie wieder mit gespannten Mienen. Als er von der Brunnenscene in Buchau erzählte, klatschte sie vergnügt in die Hände und rief: „Siehst, jetzt behalt' ich doch zuletzt Recht mit dem Annerl'."

„Gar nicht behältst Du Recht," protestirte er. „Es ist alles Unsinn, was Du Dir in den Kopf gesetzt hast."

Sie aber sprang auf, lachte, hüpfte und jubelte und steckte ihn mit ihrer Lustigkeit an. Plötzlich umfaßte sie ihn mit beiden Armen und rief: „Jetzt zeig', ob Du so stark bist wie der Simson! Mich wirfst nicht um!"

Sie rangen mit einander. Er war wohl stärker als sie, aber sie war gewandter als er, und als sie merkte, daß er dennoch siegen würde, ließ sie ihn plötzlich los. Er glitt aus und fiel auf die Kniee. Lachend sprang sie zurück und floh den Abhang hinunter über das Schneefeld.

Florian schaute sich noch einmal mit einem langen Blick ringsum, bevor er der lustigen Dirne folgte, die ihn auf der Schneide des Bergrückens erwartete. Die Arme über der Brust ineinander geschlungen, sang sie ihm mit lachendem Trotz entgegen:

Schön roth is mei Bluet
Frischlustig mei Muet,
Han Kurasch wie der Teixl
Wammer niemand nix thuet!

Als er sie eingeholt hatte, wandte sie sich abermals zur Flucht. Er aber sprang zu und hielt sie fest, trotz ihres Sträubens.

„Und die Welt ist alleweil doch schön, selbst wenn sie voll lauter solcher Teixl wär', wie Du einer bist," rief er und küßte sie, während sie ihm mit beiden Händen in das gekrauste Haar fuhr, so daß ihm der Hut vom Kopfe fiel. In demselben

Augenblicke waren sie von den heranspringenden Schafen ringsum eingeschlossen. Lachend machten sie sich durch die blökende Heerde Bahn, und rasch ging die Fahrt bergab. Eva sprang und jodelte und pflückte Blumen, von denen sie einige in ihr Mieder steckte; die andern warf sie ihrem Gefährten neckend in das Gesicht. Nur einmal hielten sie eine kurze Rast. Da zeigte er nach der Rabenspitz hinüber, wo vor den Tannen eine kleine Alp sich ausbreitete, und sagte: „Dort hab' ich meinen ersten Hirsch geschossen. Es war an meines Vaters Hochzeitstag."

Eva nickte und sang:

„Bin a lustiger Wildschütz,
A Federl vom Hahn,
Und a Büschel vom Diendl,
Das steht mir gut an.

„Und jetzt," fuhr sie fort, „mußt Dir auch das Jagerblüml holen, da zeig', daß Du steigen kannst."

„Und hast Du Dir schon Dein Edelweiß geholt?" fragte er.

„Schon vor zwei Jahr; was denkst von mir?" gab sie zur Antwort. „Vom Rofan hab ich's geholt; schau von dem Zacken dort, der wie ein Gamshorn sich abbiegt. Da ist noch Keine oben gewesen außer mir."

„Der Blitz!“ rief Florian mit lebhafter Bewunderung, indem er die Blicke zu dem frei in die Luft hinausragenden Zacken erhob, den sie ihm wies. „Und da bist oben gewesen in Deinen Weibskleidern?“

„In Mannskleidern wär's auch ein Kunststück gewesen,“ zuckte sie die Schultern. „Freilich hat mir auch dabei der Böse helfen müssen, daß ich nicht zu Tod' gestürzt bin. Pah!“

Sie stand auf.

Auf der Kögelalp ging sie in die Sennhütte, während Florian an dem fließenden Brunnen gegenüber seinen Durst löschte. Eva war hungrig geworden und bat um Milch. Die Sennin, eine vierschrötige Dirne, welche noch nicht Zeit gefunden zu haben schien, sich das Haar zu machen, denn es hing ihr unordentlich und halb aufgelöst um das Gesicht, schlug ihr aber ihr Begehren ab.

„Mach' fort,“ rief sie, und schlug ein Kreuz, „Du sollst mir nicht die Milch verhexen.“

Evas Lippen zuckten verächtlich. In demselben Augenblick kam aus der dunkelsten Ecke der Hütte etwas auf sie zugeflogen, schlug dicht neben ihr gegen die Wand und fiel polternd zu Boden. Es war ein

Stück Küchenholz. Eva floh erschrocken aus der Hütte, auf deren Schwelle jetzt ein junger Mensch erschien, mit einer Axt in der Linken. Er war baarhäuptig; halblanges schwarzes Haar hing ihm wirr um ein mageres, blasses Gesicht, aus dem zwei kleine, dunkle Augen funkelten. Mit der zur Faust geballten Rechten schlug er auf seine vom Hemd entblößte Brust, indem er hinter der fliehenden Eva herrief: „Komm heran! Ich bin stärker als der Teufel, mit mir ist mein Heiland!“

Florian sprang Eva entgegen. Der Bursche aber schlug wieder an seine Brust und rief, indem er mit der Linken die Holzaxt schwang: „Ruf' nur Deine Gesellen aus dem Wasser und der Luft! Kommt Alle heran, mit der ganzen Höll' nehm ich's auf!“

„Oho, wen haben wir denn da?“ rief Florian verwundert und wollte auf ihn zugehen. Eva hielt ihn jedoch am Arm zurück und flüsterte besorgt: „Um Gotteswillen, er schlägt Dich todt, er ist verrückt. Es ist der Hannes Schwarz.“

„Der zu meiner Zeit bei dem Reuthbauer diente?“ fragte Florian. „Das war ja ein stämmiger

Bursch' und der schaut aus, als hätt' er nicht den Tag zu beleben."

„Er dient auch noch dort," versetzte Eva und suchte Florian mit sich fortzuziehen. „Seit die Jesuiten die Mission abgehalten haben, hat er sich um den Verstand gebetet."

„Da hat er nicht viel zu verbeten gehabt," lachte Florian und laut rief er: „Halloh, Schwarz, kennst mich nicht mehr? Ich bin ja der Florian Staudach."

Schwarz, welcher fortwährend in kampfbereiter Stellung dagestanden hatte, ließ die Axt sinken. Gleich darauf aber schwang er sie wieder und rief: „Du lügst. Der Florian ist bei den frommen Jesuiten; der hält keine Gemeinschaft mit den Hexen und Nixen. Komm heran; ich bin Gott's Streiter!"

Die Sennin jedoch, deren wüster Kopf über seine Schulter gelugt hatte, ergriff mit kräftiger Faust seinen bewehrten Arm und sagte: „Gott straf' mich, er ist's. Mach' keine Geschichten, Hannes!"

Sie zog ihn in die Hütte zurück, deren Thüre sie krachend zuwarf.

Florian zuckte mit den Schultern und wandte sich. Eva ging schweigend neben ihm her. Sonst hatte sie sich über die Scheu und Furcht, welche sie

den Leuten einflößte, nicht nur leicht hinweggesetzt, sondern darüber gelacht und gespottet. Heute drückte ihr das unfreundliche Benehmen der Sennin das Herz zusammen. Es war ihr freilich in den Berghütten auch noch nie widerfahren, daß man ihr verweigerte, was man dort selbst dem Bettler nicht abzuschlagen pflegt.

Florian unterbrach endlich das Schweigen mit der Frage, warum sie so still sei?

Sie machte eine Bewegung, als ob sie etwas von sich abschüttelte, und sagte mit aufschwellender Brust: „Ich dacht' an ein verlornes Königskind. Es hatte sich aus seines Vaters Schloß in den Wald verlaufen. Da war ein altes, böses Weib gekommen, das hat ihm seine schönen Kleider weggenommen und Lumpen dafür angezogen. Seitdem läuft's als ein Bettelkind in der Welt umher, wird gescholten und gestoßen, muß hungern und dürsten, auch frieren, und weiß Keiner, daß sie eine Prinzessin ist. Sie aber weiß es und ist stolz."

Dabei richtete sie selbst ihre hübsche Gestalt und den kleinen Kopf stolz auf.

Florian sah sie von der Seite an und scherzte: „Ich aber wett', daß ich sie kenn'."

„Nein,“ versetzte sie ernst, „es kennt sie Keiner, und auch Du nicht.“

„Meinetwegen,“ rief er. „Aber was ist denn zuletzt aus ihr geworden.“

„Nachher?“ sann sie und mit blitzenden Augen setzte sie hinzu: „Nachher ist sie doch zu ihrem Recht gekommen, und hat eine Krone getragen, und alle Leut' haben sich vor ihr gebückt.“

„Puh!“ machte Florian, und zog mit einem Kratzfuß seinen Hut tief vor ihr ab.

Eva lachte und war wieder die Vorige, lustig und neckisch. Lachend und scherzend wanderten sie unter den Bäumen, in deren, von Sonnengold durchwobenen Gezweig, die Vögel lockten und sangen, in das Thal hinab. Wo durch ein hohes Kornfeld der Pfad nach dem Brückensteg hinter dem Marienhofe führte, blieb Eva stehen, und sagte in einem singenden Ton, indem sie Florian die Hand reichte:

„Pfüt di Gott, lieber Bua
Hast g'nommen mein' Ruah,
Und wie lieb mir bist gewest,
Sag' ich jetzt erst, wo's geht.

Ist aber alles nicht wahr, juch!“

Fort sprang sie. Florian sah ihr mit lachenden Augen nach, wie sie anmuthig den Rain entlang lief

Plötzlich ward er roth, und ärgerlich führte er mit seinem Stock einen Streich nach einer Distel. Der Gedanke an Anna war ihm durch den Kopf geschossen. Nach einer Weile begann er zu pfeifen, und so schritt er zwischen den hohen Halmen dem Hofe zu.

Neuntes Capitel.

Die Jesuiten geben wieder ein Lebenszeichen von sich.

Groß war das Aufsehen, welches die plötzliche Heimkehr Florians in Achenkirchen erregte. Die Anhänger der Jesuiten waren bestürzt. Sie suchten zwar die Erzählung Florians und seines Vaters von dem Luge und Truge der Jesuiten dadurch zu entkräften, daß sie das Gerücht ausstreuten, Florian sei den frommen Vätern aus Furcht vor Strafe wegen schlechter Streiche entlaufen, fanden damit aber im Dorfe selbst wenig Glauben. Für den Pfarrer war es ein genußreiches Stündchen, als ihm Frau Ursula von der Flucht Florians berichtete, was sie darüber gehört hatte. Er schlürfte dazu in seiner kühlen Studirstube seinen Nachmittagskaffee und blies dazwischen den

Tabaksrauch seiner Meerschaumpfeife in blauen Ringen von sich. Frau Ursula hatte ihre Schadenfreude darüber, daß Veronika nun wieder den ihr verhaßten Stiefsohn im Hause hatte. Dem Pfarrer bot sich jetzt eine günstige Gelegenheit, um sein von den Jesuiten untergrabenes Ansehen in der Gemeinde wiederherzustellen. Allein die Macht der Jesuiten erschien ihm zu riesig groß, um sich offen gegen sie zu erheben. Eine solche Tollkühnheit war allenfalls einem Aloys Staudach zuzutrauen. Indessen war er doch zu sehr Pfaffe, um der Verlockung widerstehen zu können, sich jetzt wenigstens durch einige Nadelstiche an seinen nächsten Feinden zu rächen, und er dachte darüber nach, indem er den Kopf gegen die Polster seines bequemen Stuhles zurücklehnte und die Hände über dem Bäuchlein faltete. Das Ergebniß war, daß er dann am nächsten Sonntage über das Wesen der christlichen Liebe predigte, das in der Demuth des Herzens bestehe und seinen Gegensatz in dem Hochmuth des Geistes habe, der die Liebe zu dem Nächsten ertödte und das Herz aushöhle. Es war allen seinen Zuhörern deutlich, daß er die Anhänger der Jesuiten meinte, und Frau Ursula richtete die Augen unverwandt auf ihre Muhme und nickte

von Zeit zu Zeit wie zustimmend mit dem Kopfe, als er, fortfahrend, die Thorheit derjenigen schilderte, die da glaubten, sie könnten Gott über ihre Undankbarkeit, Lieblosigkeit und Selbstüberhebung täuschen, wenn sie ihre Seele vor ihm aufputzten, wie sie ihren Leib vor ihm putzten, sich mit künstlichen Wassern wüschen und ihre Haare salbten. Auf die Jesuiten selbst, aus deren Mission all' das Unkraut aufgegangen war, gegen welches er seine Sense führte, wagte er nicht die leiseste Anspielung.

Veronika hielt die Blicke ihrer Muhme fest aus. In ihren starren Mienen war nichts von dem zu lesen, was bei diesen Angriffen des Pfarrers in ihr vorging. Weniger gut vermochte sich ihr Anhang zu beherrschen. Unruhe, Bestürzung, Wuth verriethen sich deutlich und reizten die Schadenfreude der Gegner.

Abends im Rosenkranzverein brachen die während der Predigt mühsam zurückgehaltenen Leidenschaften heftig hervor. Die Erleuchteten waren vollzählig versammelt, und es war ein Brausen in der niedrigen, heißen Stube, wie von einem Sturm im Walde. Meister Giffl hatte seinen Sohn Veit mitgebracht. Der hoffnungsvolle Jüngling stand in einer Ecke und

ließ seine Blicke ziemlich verdrossen über die Versammlung schweifen. Sie bestand überwiegend aus verwelkten, eingetrockneten Jungfern und älteren, verheiratheten Frauen; aus Männern mit stumpfen, eigensinnigen, oder fanatischen Gesichtern. Die Jugend war eigentlich nur durch Veit und Johannes Schwarz, den Knecht des Reuthbauern vertreten, auf dessen Hof diesmal die Versammlung stattfand. Die ächte Jugend schwärmte um diese Zeit auf dem Dorfplatz umher, an der Ache, zwischen den Getreidefeldern. Uebermuth und Verliebtheit trieben draußen unter dem gerötheten Abendhimmel ihr Spiel, während in der dumpfen Stube des Reuthbauern die Gemüther einander im Haß gegen den Pfarrer noch mehr aufreizten. Es mußte etwas geschehen, um die unerhörte Beleidigung zu rächen, die der Pfarrer ihnen angethan hatte. Aller Augen richteten sich gespannt auf Veronika; sie war am tiefsten getroffen worden, und von ihr erwartete man ein entscheidendes Wort. Sie schlug die Augen mit einer Opfermiene zur Decke auf und schüttelte langsam den Kopf. Sie verzieh dem Pfarrer, denn sie dankte ihm ja die himmlische Süßigkeit, für ihren Glauben zu leiden. Der Schullehrer pflichtete ihr rasch bei: es wäre der

Glaube, die Kirche, welche der Pfarrer in ihnen angegriffen hätte. Jetzt erst sahen Alle dessen Handlungsweise im richtigen Lichte. Es war ein ungeheurer Frevel! Alle redeten und schrieen durcheinander; Einige beteten laut, Andere streckten die Hände in die Höhe, als wollten sie die Rache für den ungeheuren Frevel vom Himmel reißen. Da stand Johannes Schwarz von der Bank auf, auf der er bisher, an seinen Nägeln kauend, stumm gesessen, und rief mit glühenden Augen: „Er ist ein Feind Gottes, ich schlag' ihn todt!"

Diesem schrecklichen Wort folgte eine sekundenlange Stille; dann brach es wild aus: „Ja, er muß sterben! — Schlagt ihn todt! — Gott selbst hat sich durch den Mund des Hannes offenbart."

Veit wurde blaß in seiner Ecke. Aus Veronika's Augen schoß ein leuchtender Strahl auf Johannes Schwarz. Mochte der Pfarrer unter dem Messer des Fanatikers fallen, er hatte für die Beleidigung, die er ihr zugefügt, den Tod verdient. Aber sie war zu klug, um durch die Billigung der Gewaltthat sich und das Ziel, welches ihre Habsucht verfolgte, bloszustellen. Sie trat rasch auf Schwarz zu, legte ihm die Hand auf die Schulter, und als es darauf ein

wenig stiller wurde, rief sie: „Gott wird dem Hannes schon zurufen, wann's Zeit ist. Noch hat er keine Stimm' vom Himmel gehört, nicht wahr Hannes?"

Sie richtete ihre grauen Augen fest auf den Burschen und er murmelte: „Ja, ich thu's, wenn's Zeit ist."

Veronika benutzte dieses indirecte Zugeständniß und mahnte nachdrücklich von jeder Gewaltthat gegen den Pfarrer ab. Sie schlug vor, daß der Schullehrer eine Eingabe an den Bischof machen sollte, worin diesem die Gefahren vorgestellt werden sollten, welche der rechte Glauben in Achenkirchen durch den Pfarrer liefe. Diese Eingabe sollten sie Alle unterzeichnen.

Dieser Vorschlag fand Beifall, und schließlich traten ihm auch diejenigen bei, welche in ihrem Fanatismus am liebsten die Angelegenheit durch einen Messerstich kurz abgemacht hätten.

Auf dem Heimwege verlor sich Veit allmälig von den Uebrigen und als er sich allein sah, schlüpfte er in eine schmale, von Hecken und Zäunen eingefaßte Gasse, an deren Ende ihm ein Licht entgegenblinkte. Der Lichtschein kam aus dem Jägerhause. Veit schlich sich vorsichtig und geräuschlos wie ein Dieb heran, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß drinnen

seine Annäherung nicht bemerkt worden war, brachte er sein langes, blutloses Gesicht, das durch eine getreue Nachbildung der mächtigen, väterlichen Nase eben nicht verschönt wurde, behutsam an die erhellte Fensterscheibe. In der Stube saß der alte Mayr, welcher erst gegen Abend von der herzoglichen Gemsjagd aus dem Hinterrißthal heimgekehrt war, müde in seinem Lehnstuhl, seine Pfeife rauchend. Seine Enkelin saß auf der Ofenbank, neben sich Nero, dessen Kopf sie kraute. Seine Schnauze ruhte auf ihrem Schenkel. Sie hatte ihren Kopf gegen den Kachelofen gelehnt, und blickte träumerisch zur geschwärzten Balkendecke hinauf.

Das war alles, was sich dem Auge des Spähers darbot. Es schien ihn jedoch sehr zu interessiren; denn er konnte sich von dem Anblick nicht losreißen. Es schickte sich jetzt nicht mehr für ihn, daß er Eva mit seinem Hasse so offen und thätlich verfolgte, wie er es als Knabe gethan. Aber er fuhr fort, sie mißtrauisch zu überwachen. Er fühlte die Pflicht, zum Wohl des Ganzen, die gefährliche Hexe im Auge zu behalten, im Geheimen, wie jetzt, während er am Tage die Blicke wegwendete, wann er ihr zufällig begegnete. Das Dorf konnte ruhig vor ihren Zauber-

künsten schlafen; er überwachte sie fleißig, selbst im Traum, und dann sah er sie stets, wie sie mit dem langen, aufgelösten Haar, daß wie Gold in den Sonnenlichtern glänzte, auf dem Stein saß, und das Wasser des Gebirgsbaches über ihre kleinen, schneeweißen Füße strudelte.

Laut gähnte der alte Mayr in der Stube. Nero hob den Kopf und gleich darauf schlug er an und machte über Eva's Bein fort einen Satz nach dem Fenster. Veit Griffl suchte sein Heil in der Schnelligkeit seiner langen Beine. Er gerieth aber aus dem Regen in die Traufe; denn als er an dem Wirthshause vorüberkam, schwärmte aus dessen Thüre ein Haufen junger Bursche heraus. Sie hatten mit Florian, der sich unter ihnen befand, dessen Heimkehr gefeiert, und waren in jener rosigen Stimmung, wo sich das Gemüth nach einer Rauferei sehnt. Veit wurde erkannt und mit einem Unglück weissagenden Jubel umringt. Unter einer Menge schlechter, derber Späße auf seine Kosten, die stets schallend belacht wurden, wurden die verrücktesten und abenteuerlichsten Vorschläge gemacht, was man mit ihm anstellen wollte, und er zitterte in dem Bewußtsein seiner Unbeliebtheit unter der Jugend wie ein armer Sünder. Florian

hatte endlich Mitleid mit ihm, und legte ein Wort ein, daß man ihn laufen ließe. Der Kerl sei ja so ledern, daß man nicht einmal einen Spaß mit ihm machen könnte. Florian drang jedoch nicht durch, und ein Geselle rief: „Ich weiß was!" Er zischelte den Nächsten etwas in das Ohr; sie brachen in ein wieherndes Gelächter aus. Der Plan machte von Ohr zu Ohr die Runde und fand allgemeinen Beifall. Veit wurde von zwei Burschen gepackt und trotz allen Lamentirens fortgeführt. Das Geheimniß, in welches sich der ihm zu spielende Streich hüllte, lähmte seine geringe Widerstandskraft vollends, und Todesschreck durchfuhr sein Gebein, als der Rädelsführer sich von seinen Kameraden die Sacktücher geben ließ und dieselben fest zusammenknotete, und auf sein Geheiß unterwegs von einem Hause eine Dachleiter mitgenommen wurde. Stumm wie ein Leichenzug ging es durch die stillen, dunklen Gassen nach dem Schulhause, in welchem ebenfalls kein Licht mehr brannte.

„Jetzt, wenn Du einen Laut von Dir läßt, schlag' ich Dir die Nas' entzwei," drohte der Rädelsführer dem schlotternden Veit, und befahl ihm, die Leiter, die inzwischen bei dem Rauchfange an das

Dach gelehnt worden war, hinaufzusteigen. Veit gehorchte wie ein Schaf. Der Rädelsführer folgte unmittelbar hinter ihm; die Andern blieben unten stehen. Droben mußte sich Veit rittlings auf die Dachfirst setzen, worauf ihn sein Peiniger mit den zusammengeknoteten Taschentüchern über Brust und Arme an dem Schornstein festband.

„So, jetzt magst so laut krähen, als Du willst," rief er und glitt die Leiter hinunter, die von seinen Kameraden unter lautem Gelächter umgestürzt wurde.

Meister Griffl wachte von dem Lärm auf. Als kluger Mann aber zog er die Bettdecke über die Ohren, ahnungslos, daß die spöttischen Aufforderungen zum Krähen und die schlechten Witze auf faule Hähne, welche krampfhaft belacht wurden, seinem hoffnungsvollen Sprößling auf dem Dache galten.

Jubelnd zogen die losen Buben davon, Veit einem Schicksal überlassend. Vergebens strebte er, sobald er sich allein sah, seine Banden zu sprengen. Alles Drängen und Zerren hatte nur den Erfolg, die Knoten der Tücher fester zu ziehen. Auch sein Rufen half nichts. In ohnmächtigem Grimm sich verzehrend, saß er auf dem väterlicheu Dache, über sich die im feuchtem Glanze leuchtenden Sterne, um sich

die schwarzen Dächer des Dorfs zwischen leise rauschenden Baumwipfeln. Aus der Ferne scholl das Lärmen der Burschen herüber, welche nach neuem Stoff zu Späßen suchten. Feierlich ragte der Kirchthurm zu dem sommerlichen Nachthimmel empor. Veit brütete Rache. Aber alle seine Entschließungen voll Mark und Nachdruck erblaßten vor der Vorstellung des Spotts und Hohngelächters, wann die Sonne aufging, das Dorf erwachte, und man ihn, rittlings auf dem Schuldache sitzend, entdeckte. Verzagt ließ er den Kopf sinken. Von dem Kirchthurm schlug es Mitternacht. Ein kalter Hauch strich von den Gebirgen her. Da kam eine dunkle Gestalt über den Kirchplatz und Veit rief so laut er konnte, erhielt aber keine Antwort. Dennoch mußte er gehört und gesehen worden sein; denn bald darauf wurde die Leiter aufgerichtet und an das Dach gelehnt. Veits Herz schlug hoffnungsfroh, allein neue Verzagtheit kam über ihn, als er in dem Heraufsteigenden einen seiner Peiniger entdeckte. Es war Florian. Dieser aber zerschnitt mit seinem Taschenmesser die Tücher und sagte, indem er wieder hinunterstieg: „Jetzt mach', daß Du in's Bett kommst."

Veit weinte fast vor Freude und schwur seinem Erlöser, daß er fortan keinen treueren Freund als ihn auf der Welt haben sollte.

Florian verließ ihn mit einem Achselzucken. Er war in einer wunderlichen Stimmung. Auch ihn hatte es anfangs ein köstlicher Spaß gedünkt, daß man dem Schullehrer seinen Sohn als Hahn auf das Dach gesetzt; dann aber war es bei dem zwecklosen Lärmen und Lachen, mit dem die Schaar weiter durch das Dorf gezogen war, über ihn gekommen, wie ein Gefühl der Leere und Langenweile, und er hatte sich ohne Abschied von seinen Kameraden getrennt. Es lag darin mehr als eine naturgemäße Reaktion gegen die Aufregung, in welcher er die Tage über, seit er wieder zu Hause war, gelebt und welche heute der Wein noch gesteigert hatte. Diese Tage hatten ausschließlich seinen alten Freunden gehört. Man hatte einander so viel zu erzählen, die Erinnerung an so viele Tollheiten zurückzurufen; man war so froh, einander wieder zu haben, daß kein Mißton anzuklingen, kein Gegensatz hervorzutreten Zeit fand. Florian merkte in seiner freudigen Aufregung nicht einmal, daß die alte Kluft zwischen ihm und seiner Stiefmutter fortbestand, geschweige, daß

der Aufenthalt in der Jesuitenschule manches in ihm angeregt hatte, wofür seine in den alten, engen Verhältnissen gebliebene Kameraden keinen Sinn haben konnten.

Wie er nun in der Nacht nach Hause ging, wollte ihn das Treiben seiner alten Freunde recht albern und sinnlos dünken. Er fühlte sich unbefriedigt, enttäuscht, einsam. Das Dorf lag hinter ihm. Es war ringsum so still und feierlich. Er blickte zu den Sternen auf und es kam ihm jene Nacht in den Sinn, wo er als Flüchtling von Jenbach heraufgewandert und an dem Brunnen in Buchau erschöpft hingesunken war. Anna beugte sich über ihn. Ihr liebliches Bild stand vor seiner Seele. Gleich dem milden Glanz der Sterne war das Licht ihrer Augen. Du schönes, gutes Annerl! murmelte er unwillkürlich und er fragte sich, ob sie wohl noch an den Morgen am Brunnen und den fremden Burschen denken möge, den sie so gutherzig erquickt hatte?

Anna hatte keine Zeit zum Träumen; ihr ruhiges, klares Wesen schien auch nicht dazu zu neigen. Von dem kleinen Abenteuer wurde nicht mehr gesprochen. Es war mit der Bemerkung des Vaters abgethan: „War's ein Vagabund, so hat er das Frühstück doch

brauchen können; es war ein Festtag für ihn und Gott giebt's wieder." Anna aber war überzeugt, daß der fremde Bursche kein obdachsloser Herumtreiber gewesen war.

Es war seitdem etwa eine Woche vergangen, als Anna eines Nachmittags in der Küche, welche an die Gaststube stieß, das Vesperbrod bereitete. Die Verbindungsthüre stand offen. Der Vater vollzog in der Geschirrkammer auf dem Hofe eine chirurgische Operation an einem Schemel, welcher in der letzten Schlacht zum Krüppel geworden war. Die Mutter war mit der Magd in dem Obstgarten hinter dem Hause beschäftigt, Wäsche zum Trocknen aufzuhängen.

Schritte wurden auf der Diele hörbar und es trat Jemand in die leere Gaststube, Anna beugte sich vor, um zu sehen, wer es sei, und eine Blässe zuckte wie ein Wetterleuchten über ihre Wangen. Der Eingetretene war ihr Findling vom Brunnen. Sie erkannte ihn gleich wieder, trotz der vortheilhaften Veränderung seines Aeußern. In seinem wohlgebildeten Gesichte war keine Spur mehr von krankhafter Blässe zu gewahren, und sein neuer, sauberer Anzug war jetzt derselbe, wie ihn alle Bauernbursche trugen. Keck saß ihm der Spitzhut mit Gemsbart und Spiel=

hahnfeder auf dem schwarzen Kraushaar. Anna trat auf die Schwelle der Küchenthüre.

„Grüß Gott, Annerl," rief er und reichte ihr die Hand mit einem freudestrahlenden Blick, vor dem sich ihre Wangen höher rötheten. „Ich muß doch meine Schuld von damals berichten," fuhr er fort.

„O, Du wirst doch nicht?" fragte sie betroffen.

„Ja, aber mein Vater hat's mir auf die Seel' gebunden," versetzte er mit einem Ernst, den seine Augen Lügen straften. Wenn ich aber in Deiner Schuld bleiben soll, so —"

„Gieb das Geld den Armen, wenn Du so stolz bist," fiel sie ein.

„Stolz bin ich schon nicht," rief er. „Aber schau, Annerl, so einen prächtigen Wein, wie der war an jenem Morgen, hab' ich mein' Lebtag' noch nicht getrunken, wenn ich davon noch eine Halbe haben könnt'?"

„Gewiß, und noch mehr," lächelte sie und wollte fort, um sein Verlangen zu erfüllen.

Florian hielt sie jedoch bei der Hand zurück. Es eile ja nicht, meinte er, indem er sich setzte und sie nach sich zog. Sie aber löste, stehend bleibend, ihre Hand aus der seinigen und sagte: „Müssen aber Deine

Leute erschrocken gewesen sein, als Du so elend heimgekommen bist."

„Elend?" lachte er laut und lustig auf. „Elend wie ein Fisch im Wasser."

Sie schüttelte lächelnd den Kopf und er rief: „Ich weiß, was Du jetzt im Sinn hast. Das ist ein Uebermüthiger, denkst Du."

„Wär's gefehlt?" fragte sie.

In seinen Augen stand ein heiteres Nein, und er las in den ihrigen, daß es ihr nicht mißfiel.

Ignaz kam mit dem fertigen Schemel herein, und Anna sagte mit einem flüchtigen Erröthen: „Vater, das ist der — der —"

Sie blickte fragend auf den Gast.

„Florian!" platzte dieser heraus, erschrack und stotterte: „Florian Jäger."

„Der Florian Jäger aus Oberau," wiederholte Anna und ging fort, um den Wein zu holen.

„Ja, was kümmert mich denn das?" fragte der Vater. „Ich bin kein Gendarm."

„O, es ist nur von wegen," stotterte Florian, „daß ich mich auch bei Euch recht sehr bedankt haben wollt' für damals — Ihr wißt schon — damals, am Brunnen — das Frühstück."

„Ja so, Du bist der Florian Jäger vom Brunnen," gurgelte Ignaz und betrachtete den Gast mit zwinkernden Augen. „Schon gut, geht mich aber nichts an. Wirst Dich ja bei dem Annerl bedankt haben."

„Freilich!" versicherte Florian lebhaft.

„Also Jäger ist Dein Name?" fragte der Alte. „Kann mich auf Deine Leute in Oberau nicht recht besinnen. Wer kann auch alle Menschen kennen! Ja, ja, die Welt ist groß."

Er setzte sich Florian gegenüber, sah ihm nachdenklich in die Augen und fragte dann: „Kannst mir sagen, wie groß sie ist?"

„Wer? das Annerl?" fragte Florian.

„Schau den Buben!" gurgelte Ignaz. „Nicht doch; ich mein' die Welt, die Erd', die wir Alle mit Füßen treten."

Florian hatte eine ungefähre Ahnung, als ob er es einmal in der Jesuitenschule gehört hätte. Er konnte sich jedoch nicht mehr darauf besinnen und schüttelte verneinend den Kopf.

„So groß," erklärte Ignaz und schmunzelte, „daß sie einen ganzen Tag braucht, um sich einmal umzukehren."

Florian lachte.

Anna brachte den Wein. „Wohl bekomm's!" sagte sie, indem sie die Flasche auf den Tisch stellte. Der Vater aber legte seine fette Hand auf die Flasche und fragte mit ernster Miene: „Halt, Annerl, weißt denn, ob der Bursch' diesmal zahlen kann? Geborgt wird hier nicht."

„Das ist Deine Sach'," versetzte Anna auf den Scherz eingehend; „Du bist der Wirth."

Florian griff mit feuerrothem Gesicht in seine Tasche, und eine Hand voll Silberzwanziger hervorziehend, fragte er: „Was kostet der Wein?"

Der Alte lachte, daß die Wände dröhnten. Florian merkte den Spaß und stimmte mit ein. Auch Anna lachte. Sie ging ab und zu, das Vesperbrod auftragend; dann rief sie die Mutter.

„Also dies ist der Jäger vom Brunnen," scherzte Ignaz, als seine Frau und hinter ihr die Magd in die Stube kamen, „ein Vagabund, der den Sack voll Zwanziger hat."

Frau Staudach betrachtete Florian mit einem kühlen, mißtrauischen Blick, und als er auch ihr danken wollte, äußerte sie etwas hochmüthig: „O, wir haben's ja dazu."

Sie setzte sich mit den Ihrigen und der Magd zum Vesperbrod, und Florian bieb allein bei seiner Flasche sitzen. Des Wirths breiter Rücken deckte ihn vor den Augen von dessen Frau, und er schielte hinter dieser Schutzwehr eifrig nach Anna. Was aber Frau Resi nicht sah, das entging der Magd nicht, und sie blinzelte von dem hübschen Burschen zu der erröthenden Anna hinüber und kicherte. Ignaz begann, indem er langsam und stetig fortkaute, nach diesem und jenem seiner alten Bekannten im Achenthale sich zu erkundigen. Auf den Backenknochen seiner Frau bildeten sich zwei rothe Flecken. Es mißfiel ihr, daß ihr Mann Leuten, welche ihnen schadenfroh den Rücken gekehrt hatten, als das Unglück über sie hereingebrochen war, die Ehre anthat, sich nach ihren Zuständen zu erkundigen. Indessen wurde dadurch doch ihre eigene Neugierde rege gemacht und sie wollte wissen, ob es wahr wäre, daß dem Aloys Staudach sein Taugenichts von einem Jungen, wie sie Florian bezeichnete, den Jesuiten aus der Schule gelaufen sei? Das müßte ein sauberes Früchtchen sein. Natürlich, denn der Apfel falle ja nicht weit vom Stamm.

Florian war über die Frage zwar betroffen, der Nachsatz schwächte jedoch die Wirkung.

„Ja, der ist da," sagte er ruhig, und dabei schoß es ihm belustigend durch den Sinn, daß dieser Taugenichts von einem Jungen in diesem Augenblick in Person seiner strengen Tante gegenübersaß, und er hob sein Glas mit einem schelmischen Blick auf Anna, welche das saubere Früchtchen aus dem Staube der Landstraße aufgelesen hatte.

„Der Aloys war freilich ein gar wilder Bub', wie er so alt war, als der Florian Jäger hier," bemerkte Ignaz. Es war ein unglückliches Wort, denn wie ein Wagen bergab in's Rollen geräth, wenn man den vor den Rädern liegenden Stein wegstößt, also begann der innere Groll der Frau Resi gegen den Vetter ihres Mannes hervorzubrechen. Ignaz versuchte nun zwar ein: Laß gut sein! entgegenzustämmen, aber ohne Erfolg, und Florian bekam ein Brausen in den Ohren als sei der Zorn, welchen die Frau gegen den Vater hervorstrudelte, das schäumende Meer, welches die dänische Majestät zwang, ihren goldenen Stuhl im Stiche zu lassen und wie ein ganz gemeiner Sterblicher davon zu laufen. Der

arme Florian konnte nicht davon laufen, und die Fluth stieg ihm bis an die Kehle.

„Aber wozu erzählst das alles dem Burschen da? was geht's ihn an?“ unterbrach ihr Mann sie noch einmal. „Das Kurze und Lange von der Geschichte ist, daß der Aloys sein Recht gegen uns geltend gemacht hat. Punktum.“

„Sein Recht hat aber kein Punktum,“ ereiferte sich Frau Resi noch mehr. „Oder ist das ein Punktum, daß ihn sein eigener Vater verwünscht hat?“

Es blieb ungewiß, was sie sich unter Punktum vorstellte. Florian aber zuckte in zorniger Wallung auf. Die Wirthin mißverstand seine Bewegung und ihm wohlwollend zunickend, fuhr sie fort: „Ja, da kann Einer schon erschrecken. Und mein Mann hat Recht von wegen den dummen Streichen, denn so ist's alleweil gekommen, daß der Aloys sich an die Landstreicherin hing und da hat ihn sein Vater aus dem Haus gestoßen, und jetzt kommt er her und will ein Recht auf nde Hof haben.“

Ignaz vertheidigte die schöne Franzl. Sie sei eine ordentliche Dirne gewesen, der nie Jemand etwas Schlechtes habe nachsagen können. Mit dem Verwünschen aber sei es eine eigene Sache: Barthel

Staudach hätte eben kein Testament hinterlassen und das Zeugniß müßte er seinem Vetter ausstellen, daß er keiner Schlechtigkeit fähig wäre.

„Ja, das weiß ich schon, daß Du Dir geduldig die Butter vom Brod nehmen läßt," versetzte seine Frau. „Na, unser Herrgott hat zwar die Menschen nach seinem Ebenbild erschaffen, sie sind aber auch danach."

Florian, der eine Weile wie betäubt dagesessen, stürzte hastig den Rest seines Weines hinunter und stand auf, um fortzugehen. Die Stubenluft drohte ihn zu ersticken. Ignaz reichte ihm seinen dicken Zeigefinger und sagte: „Pfüt Gott, komm' mal wieder." Auch seine Frau war freundlich, sie übertrug es auf Florian, daß sie ihrem Herzen wieder einmal hatte Luft machen können. Anna war nicht in der Stube. Es war ihr peinlich gewesen, die Mutter in solcher Weise vor dem Gaste reden zu hören, und nachdem sie eine Zeitlang mit niedergeschlagenen Augen dagesessen, war sie still hinausgegangen. Sie trat Florian auf dem Flur entgegen und bat ihn, er möchte nicht übel von der Mutter denken, weil sie gleich in seiner Gegenwart von andern Leuten

schlecht gesprochen habe; sie meine es gar nicht so, sondern sei bloß ein Bischen rasch.

„Ich glaub' Dir alles, Annerl," sagte er, unter ihrem bittenden Blicke tief aufathmend, „und ich thu' alles, was Du willst."

„Das verlang' ich nicht," gab sie etwas verwirrt zurück. „Es soll Einer nicht glauben und nichts thun, was er nicht vor sich selbst verantworten kann. Was ich von meiner Mutter aber gesagt hab', das kannst Du schon glauben."

Er war zu Kahn über den See gekommen. Als er das Fahrzeug vom Ufer schieben wollte, kam ein Bursche, der etwa mit ihm von gleichem Alter war, und bat ihn, ihn mitzunehmen. Florian machte ein finsteres Gesicht; denn in seiner Stimmung, war Gesellschaft das Letzte, was er wünschte. Der Bursche erzählte, der Pfarrer von Eben hätte ihm aufgetragen, einen Brief in Achenkirchen zu bestellen.

„Wenn's weiter nichts ist," versetzte Florian, „dann kannst Dir den Weg sparen. Ich werd' den Brief abgeben."

„Wirklich?" rief der Bursche erfreut. „Der Brief ist an den Staudach auf dem Marienhof, gleich

das erste Gehöft hinter dem See, hat mir der Herr Pfarrer gesagt.“

„Gieb nur, den bestell’ ich gewiß,“ rief Florian ungeduldig, indem er dem Burschen den Brief fast aus der Hand riß, in den Kahn sprang und abstieß.

Der Bursche, offenbar nicht der klügste, sah ihm nach, dann kratzte er sich im Haar und nach einer Weile legte er beide Hände an den Mund, um den Schall zu verstärken, und rief: „Wie heißt Du?“

Florian schien nicht zu hören. Der Andere rief stärker mit dem Zusatze, er müßte doch dem Pfarrer den Namen des Boten nennen, erhielt aber ebenso wenig wie vorher eine Antwort, und nachdem er eine Weile unschlüssig gestanden, trollte er sich.

Florian peitschte das vom Winde leicht gekräuselte Wasser mit einer Art Wuth. Es soll Einer nichts thun, was er nicht vor sich verantworten kann, hatte Anna zu ihm gesagt, und er hatte im Gegensatz dazu gehandelt. Er wurde immer unzufriedener mit sich, und am liebsten hätte er mit sich selber raufen mögen. „Ein ganz schlechter Kerl bist!“ knirschte er. Daß er das alles hatte anhören können, was die Wirthin über seinen Vater und seine verstorbene Mutter gesagt, ohne sie auch nur mit einem Worte vertheidigt

zu haben, o, wie feig, wie jammervoll feig war es von ihm gewesen! Der Zorn und Schmerz über die Verunglimpfung seiner Mutter, preßten ihm Thränen aus. Aber es war ja alles nicht wahr, was die Tante auf sie gebracht hatte, es war ebenso falsch, wie ihre Anklage gegen seinen Vater. Er hatte ja seinen Vater und Beck nach ihrer Heimkehr aus England in Jenbach davon reden hören, daß der Großvater kein Testament hinterlassen hatte, und würde sein Vater dessen Fluch getrotzt, würde er von seiner todten Mutter so gesprochen haben, wie er es stets gethan, wenn auf ihr auch nur ein unsauberes Stäubchen geruht hätte? Nie und nimmermehr. Um so feiger von ihm, daß er, obgleich er das alles wußte, dennoch dem Oheim die Vertheidigung überlassen hatte. Das Wasser mußte es entgelten, und der Kahn senkte seinen Bug tief in die blaue, glitzernde Fluth, daß sie hoch aufspritzte.

„O, meine liebe Mutter im Himmel, verzeih mir doch!“ murmelte er. Allmälig ruderte er langsamer. Er hatte ja nicht aus Furcht gefehlt, sondern nur, um sich nicht zu verrathen und aus Anna's Nähe vertrieben zu werden. Sie war so hübsch und

lieb, wie keine Zweite auf Erden, und er hatte sie so gern, wie — ja, wie denn? Er fand keinen Vergleich dafür, und es gab auch keinen. Es war eben ein Gefühl, wie er es noch nie in seinem Leben empfunden hatte. So mochte wohl auch sein Vater seine verstorbene Mutter geliebt haben, und er fühlte den Muth, wie sein Vater um ihretwillen, so um Anna's willen allem zu trotzen. Seine Wangen glühten, seine Augen blitzten, und er überließ das Boot dem Spiel der Wellen und des Windes.

Allem trotzen wollte er um Anna's willen, und dennoch war er falsch gegen sie gewesen. Er neigte den Kopf auf die Brust, damit ihm die Sonne, welche wie Anna's Auge war, nicht in das Gesicht schien. Aber er hätte doch nicht seinen wahren Namen nennen können; sonst würden ihm ihre Leute gleich die Thüre gewiesen haben. Am Brunnen hatte er ihn verschwiegen, weil es ihn gedemüthigt, daß er von seinen Feinden Hülfe hatte annehmen müssen. Er hätte aber nicht wiederkommen sollen, das war es. Ja, wenn er nur nicht an Anna hätte denken müssen! Und er mußte ihr doch auch beweisen, daß er wirklich kein Vagabund war.

Hu, wie er empfangen worden wäre, wenn er sich als Florian Staudach vorgestellt hätte, besonders von der Tante! Es war freilich auch hart, durch die plötzliche Wiederkehr seines Vaters um den lang besessenen Hof zu kommen. Aber daß er, der Unschuldige, darunter leiden sollte! Das verwünschte Geld und Gut! Er wollte nicht mehr nach Buchau; es konnte ja zu nichts führen. Seine Pflicht' hatte er gethan und seinen Dank für die ihm erwiesene Wohlthat abgestattet. Entschlossen griff er wieder zu den Rudern und trieb den Kahn mit kräftigen, ebenmäßigen Schlägen dem Seehause zu, in dessen Nähe sich der Landungsplatz befand.

An den Brief aber dachte er nicht eher, als bis derselbe Abends beim Auskleiden aus seiner Joppe auf die Erde fiel. Er legte ihn auf den Stuhl, damit er ihn nicht wieder vergäße.

Der Pfarrer von Eben kündigte in dem Briefe die Hypothek, die auf dem Marienhofe stand. Das Geld sollte am kommenden ersten Januar abgezahlt werden. Aloys machte sich wegen der Kündigung keine Sorgen. Seitdem Florian wieder zu Hause war, befand er sich überhaupt in einer glücklichen,

gehobenen Stimmung, und die Arbeit war wieder seine Lust. Es konnte bei dem blühenden Zustande seines Hofes keine Schwierigkeit haben, das gekündigte Kapital anderweitig aufzutreiben. Veronika war betroffen über die Kündigung, denn sie vermuthete, daß hinter derselben die Jesuiten steckten, und darin irrte sie auch nicht. Sie war überzeugt gewesen, daß Pater Gury seine Pläne nicht ruhig von Florians Flucht sich durchkreuzen lassen, sondern irgend welche Schritte thun würde, um ihren Stiefsohn wieder in seine Gewalt zu bekommen. Diese Erwägungen hatten die Wucht des Schlages abgeschwächt, welcher mit Florians plötzlichem Wiedererscheinen auf dem Marienhofe alle ihre Entwürfe und Hoffnungen traf. Nun glaubte sie sich auch in ihren Erwartungen vom Pater Gury getäuscht; denn die Kündigung der Hypothek bewies ihr, daß er nur noch an Rache dachte, nachdem ihm Florian entschlüpft war. Verhielt es sich so, dann lag darin freilich auch ausgesprochen, daß Pater Gury auf die Erfüllung ihres Schwures verzichtete, welcher Benedicta dem Kloster gelobte. Hierin wurde sie durch ihren Aberglauben bestärkt. Es war das Geld der heiligen Nothburga, welches gekündigt worden war, und sie

hatte dieser Heiligen zwei dicke Wachskerzen gelobt, wenn ihr Kind nicht Nonne zu werden brauchte. War die Kündigung nicht ein Wink der Heiligen von Eben, daß ihr Gebet erhört sei? Sie wollte es so auffassen, und einen Augenblick lang war sie glücklich in dem Gedanken, daß ihr Kind vor dem Kloster gerettet wäre. Sollte sie sich nun nicht zufrieden geben, ihren Entwürfen, die bisher nur von Scheinerfolgen gekrönt worden, entsagen und sich in das Unvermeidliche fügen? Aber da stieg das Testament Barthel Staudach's wieder vor ihr auf, und wenn sich Beck vielleicht auch damit begnügte, immer nur Geld durch dasselbe zu erpressen, so fiel der Löwenantheil an dem Erbe doch Florian zu. Den Haß gegen diesen konnte sie nicht bezwingen und ersticken, und abgesehen davon, daß seine Flucht ihre Plane durchkreuzt, machte sie ihn auch für die Strafpredigt verantwortlich, die ihr der Pfarrer vor der ganzen Gemeinde gehalten hatte. Ihre Erbitterung sog selbst Gift aus der Gutherzigkeit, mit der er sich seines armen Schwesterchens annahm, mit ihm plauderte und spielte. Benedicta sollte ihn hassen, wie sie es that, und es schnitt ihr jedesmal wie ein Messer in die Seele, wenn sie die Kleine nach dem Bruder ver-

langen und in seiner Gesellschaft lachen und jauchzen hörte.

Veronika hatte zu dem Brief des Pfarrers keine Bemerkung gemacht. Am Abend aber äußerte sie: „Das hast jetzt davon, daß der Bub' den Jesuiten weggelaufen ist.“

„Wie so denn?“ fragte Aloys.

„Ja, merkst denn nicht,“ versetzte sie geringschätzig, „daß der Pfarrer in Eben nimmer das Geld gekündigt haben würd', wenn Dein Bub' bei den Jesuiten geblieben wär'? Jetzt werden sie nicht eher Ruh' geben, als bis sie uns zu Grund' gerichtet haben.“

In den Augen ihres Mannes leuchtete es hell auf. „Meinst, daß die Geschichte mit der Kündigung so zusammen hängt?“ fragte er. „Na, da sollen sie es schön bleiben lassen, mich zu Grund zu richten, und das Geld von Eben bleibt auf dem Marienhofe stehen.“

Veronika zuckte mit den Schultern. Aloys aber deutete auf den Tisch und sagte: „Da drinnen liegen ja alle die falschen Briefe, die sie mir geschrieben haben. Will doch sehen, wenn's hart auf hart kommt, ob's im Land' kein Gesetz giebt, welches den Schuften

dafür an den Kragen geht. Sie sollen was erleben."

„Ja, wenn sie falsch sind," warf Veronika trocken ein.

Aloys runzelte die Stirn.

Sie fuhr unbeirrt fort, ihm den Dorn in seine verwundbarste Stelle zu stoßen. „Eine solche Schlechtigkeit ist ja von so heiligen Männern, wie die Jesuiten sind, gar nicht zu denken," verfolgte sie sich. „Es heißt ja auch überall, daß der Florian bloß aus Furcht vor Strafe von ihnen fortgelaufen ist."

„Und das redest Du den Schandmäulern nach und glaubst es ihnen?" wallte er auf.

„Dir sag' ich's," versetzte sie schneidig. „Ich selbst weiß ja noch gut genug aus früherer Zeit, wie boshaft sein Herz ist. Ich glaub' alleweil', daß der Bub' die Briefe geschrieben hat und es nicht wahr haben will, weil er darin geheuchelt hat, um den Pater Rector und seine Lehrer hinter's Licht zu führen, damit er seine schlechten Streiche um so besser in's Werk setzen könnt'. Die Geschichte mit dem Weinkeller ist doch wohl arg genug, sollt' ich meinen."

Er starrte sie eine lange Weile sprachlos an, und sie hielt seinen Blick mit trotziger Verachtung

aus. Dann sagte er mit einem leisen Beben in seiner Stimme: „Ich hatt' immer gehofft, daß Du Deine unvernünftige Feindschaft gegen den Buben mit der Zeit abthun würdest. Darum hatt' ich ihn aus dem Haus' gethan. Aber Du bist die Alte geblieben und kannst ihn nicht ausstehen vor Deinen Augen, während er sich gegen Dich aufführt, wie es sich schickt. Das ertrag ich nicht länger; Du machst mir das Leben zur Höll' auf Erden."

„Und Du hast's mir wohl zu einem Paradies gemacht?" zischte sie. „Ich soll's wohl vergessen, daß Du mich belogen und betrogen hast? daß wir von der Gnad' des Schreibers abhängen, und ich dem garstigen Menschen noch schön thun muß, damit er uns nicht von Haus und Hof jagt? Wer ist Schuld an dem Höllenleben als Du? Und ich hab's auch satt. Was, ich soll dem Buben nichts Schlechtes zutrauen? Dir hab' ich auch nichts Schlechtes zugetraut, und nachher war's doch gefehlt, und er ist Dein Sohn."

Wenn sie erwartet hatte, daß er bei ihren Vorwürfen wie sonst aufbrausen würde, so hatte sie sich geirrt. Er sah sie nur mit einem langen nachdenklichen Blicke an und verließ die Stube.

„Ja, ja," murmelte er, indem er sich vor dem Hause auf die Bank setzte, „wir haben's Beide satt dies Leben, und es muß ein End' nehmen!"

An dem nächsten Sonntage kam Beck herauf. Er wußte bereits, daß Florian den Jesuiten entronnen war; Marktleute hatten in Jenbach die Nachricht davon verbreitet, und er kam, um Veronika mit seinem Rathe beizustehen. Auf der andern Seite hoffte er, Aloys wegen der Heimkehr seines Sohnes in einer so guten Stimmung zu finden, daß es ihm leichter als sonst werden würde, demselben ein erkleckliches Sümmchen abzupressen.

Aloys kam heute der Besuch des Schreibers gelegen. Beck hatte ja die Hypothek von dem Pfarrer in Eben besorgt, und Aloys theilte ihm die erhaltene Kündigung des Geldes mit, so wie den Verdacht seiner Frau, daß die Jesuiten dabei die Hände im Spiele hätten. Beck richtete einen bewundernden Blick auf Veronika. Sie hatte auch hier wieder nach seiner Ansicht das Richtige getroffen. Um so bedenklicher schien ihm aber die Angelegenheit für Aloys zu stehen, und er wiederholte, was er ihm schon bei Uebergabe des Hofes gesagt hatte: wie außerordentlich schwer

es sei, von Geschäftsleuten Geld auf bäuerliche Grundstücke zu bekommen.

„Und mit Kirchengeldern ist es jetzt auch nichts für Dich,“ fuhr er fort. „Zu bekommen wären solche Kapitalien schon, wenn aber die Jesuiten dahinter stecken, würde Dir das Geld auf ihr Betreiben doch immer gleich wieder gekündigt werden.“

„Schon,“ pflichtete ihm Aloys bei; „aber ich mein', der Pfarrer in Eben läßt mir das Geld.“ Er erzählte, daß die Briefe, welche er von Florian aus Innsbruck erhalten hatte, gefälscht seien.

„Ja, wenn's so steht,“ rief der Schreiber und rieb sich vergnügt die Hände, „dann begreif' ich die Kündigung. Die Geschichte mit dem Florian hat großen Lärm gemacht, und es kann den Patres just nicht lieb sein, wenn Du nun noch mit falschen Briefen hervorkommst.“

„Und ich werd' damit hervorkommen, wenn der Pfarrer die Kündigung nicht zurücknimmt,“ versicherte Aloys. „Ihr könnt's dem Pater Gury schreiben, deshalb ist's mir lieb, daß Ihr gekommen seid.“

Beck schüttelte den Kopf, schielte nach Veronika hin, die sich völlig schweigend verhielt, und versank dann anscheinend in ein tiefes Nachdenken.

„So was macht sich besser mündlich als schriftlich ab,“ sagte er, nachdem er eine Weile an seinem Schnurrbart gekaut und an den Haaren auf seiner Stirn gedreht hatte. „Ich muß selbst in nächster Zeit in Geschäften nach Innsbruck. Wenn es Dir Recht ist, will ich dann mit dem Pater Gury über die Sach' reden, Eile hat's ja ohnehin nicht.“

Aloys war damit einverstanden, und Beck überzählte vergnügt die Guldenzettel, welche jener als Vorschuß und Beitrag zu den Reisekosten hergeben mußte. Zu Veronika sagte er, als Aloys zur Abendfütterung in den Stall gegangen war:

„Bloß um Euretwillen thu' ich die Reis' nach Innsbruck, Vreneli, und Ihr könnt jetzt wieder getrost sein. Der Staudach ist doch ungescheidt über die Maßen. Ich an seiner Stell' hätt' mit den Jesuiten nicht wieder angebunden, nachdem der Bub' wieder da ist, und wenn ich hätte taglöhnern müssen, um den Pfarrer in Eben zu bezahlen. Ich will nicht Jakob Beck heißen, wenn nicht der Pater Gury an dem Finger, den der Staudach ihm bieten läßt, die ganze Hand packt. O, es sind feine Leute, die Jesuiten, und gebt Acht, sie werden ihr Stück mit

dem Florian doch noch durchsetzen. Laßt mich nur machen Vreneli."

„Ihr seid Eurer Sach' gar zu gewiß'" versetzte sie, indem sie mit ihrem Zeigefinger langsam ihre Brauen glättete. „Es mag sein, daß der Florian die Briefe gar nicht geschrieben hat, aber wenn sie es ableugnen, wird ihnen Jeder glauben."

„Laßt mich nur machen," wiederholte er zuversichtlich.

„Und nachher?" fragte sie mit einem lauernden Blick unter den halbgeschlossenen Lidern hervor.

„Wird er denn ewig leben?" flüsterte er, nachdem er sich vorsichtig umgesehen hatte.

Veronika's Stirn glühte blutroth auf.

„Ich wollte, sie lägen mir beide todt vor den Füßen, er und sein Bub'," zischte sie mit einem Ausdruck, welcher Beck ein Frösteln verursachte.

Zehntes Capitel.

Verliebte Leute.

Florian's Entschluß, nicht wieder nach Buchau zu gehen, war leichter gefaßt, als ausgeführt. Es war einer jener guten Vorsätze, mit denen der Weg zur Hölle gepflastert sein soll. Ach, wenn die Hölle nur nicht so verlockend wäre, obgleich die Herren Theologen sie ganz anders zu schildern pflegen. Sie müssen das freilich besser wissen; sie wissen ja alles besser, als die anderen Sterblichen. Das Blut des jungen Burschen war viel zu heiß, als daß sein Verstand aus der Dampfform hätte heraustreten können. Diese wogenden und wallenden Dämpfe zeigten ihm aber alle Dinge in eigenthümlicher Beleuchtung. Der See, über den er nur zu schiffen brauchte, um in Buchau zu sein, lockte und lächelte

mit sehnsuchtsfeuchten Mädchenaugen, und wenn bei stillverglimmender Abendröthe die Wachtel im Getreide schlug, wurde ihm bald seltsam weh zu Muth, bald wieder dünkte es ihn, als spottete der Vogel seiner. Bei der Arbeit war er verdrossen. Die frommen Väter von der Gesellschaft Jesu hatten seine geringe Neigung zur Landwirthschaft wohl bemerkt und ihm dieselbe noch mehr zu verleiden gesucht, was ihnen nicht schwer gefallen war, und jetzt fragte er sich zudem, weshalb er sich denn quäle? Er wollte, er hätte sich damals durch sein Wort, welches er dem Vater gegeben, nicht binden lassen, sondern wäre trotzdem in die Welt gelaufen. Dann wäre er jetzt ein ausgelernter Jäger und könnte mit seinem Namen offen vor Ignaz Staudach treten und sagen: „Florian Staudach heiß' ich, aber was ich bin, verdank' ich mir ganz allein."

Daran war nun freilich nicht zu denken. Aber ebenso gut wie nach Achenkirchen, konnte er nach Buchau in das Wirthshaus gehen. Oder chnit? Wirthshaus war Wirthshaus. Wenn er in Buchau seinen Schoppen trank, that er Keinem ein Unrecht, und ansehen konnte er doch das Annerl, trotz der Feindschaft, die zwischen ihren beiden Familien herrschte.

Und war denn diese Feindschaft wirklich so groß? Von Seiten des gutmüthigen Ignaz gewiß nicht. Und eines Nachmittags saß er wieder im Kahn.

Die Sonne tanzte bereits auf den westlichen Felszacken, und Florian's Herz tanzte mit ihr. War es denn nicht das beste Mittel, die Feindschaft der Staudach's von Buchau zu entwaffnen, wenn er seine Besuche fortsetzte? Es mußte ihm gelingen, ihre Zuneigung zu gewinnen, und dann konnte er eines Tages triumphirend sagen: „Seht Ihr, wie unrecht Ihr dem Florian Staudach gethan habt? Ihr mögt ihn nicht leiden und habt ihn doch lieb; denn ich bin's ja, ich, das saubere Früchtchen." So stickte er eifrig an seinem Phantasie- und Wunschmantel mit lauter Purpur und Gold. „Und dann," fuhr er in seiner Prachtstickerei fort, „nehm' ich das Annerl bei der Hand —" und da setzte der Kahn plötzlich mit einem solchen Ruck auf dem Kies des Ufers auf, daß Florian beinahe rückwärts von der Ruderbank gefallen wäre.

Aber nun sollte er lernen, daß selbst ein Purpur nicht vor Herzklopfen schütze. Das Pochen in seiner Brust wurde immer stärker, je näher er dem Dorfe kam. Um sich Haltung zu geben, zog er seine Pfeife

hervor, schlug Feuer und begann tapfer zu rauchen. Der Vater hatte ihm die Pfeife von einem Hausirer gekauft und ihn durch deren Ueberreichung für mannbar erklärt, wie unsere Vorfahren ihre jungen Leute durch die Umgürtung des Schwertes. Den silberbeschlagenen Ulmer im Munde, die Hände in den Hosentaschen und den spitzen Hut keck auf dem rechten Ohr, so schlenderte er, äußerlich ein Bild der größten Unbefangenheit, die krumme Gasse zum Wirthshause hinunter.

An dem Tische vor demselben saß eine städtische Gesellschaft, aus einem älteren Ehepaar und zwei erwachsenen Töchtern bestehend. Ein bepackter Reisewagen, dessen Pferde aus einer tragbaren Krippe fraßen, hielt auf der Straße. Ignaz stand bei den Gästen, wie gewöhnlich in Hemdärmeln und den Hut auf dem Kopfe, und redete mit dem fremden Herrn, der ein Glas Bier in der Hand hielt. Florian wollte mit einem Gruß in das Haus. Ignaz aber hielt ihn, wie er schon den rechten Fuß auf die Schwelle gesetzt hatte, mit den Worten an: „Schau, der Jäger! Bist zu Fuß gekommen?"

„Nein, über den See."

„Das stimmt!“ nickte Ignaz. „Da kannst Du gleich wieder zurück.“

„Ja, aber —“ that Florian betroffen die Pfeife aus dem Munde, und der Wirth erklärte, daß die Herrschaften an dem schönen Abend zu Wasser nach dem Seehause möchten.

Die Mädchen jubelten, daß dieser Wunsch, den sie bereits aufgegeben hatten, da in Buchau kein Kahn zu haben war, nun dennoch sich erfüllen sollte, und der Papa sagte mit der Miene eines Mannes, der stets Recht hat: „Seht Ihr, so bestätigt sich abermals meine Maxime, daß man auf Reisen dem Glücke vertrauen müsse.“

Florian war mit dieser Maxime keineswegs einverstanden und kraute sich verdrießlich hinter dem Ohr. Das war für ihn ein schönes Glück, etwa so, als wenn er nach Rom gepilgert wäre und umkehren müßte, ohne den Papst gesehen zu haben.

„Ich hab' einen sacrischen Durst!“ murrte er, immer mit dem rechten Fuße die Thürschwelle festhaltend.

„Freilich, es macht warm,“ äußerte Ignaz, „und der Herr wird Dir gern ein Seitel Rothen zahlen, außer dem Fährgeld.“

Der Fremde, ein runder, behäbiger Mann mit einem tadellos glatt rasirten Gesicht, versprach deren zwei, wenn sie gleich aufbrächen; es dürfte sonst zu kühl auf dem See werden.

„Ist recht," erklärte sich Florian plötzlich einverstanden. „Zahlen Sie den Wein an den Wirth hier; ich werd ihn später schon abtrinken."

Damit sprang er in den Flur, wo Anna eben aus dem Boden, das heißt aus der Kellerluke auftauchte. Sie hatte zum Abendbrod Kartoffeln geholt, die sie in ihrer zusammengefaßten Schürze trug.

„Grüß Gott, Annerl, und Adjes!" rief Florian auf sie zuspringend und mit beiden Händen nach ihrer freien Rechten greifend.

Ueberrascht von seiner Anwesenheit und erschreckt von seinem Ungestüm, wich sie zurück und wäre durch die Kelleröffnung gefallen, wenn Florian sie nicht schnell um den Leib gefaßt und gehalten hätte. Sie ließ in der Verwirrung und dem Schrecken die Zipfel ihrer Schürze fahren, so daß die Kartoffeln polternd auf den Boden rollten. Ignaz schaute zum Flur herein; aus der Stube fragte seine Frau, was es da wieder für eine Ungeschicktheit gäbe? und Anna schmollte: „Du wilder Bub', Du!"

„O, sei mir doch ja nicht bös', lieb Annerl," bat er und setzte leiser hinzu: „Morgen komm ich wieder."

Er fuhr zur Thüre hinaus, ließ sich die Mäntel und Tücher der Gesellschaft aufladen, nickte dem Ohm mit lachenden Augen zu und schritt den Reisenden voraus nach dem See.

„Ist ein Staatsbub', der Jäger!" gurgelte Ignaz ihm nach.

Ob auch Anna so von ihm dachte? Sie urtheilte vorläufig nur über sich selbst und zwar nicht günstig, während sie die verstreuten Kartoffeln wieder auflas. Nicht auf ihn, sondern auf sich selbst war sie wegen seines Ungestüms böse. Es mußte doch wohl in ihrem Benehmen gegen ihn etwas gelegen haben, das ihn so keck machte. Ihre Wangen glühten vor Scham und sie nahm sich vor, in Zukunft zurückhaltender gegen ihn zu sein.

Florian ruderte unterdessen vergnügt über den See, hatte er doch einen Vorwand, unter dem er Anna am nächsten Tage wiedersehen konnte, und er verglich sie bei sich mit den beiden Fräulein, welche auf der Bank hinter ihren Eltern im Kahn saßen. Es waren zarte Mädchen mit feinen, blassen Ge-

sichtern, und Florian dachte, wenn die jemand herzhaft anfasse, zerbrächen sie wie Glas. Sie gemahnten ihn an die Schönheiten seines Wachsfigurenkabinets. Da war sein Annerl doch ein anderes Madl, so schlank und doch so kernig, und ihre Wangen glühten und blühten von dem jungen Blut wie dunkle Rosen. Sein Annerl würde herzhaft gelacht haben, wenn der Kahn auch noch so stark geschaukelt hätte, und nicht so ängstlich das Gesicht verzogen haben, wie es die beiden Fräulein schon bei der geringsten Schwankung thaten. Und vollends die Mutter! Sie hatte anfangs bei jeder Seitenbewegung des Kahns laut aufgeschrien, und hielt den Arm ihres Mannes in fortwährender Todesfurcht umklammert. Diese Gebirgsseen seien so tückisch, hätte sie gehört, und es seien gewiß auch schon in dem Achensee Menschen ertrunken. Florian bestätigte es mit der größten Gemüthsruhe, und das eine Fräulein deklamirte:

„Es rast der See und will sein Opfer haben."

Die Mutter beschwor sie, nicht so schreckliche Verse zu citiren, während sie in dem gebrechlichen Fahrzeuge über der „unergründlichen Tiefe" schwebten.

„Zwei tausend neun hundert und acht Fuß tief, und außer dem Königsee der einzige von blauer Farbe

zu Tirol," sagte ihr Gemahl mit dem Selbstgefühl eines Mannes, der sich aus seinem Reisehandbuch wohl unterrichtet hat. Diese Kenntnisse ließ er noch des Weitern vor den Seinigen glänzen, indem er noch verschiedene Fragen that, welche Florian einfach zu bejahen hatte. Nach den Zuständen und Verhältnissen der Menschen, welche der großartig schönen Natur ringsum ihr tägliches Brod mühsam abrangen, fragte er nicht. Er reiste ja zur Erholung und Erheiterung, und er wußte, daß das Elend nur eine Erfindung neidischer oder ehrgeiziger Hetzer wäre. Die Armuth leugnete er nicht, aber sie gehörte zur poetischen Staffage dieser vollkommensten Welt. Diese biedern Landleute fühlten sich ganz glücklich und standen in schöner Harmonie zu der herrlichen Natur. Es ist der Lebensberuf dieser schlichten, bedürfnißlosen Tiroler zu singen und zu jodeln. Auch Florian sollte seinen Beruf erfüllen; aber er konnte nicht singen und mochte nicht mit einem Juchezer die feierliche Stille unterbrechen, welche der Abend über See und Gebirge breitete. Die Sonne war hinabgesunken, kein Lufthauch bewegte den tiefblauen See, auf welchem das Boot langsam gen Norden schwamm. Weich lag die Abendröthe auf den grünen Scheiteln

der Berge und darüber schwebten weiße Wölkchen mit allmälig erblassendem Goldsaum. Ein Schweigen sank auf das Boot, und unterdessen erstarb das Abendroth auf den Bergen. Rosig erglühten die schwebenden Wölkchen, und wie sie verdufteten, dämmerte am grünlichen Himmel das Horn des Mondes silberglänzend auf. Leise erhob sich die Nacht aus dem See, und die Mädchen im Kahn begannen zu singen. Allmälig anschwellend tönte der Gesang sehnsüchtig und feierlich über das Wasser und fesselte den Fuß des Mädchens, welches eben über die Brücke der Ache schritt. Sie stützte sich auf das Geländer und lauschte in die werdende Nacht hinaus. Es ist Eva. Sie versteht nicht die Worte, aber die Melodie ergreift ihr Herz.

Ach, wenn sie doch mit den Tönen hinziehen könnte in die Ferne, in die Weite! Sie kommt sich vor, wie ein gefangener Vogel; das Dasein, welches sie führt, engt sie ein und preßt ihr die Brust zusammen. Wo ist die goldene Freiheit hin, in der sie einst umherschwärmte? Wann sie am Morgen die Augen aufthut, bis sie ihr Abends vor Müdigkeit zufallen, muß sie im Hause schaffen und unzählige kleine Sorgen bohren ihr im Gehirn. Es fiel ihr alles unendlich viel schwerer als tausend anderen

Dirnen. Unstet und ungeduldig wie sie war, wollte ihr nichts recht gelingen, und der Großvater wurde mit den Jahren immer wortkarger und mürrischer. Freilich, das todte Liesl, welches mit ihm alt und grau geworden war, hatte ihn in seinen Gewohnheiten verhätschelt, und Eva verstieß fortwährend gegen dieselben, wußte sich nicht zu finden und lernte nichts, weil ihr überhaupt Sinn und Neigung für wirthschaftliche Thätigkeit gebrach. Es war ein Joch, dessen Druck sie doppelt schwer empfand, wenn sie ihm einmal auf eine Stunde entflohen war, und ihr grauste bei der Vorstellung, daß sie dieses Joch forttragen sollte, Tag für Tag, Jahr für Jahr. Und sie war so einsam, hatte keine Freundin, gegen die sie ihr volles Herz ausschütten, von der sie sich Raths erholen konnte. Auch Florian hatte sich nicht wieder blicken lassen seit dem Morgen auf der Kögelalp. Warum kam er nicht? Der Gedanke an ihn war in ihr und wie von dem See Strophe um Strophe des Liedes erklang, überkam sie das Gefühl ihrer Einsamkeit mit tiefem Weh.

Eva stand noch immer auf der Brücke, als der Gesang schon längst verstummt war. So traf Florian sie und sie erschrack, als sie plötzlich von ihm angeredet

wurde. „Das trifft sich ja prächtig, Eve,“ rief er fröhlich. „Jetzt komm mit ins Seehaus; ich zahl' eine Flasche.“

Sie schüttelte ablehnend den Kopf, und ihre vorherige Stimmung klang noch in der Weichheit des Tons nach, mit dem sie fragte: „Was ist Dir denn Gutes begegnet?

„Bist Du nichts Gutes?“ scherzte er und erzählte, daß er wider Willen ein Stück Geld verdient hätte, indem er Fremde von Buchau herübergerudert.

„Also in Buchau warst?“ fragte sie vorwurfsvoll. „In Buchau und zu mir, zum Großvater bist nicht gekommen? Er ist schon ganz bös auf Dich. Hast's doch versprochen gehabt.“

„Ja, schau,“ begann er verlegen; Eva unterbrach ihn aber lachend: „Freilich, hast Dich bei dem Annerl bedanken müssen. Komm, komm, wir wollen trinken! Das wird noch ein lustiger Abend.“

„Das soll wahr werden!“ bestätigte er, während sie nach dem Seehause gingen, und Eva sang:

„Warum sollt' i denn Durst leid'n,
Da wär' i a Narr,
Bin i lustig, so trink i,
Bin i traurig, schon gar.

Hab' zweierlei Flasch'n,
Is a jede von Glas,
Für Freud' ane, für Leid ane,
Haltet jede a Maß.

Steh i mit mei Diendl
Bald a so, bald a so,
So bleibt mir nix übrig
Als i trink alle zwo."

„Du kannst das Singen schon," äußerte Florian, „aber die beiden Diendlen, die ich über den See gefahren hab', könnens noch besser als Du."

Er zeigte ihr die Fremden links in der Herrenstube des Seehauses, während sie gegenüber in die Bauernstube gingen.

„Wie die kann ich freilich nicht singen," versetzte Eva nach einem flüchtigen Blick auf die Fräulein, „und sie können auch nicht singen wie ich. Wenn ich aber der liebe Gott wär', dann wollt' ich den beiden Stadtmadlen die bleichen Backen sauber roth anstreichen, daß sie nach was aussähen."

Florian folgte ihr lachend nach dem Muttergotteswinkel und bestellte Wein.

Eine Oellampe mit einem großen Blechschirm, welche an der Decke hing, erhellte nothdürftig die Stube, in der sich weiter keine Gäste befanden.

„Sollst leben!“ rief Florian, nachdem er die Gläser gefüllt hatte.

Eva aber sagte, ihr Glas noch zurückhaltend: „Das Annerl soll leben!“

Vergnügt leerte er sein Glas.

„Und jetzt mußt sie mir ganz genau beschreiben, das Annerl, wie sie ausschaut. Ist sie denn gar so hübsch geworden?“

Er liebte ja Anna, folglich war sie die Schönste auf der ganzen Erde. Er beschrieb sie, so gut er konnte, und das Herz ging ihm dabei immer weiter auf. Eva hatte den Kopf aufgestützt und schaute ihm voll in das Gesicht, über welches der Lampenschein dämmerte. Eine Art von Betäubung kam über sie, während er mit glänzenden Augen von Anna erzählte, um ihren vollen Mund schwebte ein träumerisches Lächeln.

„Pfüt Gott',“ grüßte eine dünne, hohe Stimme. Eva richtete ihre Augen auf den Eintretenden; aber es dauerte wohl eine Sekunde, bis es ihr bewußt wurde, das die lange, hagere Gestalt dem Sohn des Schullehrers gehörte. Nun rief sie wie verwundert: „Ist's denn schon Morgen, daß der Hahn kräht?“

Dann lachte sie und Florian stimmte ein.

Veit, welcher sich inzwischen dem Tische, an welchem Jene saßen, in der Absicht genähert hatte, um Florian die Hand zu reichen, fuhr zurück und sein gelbliches Gesicht wurde roth. Ueberall, wo er sich zeigte, klang ihm seit jener Nacht, in welcher ihn die übermüthigen Buben auf das Dach seines Vaters gesetzt hatten, der Spott darüber entgegen. Es hatte die Bursche ein zu köstlicher Spaß gedünkt, als daß sie ihn nicht hätten erzählen sollen, und wo man seiner ansichtig wurde, da rief es auch: „Veit, der Hahn! oder: Hahnenveit!“

Er hatte an dem warmen Abend ein Glas Bier in dem Seehause trinken wollen, denn in das Dorfwirthshaus wagte er sich nicht mehr. Nun flog ihm auch hier der Pfeil des Spottes entgegen, und da Florian sich nicht an die Freundschaftsbetheuerungen des damals von ihm Erlösten erinnern zu wollen schien, so wandte er sich ab und setzte sich in die dunkelste Ecke der Stube.

Eva stieß ihr Glas gegen das Florians und sagte: „Es ist alles gekommen, wie ich's gesehen und gesagt hab', und Du wirst das Annerl auf den Marienhof zurückführen, wo sie geboren ist.“

„Wenn's nur erst so weit wär'," seufzte Florian.

„Curios ist's aber doch," fuhr Eva mit einem Kopfschütteln fort. „Ich kann's mir gar nicht vorstellen, daß Du 'mal wirthen sollst, wie die Andern. Du hast kein Federlein an Dir vom Bauer."

„O, ich werd's schon können, weil's für das Annerl ist," entgegnete er zuversichtlich. „Meinst nicht, daß Einer aus Lieb' alles kann?"

„Wie soll ich das wissen?" fragte sie scharf.

„Ich meint' auch nur so," versetzte er.

Da schlug sie ein helles Lachen auf und rief: „Du mußt's ja wissen und ich will's Dir glauben. Aber schau, aus mir selbst möcht' ich's nimmer erfahren, denn heirathen thu' ich mein Lebtag nicht.

Im fließenden Wasser
Da schwimmen die Fisch,
Wie fein hat's a Diendl
Das ledig noch is!

Oder es müßt ein Reicher sein, daß ich mir Dienstleute halten könnt' und nicht den kleinen Finger zu rühren braucht'. Und jung und lustig müßt er auch sein."

„Ja, so Einen kannst Dir malen," lachte Florian.

„Wie so denn?“ fragte sie und sah ihm dabei tief in die Augen. „Meinst, ich könnt' einem solchen Burschen nicht gefallen?“

„Hübsch genug wärst schon dazu,“ meinte er, „besonders, wenn Dir das Haar immer so zerzaust um den Kopf fliegt.“

„Dazu hab' ich keine Zeit,“ zuckte sie die Schultern. „Nachher, wenn ich den Reichen am Bändel hab', will ich mich auch putzen.“

„Nein,“ entgegnete er, „das Annerl hat auch den ganzen Tag über zu schaffen und schaut doch immer so sauber aus, als käm's just aus dem Ei.“

Eva wurde bis unter das Stirnhaar roth. Der Vorwurf, den er ihr, wenn auch scherzend, machte, war gerecht. Sie gab nichts auf ihr Aeußeres.

Florian holte unterdessen sein Taschenmesser hervor und kritzelte mit dessen Spitze nicht ohne Geschick, eine komische Fratze auf die Tischplatte.

„So schaut Dein Zukünftiger aus,“ neckte er seine Gesellschafterin.

„O, Du garstiger Bub',“ lachte sie und zupfte ihn am Ohrläppchen. „Aber recht hast; so ein gemalter Bräutigam ist der beste: da kann man alle

Tag' einen andern haben, wenn man sich an dem alten satt geschaut hat."

Veit saß ganz still in seinem Winkel, ein Haufen unförmlichen Schattens. Vielleicht überlegte er, wie er Florian, dem er ja die heiligste Freundschaft zugeschworen hatte, vor Eva's Hexenkünsten bewahren könnte. Seine Augen hingen unausgesetzt an dem jungen Paar, und er strengte sein Gehör an, um ihr Gespräch zu belauschen. Er verstand jedoch nur einige Worte und vernahm ihr Lachen, auch sah er von Eva nur die Rückseite. Die Lampe beschien den rechten Arm, der mit dem Ellbogen auf dem Tisch ruhte, und rund und weiß aus dem kurzen Hemdärmel hervorkam. Weiß schimmerte das kleine Ohr unter dem blonden Haar, von dem das entfesselte Ende des einen Zopfes über dem Nacken herabhing, und in dem Licht wie ein goldener Busch aufglänzte. Veit sah das alles und folgte den geschwungenen Linien ihrer Rückseite in jeder Bewegung, die Eva machte, mit so aufmerksamen Augen, als ob er ein Maler gewesen wäre. Wenn er nur gewußt hätte, worüber die Beiden so angelegentlich zu verhandeln hatten, daß sie ihre Köpfe ganz nahe zusammensteckten, und worüber sie immer wieder lachten? Das Nach-

denken machte ihm warm und führte wiederholt den Bierkrug an seine trockenen Lippen. Er trank aber immer nur ein kleines Schlückchen; denn er liebte es, jeden Genuß, so viel wie möglich zu verlängern. Es mochte seine kluge Sparsamkeit daher auch wohl verdrießen, daß Florian und Eva des Weines nicht schonten. So oft Jene mit den Gläsern anstießen und tranken, zuckte es in seinen Mienen, und sein hageres Gesicht wurde röther und röther, je lustiger Jene wurden, je übermüthiger ihr Lachen erklang, je leuchtender Florians dunkle Augen wurden.

Die Flasche war leer. Florian hatte große Neigung, noch eine Halbe kommen zu lassen. Eva wehrte es ihm und sang:

„Der Mensch hat an Geist,
Hat der Schullehrer g'sagt,
Und daß der Wein au an hat,
Han i selber derfragt.
Und wann die zwa rauf'n,
Da hat's fast 'n Schein,
Als wann halt der Weingeist
Thät der stärkere sein."

Vor dem Hause wurde mit einer Peitsche geknallt. Der Wagen mit dem Gepäck der Reisenden, welche Florian über den See gerudert hatte, war angekommen.

„Aus ist der Schmaus!“ sagte Eva, indem sie aufstand. Florian folgte ihrem Beispiele und Beide gingen fort, ohne sich nach Veit umzuschauen. Begierig, die Kühle der thaufrischen Nacht einathmend, standen sie draußen eine Weile und schauten nach dem Monde, der über der Pertisau schwebte. Die neben ihr sich vordrängenden Berge warfen ihre Schatten über den See, der wie mattes Silber schimmerte. Kein Lufthauch kräuselte seine Fläche.

Eva lehnte sich leicht gegen den Arm Florians und faßte seine Hand. Hand in Hand gingen sie heim; beide waren still. Ihre Schatten gingen seitwärts vor ihnen her. Vor dem Marienhofe, dessen Muttergottesbild hell vom Monde beschienen wurde, bot Eva ihrem Begleiter gute Nacht. Das Wort kam weich und leise über ihre Lippen. Florian zog sie an sich. Sie blickte ihm einen Moment in die blitzenden Augen, und dann sagte sie: „Anna!“

Mit einem verlegenen Lachen ließ er sie los, und sie lief eine Weile fort, als ob sie verfolgt würde. Plötzlich blieb sie stehen und Thränen stürzten aus ihren Augen. Es war ein Weinen, kurz und heftig wie ein Gewitterschauer. Dann richtete sie sich straff

auf und ging weiter, und halblaut klang es von ihren Lippen:

„Es war einmal ein junger Knab',
Der liebt sein Mädchen achtzehn Jahr,
Achtzehn Jahr und noch viel mehr,
Die Liebe nahm kein Ende mehr.

Der Knab' mußt' fort in's fremde Land,
Derweil ward ihm sein Mädchen krank,
Die Mutter schrieb ein Brieflein zu:
Das Mädchen geht in die ewige Ruh.

Er packt wohl zusammen sein Hab und Gut,
Und reist zu seines Mädchens Ruh,
Und als er in das Hause kam,
Traf er die Mutter weinend an.

O Mutter, liebste Mutter mein,
Wie steht's mit Eurem Töchterlein?
O Gott, o Gott, mit ihr steht's schlecht,
Sie red't kein Wort bei Tag und Nächt.

Und als er in das Zimmer kam,
Da fing das Mädchen zu reden an,
O Schatz, wie bist Du daher kem'?
Jetzt muß ich von Dir Urlaub nehm'.

Er nahm sie wohl auf seinen Arm,
Sie wurd' schon kalt und nicht mehr warm.
O Gott, o Gott, leiht mir ein Licht,
Das Mädchen stirbt, daß's Niemand sicht.

Zwölf Knaben mit Gold und Silber, die muß ich haben,
Die mir mein Mädchen zur Erde begraben,
Zwölf junge Knaben sind schon bereit
In Gold und Silber und schwarzem Kleid.

Zwölf junge Mädchen muß ich haben,
Die mir mein Mädchen zur Erde begraben;
Zwölf junge Mädchen sind schon bereit
Mit Gold und Silber und weißem Kleid.

Es stund nicht an auf Jahr und Tag,
Die Lilie wuchs auf ihrem Grab,
Auf dieser Lilie stund's geschrieben:
Die Liebe ist bei Gott verblieben."

„Das ist ja ein trübselig Liedl, was Du da singst, und warst doch vorher so lustig," sagte Veit, der schon eine geraume Weile hinter ihr gegangen war, und trat an ihre Seite.

Eva erwachte wie aus einem Traum, ging aber schweigend weiter, nachdem sie den Sohn des Schullehrers erkannt hatte. Dieser hielt gleichen Schritt mit ihr und sagte: „Ist Dir denn Dein hübsches Schnauzerl auf einmal zugeklebt?"

„Red't da wer?" fragte sie und schaute wie suchend um sich.

„Ja, ich red' mit Dir, ich, der Veit Griffl."

„Das ist Keiner," versetzte sie trocken.

Er machte einen nicht sehr glücklichen Versuch über ihre Antwort zu lachen. Darauf besann er sich eines Andern und sagte: „Du hast Recht, der Veit Griffl, den Du gekannt hast, und der Dein Feind war, der ist längst todt!"

„Dann haben sie ihn wohl wie einen Hund begraben," versetzte Eva kühl, indem sie immer weiter ging. „Denn ich hab' die Kirchenglocken nicht läuten hören."

„Ja, ja," rief er eifrig, „jener Veit hat oft wie ein Hund an Dir gehandelt. Er hat Dich gehetzt und erschreckt, wo er konnte. Aber der ist längst todt, und glaub's mir, es hat mir längst leid gethan."

„Wohl seit sie Dich als Hahn auf das Schuldach gesetzt haben?" spottete Eva.

Der Ausfall verschloß ihm für einige Sekunden den Mund. Dann drängte er sich dichter an Eva's Seite und sagte: „Seitdem weiß ich, wie Einem zu Muth ist, den alle Leute hänseln und ausspotten, wo er sich blicken läßt. Aber der alte Veit war damals schon todt."

„Dann war's wohl Dein Geist, den damals die Nachtbuben auf's Dach gesetzt haben?" höhnte ihn Eva wieder. Dünn und lang genug dazu bist."

„Spott' nur," entgegnete er, „von Dir ertrag' ich alles. Und ich will Dir auch sagen, wer's war: es war der Veit Griffl, der Dich lieb hat wie's Leben."

Eva blieb stehen, stemmte beide Hände auf die Hüften und betrachtete ihn mit großen Augen. „Was? Du hast mich lieb?“ fragte sie gedehnt, „mich, den Wechselbalg, den Brandkopf, die rothe Nix'?“

„Ach,“ schmeichelte er, „das waren ja alles Kindereien und Dummheiten. „Bei unserem Heiland, ich hab' Dich lieb, Eve! Weißt, seit ich droben das spaßige Unglück gehabt hab', wo Du auf dem Baum saß'st und ich in den Bach fiel, da hab' ich angefangen, ein Anderer gegen Dich in meinem Herzen zu werden.“

„Und Du, der Hahnenveit, willst mich, die rothe Nixe, heirathen? Das ist zu lustig!“ Sie lachte hell auf.

„Kein Madl im ganzen Thal hat solch' schönes Goldhaar wie Du,“ schmeichelte er, die Antwort auf ihre Frage umgehend, und wollte ihre Hand fassen.

Sie zog dieselbe hastig mit den Worten zurück: „Und keine Spinn' im ganzen Thal hat so lange, dünne Beine wie Du.“

Sie wandte sich, um weiter zu gehen. Er drängte sich wieder an ihre Seite und bat: „Glaub's mir doch, daß ich Dich lieb hab', Eve! Ich muß immer an Dich denken, im Wachen und Schlafen.

Du hast's mir angethan. Ich hab' Dich so lieb, daß ich hinfallen könnt' und Dir die Füße küssen, Deine kleinen, weißen Füße."

„Also so verliebt bist in mich?" fragte Eva und sah ihn von der Seite an. „Das freut mich, jetzt weißt's an Dir selber, daß ich hexen kann. Jetzt knie' gleich daher und küß' mir die Füß'!"

„Das thu' ich mit tausend Freuden," betheuerte er und sein Gesicht glühte wie im Feuer. Aber — Du hast ja Schuh' an."

„Nu freilich, ich werd' doch nicht barfuß herumlaufen? Aber die Schuh' sind nicht größer als meine kleinen Füße. Da kniest her und machst Dein Wort wahr!"

Sie deutete auf die Landstraße, und Veit gehorchte. Wie er sich aber auf ihre Füße bückte, stieß sie ihn mit dem Gesicht in den Staub und wiederholte dies, indem sie rief: „Jetzt sollst wissen, wie lieb ich Dich hab': ein Molch ist mir nicht so zuwider wie Du!"

Gelassen ging sie weiter.

Er raffte sich auf, wischte sich mit dem Joppenärmel den Staub vom Gesicht und prustete und spuckte. Seine Liebe war jedoch in dem Staube

nicht erstickt, und er war bald wieder an Eva's Seite.

„Auch das hab' ich mir von Dir ruhig gefallen lassen," begann er und mußte wieder spucken.

Eva lachte.

„Denn es hat Dich Keiner so lieb wie ich," fuhr er erregt fort. „Keiner, Keiner, auch der Florian nicht, mit dem Du doch so schön thun kannst."

„Du!" drohte sie.

„Und Du sollst mir auch gut sein," zischte er.

„Jetzt hörst auf mit den Dummheiten," warnte sie.

„Es sind keine Dummheiten," betheuerte er. „Sei mir nur ein Bischen gut, Eve! Bin ich denn schlechter, als der Florian? Ja, gegen den kannst Augen machen, gegen den bist nicht spröd', der darf Dich küssen."

„Das ist gelogen," brauste Eva auf.

„Ich hab's vorhin gesehen," rief er, „und Du sollst mich auch lieb haben. Kein Madl ist so hübsch wie Du, bei Gott! Nur einen Kuß gieb mir, zum Zeichen, daß Du mir meine frühere Feindschaft vergiebst."

Er umfaßte sie und beugte sein gelbes, hageres Gesicht gegen sie.

Eine Ohrfeige klatschte sehr vernehmlich durch die Nacht.

Veit taumelte zurück und rieb sich mit einer kläglichen Miene die brennende Wange.

Eva lachte laut und ausgelassen.

„Wenn Du mich willst lieb'n,
Mußt früher aufstehn,
Mußt a Kreuz zwischen machen
Und kirchfahrten gehn!"

sang sie, indem sie ihren Weg fortsetzte.

Veit stand noch eine Weile und rieb sich die Backe. Er schnitt Florian, den er für seinen bevorzugten Nebenbuhler hielt, die erhaltene Ohrfeige ins Kerbholz. Mit Wuth gegen ihn im Herzen, und Rache brütend, schlich er nach Hause.

Eilftes Capitel.

Florian wird erkannt.

Es erging Florian am nächsten Abend wie denjenigen, die den noch nie erstiegenen Gipfel eines Berges erklimmen wollen. Alle Hindernisse scheinen überwunden, nur noch eine letzte Kraftanstrengung, und der so nahe liegende Gipfel ist erreicht. Plötzlich thut sich zwischen diesem und dem fröhlichen Steiger ein unvermutheter Abgrund auf. Ignaz Staudach empfing Florian mit einem Scherz über die Anziehungskraft seines Rothweins, und seine Frau, die in häuslichen Geschäften ab und zu ging, grüßte ihn wie einen alten Bekannten. Es gefiel ihr, daß er ihrem Manne das durch ihn verdiente Trinkgeld wieder zukommen ließ. Sie nahm es als einen Beweis seiner Dankbarkeit. Anna aber zeigte keine

Freude, ihn wieder zu sehen. Sie war so kühl und zurückhaltend, daß er ganz bestürzt war, und nachdem sie ihm den Wein gebracht, setzte sie sich mit einer Arbeit auf die Bank in der Nähe des Fensters, wo ihre Myrthe grünte, und öffnete nur den Mund, wann eine Frage bestimmt an sie gerichtet wurde. Er hatte in seiner ungeduldigen Sehnsucht nach ihr kaum das Feierabendgeläute erwarten können, und nun betrug sie sich gegen ihn, als ob er ihr völlig fremd wäre! Was war denn das? „Mit den Madlen kennt sich doch Keiner aus," murrte er bei sich, als ob er auf diesem Felde überhaupt schon welche Erfahrungen gemacht hätte. Noch schlechter wurde seine Stimmung, als einige Zeit nach ihm ein Bursche in die Wirthsstube kam, den Anna mit unverkennbarer Herzlichkeit willkommen hieß und ihm, ohne seine Bestellung abzuwarten, ein Glas Bier holte. Vater und Tochter nannte ihn Toni. Das ist eben kein seltener Name, und da Florian den Bruder seiner Stiefmutter nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte, so fiel ihm auch nicht ein, daß der neue Gast Anton Kreucher sein könnte. Er war es aber. In Florian regte sich die Eifersucht und sie gab ihm ein, daß eben nur Toni die Ursache von

Anna's zurückhaltendem Benehmen sein könnte. Toni setzte sich auf seinen gewohnten Platz, und es gehörte für ihn nicht viel Scharfsinn dazu, da er mit dem kleinen Abenteuer am Brunnen bekannt war, in Florian dessen Helden zu errathen. Er betrachtete deshalb diesen mit einer begreiflichen Aufmerksamkeit, ja sagar mit Mißtrauen, wie es Florian schien, dem seine Blicke gar nicht gefielen und der, durch sie gereizt, spitze Reden zu führen begann. Es wäre ihm nichts lieber gewesen, als wenn Toni die versteckte Herausforderung aufgenommen hätte. Dieser schien jedoch weder zu hören, noch zu verstehen und stachelte dadurch Florian noch mehr auf, der nicht bedachte, daß sein Benehmen Anna vollends gegen ihn einnehmen mußte, wenn sie wirklich eine Neigung zu Toni hegte. Es geschah aber keineswegs aus angeborener Friedfertigkeit, weshalb Toni einen Streit mit Florian zu vermeiden suchte. Er sah eben mehr oder tiefer als dieser, und es entging ihm nicht, daß Anna's braune Augen auf Florian ruhten, wann sie sich unbeachtet glaubte. Er hatte sie zu lieb, um ihr weh zu thun, und es bedurfte nicht der ängstlichen Spannung in ihren Mienen bei Florian's Ausfällen, um diese letzteren ruhig hinzunehmen. In seiner

Bescheidenheit und an Zurücksetzung gewöhnt, fand er es natürlich, daß Anna dem viel jüngeren, hübschen und lebhaften Burschen den Vorzug vor ihm gab, wenn auch sein Herz schmerzhaft darunter litt.

Florian war aus Eifersucht in einem Grade unliebenswürdig und albern, daß Anna ihn gar nicht wieder erkannte. Was konnte Toni ihm nur gethan haben, daß er so spitz und beißend und wieder so hochmüthig gegen ihn sich benahm? Der arme Toni, dem sie wie einem Bruder zugethan war, that ihr leid, und sie war ihm bei sich dankbar, daß er alles mit guter Miene hinnahm, um Zank und Streit zu vermeiden, die ihr noch mehr zuwider waren, als dem Vater, welcher gegen seine Gewohnheit zuhörte, ohne Florian's gefährlicher Laune einen Dämpfer aufzusetzen. Ja, Ignaz Staudach ließ bei mancher Bemerkung Florians', ein kurzes, fettes Lachen hören. Als es nicht mehr hell genug für ihre Arbeit war, verließ Anna ihren Platz am Fenster und setzte sich zu Toni. Sie wollte ihm dadurch ihre Dankbarkeit für seine Selbstbeherrschung beweisen und, um jede Feindseligkeit zu beschwichtigen, bat sie ihn, seine Cither zur Hand zu nehmen. Er war ihr gern zu Willen und sein Spiel lockte auch Frau Staudach in die

Stube. Florian fand aber in Anna's Benehmen nur einen weitern Beweis dafür, daß sie den Duckmäuser, wie er Toni bei sich schalt, lieber hatte als ihn. Sie wollte ihren Liebsten vor ihm glänzen lassen, und je mehr er Toni's Kunst anerkennen mußte, je wilder wurde er. Toni entlockte den Saiten eine schwermüthige Melodie, war ihm doch eben nicht leicht um das Herz, und Anna lauschte bewegt und ihre Augen wurden allmälig feucht. Wie konnte Florian zweifeln, daß sie den Spieler liebe? Ein heißer Schmerz drang mit den Tönen in seine Brust. Er biß die Zähne zusammen.

„Ja," grollte er, nachdem die letzten Klänge in der Dämmerung verzittert waren, „jetzt zeig' 'mal, ob Du ebenso viel Kraft in Deinen Fingern hast, wie Kunst? Ich wett' einen Gulden, daß ich Dich mit meinem kleinen Finger über den Strich zwing'."

Er nahm vom Schenktisch die Kreide, zog damit auf dem Fußboden einen Strich und stellte sich breit auf der einen Seite desselben hin. Toni sollte sich auf der andern Seite gegen ihn stemmen und mit dem kleinen Finger der rechten Hand den seinigen fassen. Wem es auf diese Weise gelang, den Andern

über den Strich zu ziehen, der sollte den Einsatz gewonnen haben.

Anna warf Florian einen unwilligen Blick zu Toni lehnte die Kraftprobe mit der Bemerkung ab: „Ich glaub's Dir schon, daß Du stärker bist als ich. Ich hab' keinen Gulden zu verwetten, und wenn Du mir den Finger zerbrichst, nachher kann ich nicht arbeiten.“

Florian stieg das Blut vollends zu Kopf, und schon öffnete er den Mund, um auf die Weigerung, die er für Feigheit hielt, mit einem Schimpf zu antworten, als Ignaz schnaufte: „Der Wein ist für Deinen Kindskopf doch zu stark. Annerl, hol' ihm ein Glas Wasser!“

Seine Frau aber rief: „Beweis' Du lieber, daß Du soviel Kunst als Kraft in Deinem Finger hast.“

Florian schaute betroffen um sich, und in der Stube war es einige Sekunden lang still. Toni hatte unterdessen sein Instrument wieder verwahrt, wünschte gute Nacht und ging.

Anna begab sich in die Küche, um Licht zu holen. Florian folgte ihr. Frau Staudach rief ihm zu, daß er dort nichts zu suchen hätte; allein er achtete dessen nicht.

„Um Jesu, Gotteswillen, Annerl," rief er mit einer Stimme, welche die Aufregung fast unverständlich machte, „ich bitt' Dich, sag's mir, ist der Mensch, der Toni, wirklich Dein Liebster?"

Anna antwortete nicht gleich. Sie langte eben das Feuerzeug von dem Balken des Rauchfangs über dem Herde herab. Dann sagte sie: „Du hast kein Recht, das zu fragen. Der Toni ist ein braver Mensch, und es war schlecht von Dir, daß Du ihn so gehänselt hast."

„Ja, ja, alles was Du willst," preßte Florian heraus. „Aber die Knochen im Leib' zerbrech' ich ihm, wenn er Dein Liebster ist."

Anna stieß einen kleinen Schrei aus.

„Beim ewigen Leben, Annerl, ist er Dein Liebster?" drängte Florian außer sich.

„Was kümmert's Dich?" gab sie zur Antwort, und wenn er nicht so aufgeregt gewesen wäre, so würde er ein Schwanken in ihrer Stimme vernommen haben. Fester setzte sie nach einer Sekunde hinzu, indem sie Stahl und Stein zusammenschlug: „Auf solche Fragen hab' ich keine Antwort; die thut ein fremder Bursch' einem Mädchen nicht."

„Fremd?“ rief er aus wogender Brust und faßte eins ihrer Handgelenke.

„Au, Du thust mir weh,“ klagte sie, und er ließ ihre Hand fahren.

„Annerl, wo bleibst denn?“ fragte in der Stube die Mutter.

„Der Zunder will nicht brennen,“ antwortete Ignaz trocken.

„Mag's darum sein, daß ich Dir fremd bin,“ stöhnte Florian. „Aber ich beschwör' Dich bei Deiner Seligkeit, sag' mir nur das eine Wörtlein, ich will ja nichts weiter von Dir, gar nichts, als das eine Wörtlein, Anna!“

Sie hatte unterdessen wieder Stahl und Stein zusammengeschlagen, aber mit zitternden Händen. Nun fiel ein Funken in dem schwarzen Zunder.

„Ich hab' gar keinen Liebsten!“ kam es ganz, ganz leise über Anna's Lippen, indem sie sich bückte und einen Schwefelfaden an den glimmenden Zunder hielt.

Ein schwaches blaues Flämmchen zuckte auf.

„Annerl!“ murmelte Florian, und plötzlich wandte er sich und ging in die Stube zurück.

„Brennt jetzt das Licht?“ fragte Ignaz und Florian lachte laut auf.

„Die frische Luft draußen wird Dir gut sein,“ meinte Frau Staudach verwundert über sein Wesen.

„Ich glaub's selber,“ lachte Florian. „Gute Nacht allesammt, gute Nacht, Annerl.“

Er rannte zur Thüre hinaus und auf der Gasse stieß er einen hellen Jauchzer aus.

„Na, wenn der nicht alleweil einen Rausch hat!“ kopfschüttelte Frau Staudach.

Bei seinem Kahn fand Florian zu seinem Erstaunen Toni stehen, und er rief übermüthig: „Willst wohl jetzt im Ernst mit mir raufen? Mir ist's Recht.“

„Nein raufen thu' ich nicht,“ versetzte Toni; „ich wollt' bloß wissen, wer Du eigentlich bist.“

„Hab' ich denn schon gefragt, wer Du bist?“ fragte Florian hochmüthig.

„Ich hab' keine Ursach', mit meinem Namen hinterm Berg zu halten,“ versetzte Jener ruhig. „Ich bin der Anton Kreucher.“

Florian prallte betroffen zurück.

Toni fuhr fort: „Glaub' schon ja nicht, daß ich Deine Trutzreden vorhin nicht verstanden hab', oder

mich vor Dir fürcht'. Dem Annerl zu lieb bin ich still gewesen. Aber jetzt kommst mir nicht aus. Wie ich gehört hab', daß der Bursch', den das Annerl am Brunnen gefunden hat, sich Florian Jäger nennt und aus Oberau daheim sei, da hab' ich nachgefragt bei Einem, der alle Leut' in Achenkirchen, Ober- und Unterau kennt. Der Griesinger war's, der wohl an die zwanzig Jahr Großknecht auf dem Marienhof gewesen ist. Der hat mir gesagt, daß es keine Jägers in Oberau giebt."

„Und was geht's Dich an, ob ich der Florian Jäger aus Oberau bin, oder nicht?" trotzte Florian.

„Was es mich angeht, das will ich Dir schon sagen," antwortete Toni durch seinen Trotz erregt. „Du hast Dich unter einem falschen Namen bei den Staudachs eingeschlichen, das ist schlecht von Dir, und ich leid's nimmer, daß Du das Annerl betrügst. Nimmer leid' ich's, dazu bin ich dem Diendl zu gut, verstehst?"

Florian war es übel zu Muth. Er fühlte, daß Anna für ihn verloren war, wenn Toni ihren Eltern verrieth, daß er ein Betrüger war. Und wie sollte er ihn hindern, sich auf diese Weise des Nebenbuhlers zu entledigen? Aber Toni hatte nur die Angabe

Griesingers für sich, und in seiner Verlegenheit rief er: „Der Griesinger ist längst fort von Achenkirchen; er weiß den Teixel was für Namen die Leut' in Oberau führen."

Toni sah ihm fest in die Augen und sagte langsam: „Ich weiß Einen, der Florian heißt. Es ist mir erst heut' eingefallen, wo ich Dich gesehen hab', daß Du derselbigte sein mußt. Ich hab' alles überdacht und es stimmt alles, Du kannst kein Anderer sein, als meiner Schwester Stiefsohn, der Florian Staudach."

Der Schreck machte Florian stumm.

„Du bist's" rief Jener mit Nachdruck. „Es paßt alles auf Dich, was ich von Deinen eigenen Leuten und meiner Muhm' in Achenkirchen früher von Dir gehört hab', und auch die Zeit, wo Dich das Annerl am Brunnen gefunden hat', stimmt mit Deiner Heimkehr von den Jesuiten."

„Wenn's denn errathen hast," begann Florian mit unsicherer Stimme, und mit Entschlossenheit fuhr er fort: „Na ja, ich bin der Florian Staudach. Aber von Betrügen kann keine Red' nicht sein. Ich hab's nie gewollt und will's nicht. Ich hab' das Annerl so lieb wie Du, und wenn Du sie und mich unglück-

lich machen willst, dann geh' hin und erzähl' ihr, wer ich bin. Gewinnen thust aber nichts dabei; denn daß Dich das Annerl nicht liebt, daß weiß ich."

Toni seufzte und dumpf sagte er: „Ob ich was dabei gewinn' oder nicht, das ist meine Sach'. Ich bleib' dabei: wenn Du ein ehrlicher Bursch' wärst, dann hättest Du Dir keinen falschen Namen gegeben."

„Aber ich mein's ehrlich," betheuerte Florian mit einem Schwur. „Ich will Dir alles erzählen, wie's gekommen ist."

„Das braucht's nicht," wehrte Toni ab. „Da ich weiß, wer Du bist, kann ich's mir schon zurechtlegen. Aber wenn Du nichts Schlechtes im Sinne gehabt hast, dann bist falsch aus Feigheit gewesen."

Florian brauste auf.

„Ich nenn's beim rechten Namen," unterbrach ihn der Andere. „Wenn Du das Annerl so lieb hättest wie ich, es wär' Dir nie eingefallen, sie und ihre Leute hinter's Licht zu führen. Und ein End' muß das jetzt haben. Sie wird mich vielleicht noch weniger lieb haben als jetzt, wenn ich ihr sag', wer Du bist, aber ich thu's. Sie soll mich nachher nicht verklagen, daß ich um Deine Faschheit gewußt hab'

und hätt' doch das Maul nicht gegen sie aufgethan. Noch ist's Zeit; denn noch kann Dich das Annerl nicht so fest in's Herz geschlossen haben, daß sie nicht mehr von Dir lassen könnt'."

„Ja, schau," versetzte Florian feurig, „ich weiß bloß, daß ich sie unmenschlich lieb hab', und wenn Du meinst, daß sie mich auch ein Bißl lieb hat — ich bitt' Dich, verrath mich nicht."

Er wiederholte, daß er es durchaus ehrlich meine; daß er aber kein anderes Mittel, als den falschen Namen gewußt habe, um sich Anna zu nähern, und daß er nichts sehnlicher wünsche, als ihr gestehen zu können, wer er sei. Toni möchte ihm dazu nur noch eine kleine Frist lassen. Dessen Kopfschütteln nicht achtend, sprach er mit Zuversicht davon, daß es ihm gelingen würde, den Zwiespalt zwischen Anna's Eltern und seinem Vater auszugleichen, und er schloß: „Das Annerl wird's mir ja schon gern verzeihen, daß ich der Florian Staudach bin. Denn ich bin doch bloß aus Lieb' zu ihr ein Bißl falsch gewesen, und sie wird's Dir danken, daß Du unserem Glück nicht im Weg gestanden bist."

Wieder rang sich ein Seufzer aus des armen Toni Brust. Wie den Florian, so hatten ihn Anna's

Augen nie angeschaut und seine Liebe zu ihr war zu uneigennützig, um ihrem Glücke hinderlich sein zu wollen. Für ihn gab es kein Glück auf Erden! Mit einer Stimme, deren Beben den herben Schmerz dieser Erkenntniß verrieth, gab er endlich Florian's Bitten nach.

Dieser wollte ihm in der Freude seines Herzens die Hand schütteln. Toni hielt jedoch die seinige zurück und sagte: „Die Hand kriegst nicht eher, als bis Du Dein Wort gehalten hast. Das aber magst wissen: was Du dem Annerl thust, im Schlechten oder im Guten, das ist, als ob Du's mir gethan hast, und ich werd's Dir vergelten, wie Du's verdienst.“

„Ja, das nehm' ich an,“ rief Florian, indem er den Kahn vom Ufer schob und hinein sprang.

Toni ging langsam und gesenkten Hauptes dem Dorfe zu. Tief traurig begrub er, nicht seine Liebe zu Anna, sondern die Frühlingshoffnungen, die im Verkehr mit ihr sein freudloses Dasein zu verschönen begonnen hatten. Dann dachte er voll Sorge an Anna's Zukunft. Er wußte von Frau Ursula, wie sehr seine Schwester ihrem Stiefsohn abgeneigt war, und wie schlecht sie mit ihrem Manne lebte. Konnte

Anna unter dem Dache einer solchen Schwiegermutter glücklich sein?

Unterdessen saß Anna, nachdem sie das Licht in die Stube getragen, auf der Schwelle der Hofthüre die Arme in ihre Schürze gewickelt. Wie ein silbernes Boot schwamm der Mond in dem tiefblauen, sternenglitzernden Aether. Der Nachtwind raunte und flüsterte in den Obstbäumen, deren Kronen im Mondlicht sich wiegten, und es raunte, flüsterte und rauschte in der Seele des jungen Mädchens. Die Frage, welche Florian in der Küche so leidenschaftlich an sie gestellt, hatte ihr das Räthsel seines seltsamen Benehmens gelöst; aber sie erschrack vor dem Gefühl, welches er zu ihr hegte. Nicht, daß sie eine Abneigung gegen ihn empfunden hätte, im Gegentheil, sein frisches, keckes Wesen gefiel ihr, wenn sie auch dessen Ueberschäumen nicht billigen konnte. Es beängstigte sie ein Unbekanntes, Namenloses, das er in ihr aufgestört hatte. Es machte sie unruhig und beklemmte ihr Herz, wie die Drohung eines Unglücks. Das Blut pochte in ihren Schläfen und Schauer überrieselten sie. Ach, was war es nur? Sie schaute zum Monde auf, als ob er ihr Antwort geben könnte, und dabei überkam sie ein Gefühl der Scham vor

sich selbst, und sie barg das erglühende Gesicht in den Handflächen. Dann sprang sie auf, lief auf ihre Kammer und fiel vor dem Bilde ihrer Schutzpatronin auf die Kniee und betete inbrünstig, daß sie ihr Herz vor sündigen Gedanken bewahren möge. Aber den Frieden fand sie nicht wieder und sie konnte lange nicht einschlafen.

In dieser Nacht streifte ihre Seele die letzten Schläubchen und Hülsenreste der Kinderjahre von sich ab, und als sich Florian am nächsten Abend einfand, klopfte zwar ihr Herz stärker als gewöhnlich, aber es war gegen ihn gewappnet mit dem Stolz der Jungfräulichkeit, der ihr ganzes Wesen wie mit einer blendenden Lichtwelle umfloß. Florian staunte, wie wunderhübsch sie heute war; aber er wagte nicht, seinen gewohnten Ton gegen sie anzuschlagen. Er dachte mit Beschämung an sein gestriges Betragen und war fast schüchtern. Sein sorglos hinaussprudelndes Wesen wogte gleichsam nach innen zurück, und er wußte nicht wie es kam, aber er fing von den Bildwerken an zu erzählen, die er in den Kirchen Innsbrucks gesehen hatte: von den Heiligenbildern und den gewaltigen Bronzestatuen, welche den herrlichen Sarkophag des Kaisers Maximilian in der

Franziskanerkirche umstehen. Seine Augen leuchteten wie er die Kunstwerke beschrieb und Alle hörten ihm aufmerksam zu. Anna hatte die Nähterei, mit der sie beschäftigt war, in den Schooß sinken lassen, und um ihre blühenden Lippen spielte ein sinniges Lächeln. „Ach, wer doch auch so was machen könnt'," seufzte er: „Es muß gar schön sein!"

Frau Staudach schüttelte zu diesem absonderlichen Wunsche den Kopf, und ihr Mann meinte, Florian müsse sich das alles sehr genau angeschaut haben, daß er es so gut beschreiben könnte.

„Das hab' ich schon," bestätigte Florian, „aber ich hab' all' die Zeit nicht mehr daran gedacht. Jetzt seh' ich wieder alles, als ob es vor mir ständ', und ich wollt', ich könnt's Dir zeigen, Annerl!"

Sie nickte und er rief: „Und dann ist noch was Schönes in der Franziskanerkirche, gleich links, wenn Einer hineinkommt. Das ist der Andreas Hofer, ganz von weißem Stein, von tiroler Marmor, ganz als ob er leibt und lebt. Das ist prächtig."

„Ja, den möcht' ich wohl sehen," äußerte Ignaz. „Mein Vater selig hat auch unter ihm gefochten."

Er erzählte von jener Kriegszeit, wie schrecklich die Baiern damals in Tirol gehaust hätten und wie

anders sich sein eigenes Leben wohl ohne den frühen Tod seines Vaters und die wüste Zeit gestaltet haben würde.

Florian hatte sich noch nie so glücklich gefühlt, wie heute. Er war in der Absicht gekommen, Anna's Herz im Sturm zu nehmen, und auf der Heimfahrt dachte er nicht einmal daran, daß er die Vortheile, welche er gestern errungen, heute wieder verloren hatte. Anna wiederholte sich auf ihrer Kammer, während sie sich im Mondschein zur Nachtruhe bereitete, was Florian von den Bildwerken erzählt hatte, und sie wußte nicht, daß ihre Augen beim Abschiede mit einem tieferen Blick als sonst auf ihm geruht hatten, während sich doch ihr Herz gegen die Macht der Liebe sträubte.

Ignaz meinte, Florian sei doch nicht ganz der Strudelkopf und Sausewind, wofür er ihn bisher gehalten habe. Seine Frau stimmte ihm bei, obgleich sie nicht begriff, wie jemand über ein Heiligenbild oder eine steinerne Figur so in's Feuer gerathen könnte, ja wenn es eine seltene große Kartoffel, oder eine überreiche Kornähre gewesen wäre! — Sie war eben eine durchaus praktische Frau. Ihr Mann lachte zu ihrer Bemerkung, und beide nahmen es als

selbstverständlich hin, daß Florian, nachdem er die beiden Flaschen Wein, welche er bei Ignaz zu gut, Halbe für Halbe abgetrunken hatte, auch die folgenden Abende, mit Ausnahme des Sonntags, zu seinem Schoppen nach Buchau kam. Anna's Mutter hegte keinen Argwohn, daß ihn etwas Anderes als das gute Getränk ihres Mannes herüberlockte, und wenn es ihr auch nicht entging, daß ihre Tochter ihm wohlgefiel, nun sie gefiel ja Manchem, und Florian war ja noch viel zu jung, um an das Heirathen zu denken. Sie mochte den hübschen Burschen wohl leiden, der auf sie den Eindruck eines verzogenen Muttersöhnchens machte, und er ließ es sich auch angelegen sein, sie für sich günstig zu stimmen.

Anna wäre lieber gestorben, als daß sie ihm verrathen hätte, wie auch sie ihn gern sah, und in seiner Abwesenheit kam sein Name nie über ihre Lippen. Sie war nicht unfreundlich oder prüde gegen ihn, jedoch in einer Weise zurückhaltend, die ihm Respect einflößte, ohne seine Liebe zu vermindern. Im Gegentheil, sie vertiefte und veredelte sein Gefühl für sie, und er hätte jetzt zu Eva von seiner Liebe nicht mehr reden können. Er suchte diese auch nicht auf; er schämte sich des Kusses, den er ihr ge=

geben hatte. Den alten Mayr hatte er eines Tages auf der Gasse getroffen und begrüßt. An das Unrecht aber, daß er gegen Anna beging, indem er fortfuhr, unter falschem Namen um ihre Liebe zu werben, dachte er nicht, wenigstens nicht, wann er bei ihr war. Wie es in seinem Charakter lag, sich immer voll an die Gegenwart hinzugeben, so füllte ihn das Glück, ihr in das liebe Gesicht zu sehen, ihre sanfte Stimme zu hören, dann so ganz aus, daß er alles Uebrige vergaß. Auch lag, ihr freilich unbewußt, in ihren Augen, in dem Klang ihrer Stimme, in ihrem ganzen Wesen, trotz ihrer Zurückhaltung, ein Etwas, das in ihm die Ahnung einer unerwiderten Neigung nicht aufkommen ließ. So blieb sein Gewissen ruhig, wenn ihm hinterher sein Versprechen einfiel, welches er Toni gegeben hatte. Er sah kein Wölkchen an dem Himmel seines Glücks; es schien sich alles von selbst nach seinen Wünschen zu geben und zu fügen.

Toni ließ sich übrigens seit seiner Begegnung mit ihm in dem Wirthshause nicht mehr blicken. Alle vermißten ihn, am meisten die Mutter, der er so oft bei der Feldarbeit hülfreiche Hand geleistet hatte, und sie richtete mitunter ihre Augen nachdenklich auf seine Cither, die verstäubt auf dem Ofenrande stand.

Zwölftes Capitel.

Der Fuchs im Eisen.

Aloys fragte seinen Sohn nicht, wo und wie er seine Abende zubrachte. Er war ja auch, als er in dessen Alter gewesen, seinen eigenen Weg gegangen und freute sich, daß Florian ihm nachartete. Auch in der Wirthschaft ließ sich Florian immer besser an. Hatte der Vater sich schließlich darin gefügt, seiner Neigung zum Jägerstande weiter kein Hinderniß in den Weg zu legen, wenn er nur die verloren geglaubte Liebe seines Sohnes und diesen selbst durch das Opfer zurückgewann, so wäre ihm dasselbe doch sehr schwer geworden, nun Florian wieder zu Hause war. Nachdem er sich an dem Tage von dessen Rückkehr, als er ihm den Stutzen geschenkt, überzeugt hatte, daß der alte Wunsch in Florian noch immer

lebendig war, hatte er mit geheimem Bangen den Augenblick erwartet, wo der Sohn ernstlich an ihn die Forderung stellen würde, ihn seiner Neigung folgen zu lassen. Um so froher war er daher, als Florian, von seiner Liebe zu Anna beseelt, einen wachsenden Eifer bei den ländlichen Arbeiten bewies und eine Laune, die alle Andern ansteckte. Wo er dabei war auf dem Felde, da ging es lustig zu, auch flink, und Aloys ertappte sich zuweilen, nicht bloß auf dem Gedanken an den Tag, wo sein Sohn dereinst eine junge Frau auf den Hof führen würde, sondern auch auf einer Musterung der Mädchen, unter denen Florian wohl wählen könnte. Er wäre jetzt ganz glücklich gewesen, wenn nicht das Kreuz, welches er sich in Veronika aufgeladen, ihn bis zur Unerträglichkeit gedrückt hätte. Ihm grauste vor allen Dingen vor dem Haß, den sie gegen Florian hegte. Auf Frieden, geschweige denn auf Glück, war nicht zu hoffen, so lange sie im Hause war und er wollte sich das Leben nicht länger von ihr vergällen lassen. Sie selbst mußte einsehen, daß es für alle Theile das Beste war, wenn man sich trennte. Es reifte ein bestimmter Entschluß in ihm, und er wartete nur noch den Bescheid ab, welchen Beck aus Innsbruck

bringen würde, um alles wo möglich in Güte zu ordnen. Dann wollte er auch mit dem Schreiber Abrechnung halten, und ihn ein für alle Male abfinden. Er wollte ihn schon zwingen, das gestohlene Testament herauszugeben. Das Schriftstück, welches Veronika für den Fall, daß Florian die Gelübde ablegte, zur Universalerbin einsetzte, hatte er zurückgefordert und zerrissen, gleich nachdem Florian nach Hause gekommen war. Veronika hatte es ohne Sträuben herausgegeben, denn es war ja jetzt werthlos.

Auch sie fragte nicht, wohin Florian eilte, sobald er sein Abendbrod mit auffälliger Hast verzehrt hatte. Sie brauchte nicht zu fragen, denn sie wußte es. Der Schluß seines Fluchtberichts hatte sie ja davon in Kenntniß gesetzt, daß und wie er mit Anna bekannt geworden war. Zu ihr also ging er und hätte sie daran gezweifelt, so würde ihr die gelegentliche Frage Griffl's, wohin Florian alle Abend über den See führe? Gewißheit gegeben haben. Der wachsame Veit hatte die Fahrten ausspionirt und sich hinter den Vater gesteckt, um deren Ziel und Zweck zu erfahren. Er erfuhr aber nichts; Veronika zuckte die Achseln gegen den Alten.

Kam die Verbindung zwischen Florian und

Anna, die ja von den Buchauern, ebenso wie von ihrem Manne lebhaft gewünscht werden mußte, zu Stande, so hatte sie alle die Jahre hindurch vergebens gesonnen und geplant, geheuchelt, gelogen und intriguirt. Nein, der Hof, das Vermögen mußte ihrem Kinde, die Verbindung hintertrieben werden. Ihre Liebe zu Benedicta, ihr Schuldbewußtsein gegen diese, Haß und Rachsucht gegen Aloys und Florian spornten sie gleich stark an. Im ersten Augenblicke erschien ihr nichts leichter, als ein Liebespaar auseinander zu sprengen; wie sie aber reiflicher nachdachte, thürmten sich immer größere Schwierigkeiten vor ihr auf. Sie kannte die Staudachs in Buchau zu wenig, kaum mehr als von Ansehen, um mit sicherem Griff das Mittel der Einwirkung auf sie zu finden. Auf eine feindliche Gesinnung, die sie bei ihnen gegen ihren Mann wohl voraussetzen durfte, war nicht zu bauen, weil sie sonst Florians fortdauernde Besuche schwerlich geduldet haben würden. Sollte sie einen namenlosen Brief an Ignaz Staudach oder dessen Frau schreiben lassen, worin ihnen die Gerüchte mitgetheilt wurden, welche über Florians Flucht von den Jesuiten im Schwange waren? Meister Griffl war ihr zu ergeben, um nicht seine Feder da-

zu herzugeben. Aber indem sie von sich auf die Buchauer schloß, verwarf sie dieses Mittel. Denn was konnte bei jenen die Verleumdung und Warnung gegen die Vortheile wiegen, welche ihnen die Heirath bot? Das Glück ihres Kindes kam bei ihnen sicher eben so wenig in Frage, wie sie selbst das Benedicta's berücksichtigt haben würde, wenn sie über deren Hand einmal verfügt hätte. Die Vorstellung, daß das Band, welches sie zerreißen wollte, sich mit jedem Tage fester knüpfte, der ihr in resultatlosem Brüten verrann, machte sie ungeduldiger, ingrimmiger, wilder.

Warum bekam das Boot, in welchem Florian allabendlich über den See fuhr, nicht einen Leck? Warum ertrank er nicht? Ach, wenn er todt war, dann war alles gut. Der Gedanke wühlte und bohrte sich in ihr Gehirn ein. Er bohrte und wühlte fort und fort, und dabei lag sie wie gewöhnlich ihren Geschäften ob, und Niemand ahnte die Arbeit des Mordgedankens hinter ihrer schmalen, niedrigen Stirn, in den grauen, stählernen Augen. Der See wollte Florian nicht; aber er konnte sich den Tod trinken oder essen. Sie wußte, daß es im Gebirg Leute gab, welche Arsenik aßen, um beim Steigen leichter athmen zu können, oder um sich ein blühenderes Aus-

sehen zu geben. Ein Körnchen mehr, und das rosige Leben erblaßte und erlosch. Aber sie hatte gehört, daß man in dem Magen der Leute, welche auf diese Weise gestorben waren, das Gift gefunden habe, und sie schreckte vor der Entdeckung zurück. Die Entdeckung schreckte sie, wie bei dem Mordgedanken des Johannes Schwarz; nicht die That. Da durchblitzte es sie: wer würde auf ein Weib den Verdacht der Thäterschaft werfen, wenn man Florian eines Morgens am Ufer oder in seinem Kahn todt fände — erschossen? Ein Weib konnte das nicht verübt haben; es war die That eines Nebenbuhlers. Sie konnte dem heimkehrenden Florian im Gebüsch an der Mündung der Ache auflauern, oder, besser noch, sie schlich sich im Gebirge hinter dem Seehause fort und legte sich dort in den Hinterhalt. Ein Stutzen ließ sich leicht unter einem Mantel oder einer Joppe verbergen, und unmittelbar hinter dem Gehöft führte ja ein Steg über die Ache und durch ein hoch in Halmen stehendes Kornfeld nach dem bewaldeten Thalrande. Sie konnte Florians eigenes Gewehr nehmen, welches sie auf dem Schießstande erprobt hatte. Aber sie entsann sich, daß in der Stube von ihres Mannes Vater ein viel kürzerer Stutzen hing, wie ihn wohl die Wilderer

führten. Barthel Staudach mochte ihn in seiner Jugend auch kaum zum Scheibenschießen gebraucht haben.

Konnte es jedoch ihren tiefen Haß befriedigen, wenn Florian mitten im Glück, die Lippen noch feucht von Anna's Küssen, plötzlich dahin gerafft wurde? Nein, so wohl sollte es ihm nicht werden! Und der Haß, den sie gegen ihn hegte, übertrug sich auch zum Theil auf Anna, die ihrer Benedicta das Erbe zu rauben drohte. Sie hatte in ihrer Jugend einmal gehört, daß man Menschen langsam tödten könnte, indem man deren Wachsbildern eine Nadel allmälig in die Brust stach. Die weise Frau in Achenkirchen mußte wissen, ob es sich damit wirklich so verhielt; sie wollte sie fragen. Wie Florian sie Jahre hindurch gequält hatte, so sollte er langsam unter ihren Nadelstichen hinsterben, und diese Stiche, sie trafen zugleich das Herz seines Vaters und Anna's.

Ist ein Gehirn, welches eine solche Rache aushecken kann, noch zurechnungsfähig? Wo ist die Grenze zwischen Wahnsinn und Verbrechen? Es giebt keine bestimmbare!

Mit dem unbeweglichen Gesicht einer Sphinx über ihren wilden Gedanken brütend, saß sie eines

Nachmittags allein in der Stube. Es war ein heißer Tag, aber sie hatte die Fensterläden nicht geschlossen, und die Sonne warf ihre Gluthstrahlen voll in die Stube. Veronika empfand nichts davon. Jakob Beck störte sie auf. Sein aufgedunsenes Gesicht glühte vor Erhitzung, und wenn es rothe Frösche gäbe, wie es gesottene Krebse giebt, so hätte man ihn mit einem solchen vergleichen können.

„Uf, uf, pfüt Gott, schöne Bäuerin," schnaufte er und zog ein roth, gelb und weißgetüpfeltes Tuch hervor, um sich den Schweiß abzutrocknen. „Und allein?" fuhr er fort. „Ach, Vreneli, Ihr seid doch in Wirklichkeit noch tausendmal hübscher, als ich Euch alle die Tage in meinen Gedanken geschaut hab'."

„Laßt die Narrenspossen," entgegnete sie mit harter Stimme. „Dort, setzt Euch auf die Bank und erzählt, was Ihr ausgerichtet habt."

„Seid nicht so grausam, Vreneli, und gebt mir wenigstens eine Hand," bat er. „Was ich bringe ist mehr werth, und ich weiß, Ihr gebt mir nachher mit Freuden einen Kuß dafür."

Sie reichte ihm zögernd die Linke, welche er mit seinen beiden Händen hastig ergriff. Aber fast be-

troffen schaute er ihr in das Gesicht. Ihre Hand war so kalt wie Eis.

„Seid Ihr krank?" fragte er.

„Ja, vor Ungeduld über Eure Dummheiten," versetzte sie rauh. „Ich sollt' meinen, ich weiß, was dahinter steckt."

„Nein, das wißt Ihr nicht," betheuerte er. „Ich werde es Euch beweisen, wie ich immer an Euch denk', Vreneli, und für Euch thätig bin."

Sie zuckte die Schultern.

Er schob sich einen Stuhl zu ihr heran und sagte: „Es sind doch gar prächtige Leute, diese Jesuiten. Es ist alles in Ordnung. Anfangs freilich wollte der Pater Gury weder von dem Pfarrer in Eben etwas wissen, noch von der Hypothek. Wie er aber sah daß er Einen vor sich hatte, der sich nichts vormachen läßt, da kam er hervor wie der Fuchs aus dem Loch, wenn die Luft rein ist. Ja, ja, Vreneli, der Pater versteht sich auf Menschen. Kurz und gut also, die Hypothek bleibt ruhig auf dem Marienhofe stehen."

„Und was verlangt er dafür?" fragte Veronika, welche ihm mit verschränkten Armen zugehört hatte.

„Ihr könnt's schon denken! Die Herausgabe

der Briefe, welche der Florian von Innsbruck nach Hauſ' geſchrieben haben ſoll."

„Weiter nichts?" fragte ſie mit einem durchdringenden Blick.

Der Schreiber rieb ſich mit einem Lachen die Hände und rief: „Ja, ja, Ihr ſeid eine Frau! Das hab' ich auch dem Pater Gury geſagt. Wir drei, Ihr, ich und er, wenn wir feſt zuſammen ſtehen, ſetzen alles durch. Allerdings war den ehrwürdigen Herren daran gelegen, ihre Briefe wieder zurückzukriegen; aber die Kündigung der Hypothek ſcheint doch mehr ein Schreckſchuß geweſen zu ſein, um Euch daran zu erinnern, daß ſie noch am Leben ſind, und um Eurem Mann zu verſtehen zu geben, daß mit ihnen nicht gut Kirſchen eſſen iſt. Sie haben eben den Burſchen, den Florian in ihr Herz geſchloſſen, daß ſie gar nicht von ihm laſſen können."

„Alſo, was verlangen ſie noch?" fragte Veronika mit einem kaum merklichen Zucken der Unterlippe.

Der Schreiber machte ein verſchmitztes Geſicht, warf dann einen prüfenden Blick nach der geſchloſſenen Thüre und ſeinen Stuhl noch näher an den Veronika's rückend, zog er aus der Bruſttaſche ein werthvolles Crucifix. Es war von Ebenholz mit Goldverzierungen

und Edelsteinen an den Balkenecken. Der Leib Christi, ein Kunstwerk, war von Silber; die Dornenkrone, das Lendentuch, die Nägel vergoldet. Die Brust Veronika's hob sich. Das Kreuz gemahnte sie an den schrecklichen Schwur, welchen der Pater Gury ihr abgezwungen hatte.

„Das Crucifix versteckt Ihr unter dem Florian seinen Sachen," flüsterte Beck. „Alles Uebrige macht sich nachher von selbst. Bei dem, was die Leute von Florian glauben, wird sich Keiner wundern, wenn das Kreuz da unter seinen Sachen gefunden wird, und Eurem Mann gönnt Ihr's gewiß, daß sein Herzblättchen öffentlich als Dieb gebrandmarkt wird."

Die grauen Augen Veronika's blitzten in wilder Freude auf und das Blut schoß ihr in die Stirn. Das Mittel war gefunden, um Florian und Anna für immer zu trennen.

„Aber wozu braucht's das Kreuz?" fragte sie nach einer Weile. „Der Bub' hat ja noch den Einbruch in dem Weinkeller auf dem Kerbholz."

„Das ist wohl wahr," erklärte ihr der Schreiber, „aber der Pater Rector hat damals die Sache vertuscht, weil es ja dem Florian nicht gelungen war, sich aus dem Staub' zu machen. Jetzt wird der

ehrwürdige Herr bedauern, auf diese alte Geschichte zurückkommen zu müssen, da wohl kein Anderer als Florian den kostbaren Christ, den man erst jetzt vermisse, habe mitgehen heißen. Auf diese Weise werdet Ihr den Buben los und hat Staudach ihn enterben wollen, weil er ein Missionär hat werden wollen, den Dieb reißt er gewiß aus seinem Herzen und wendet Euch alles zu."

Veronika schüttelte nach kurzem Nachdenken den Kopf und sagte kühl: „Ich kenn' meinen Mann besser wie Ihr. Er glaubt's nimmer, daß sein Bub' gestohlen hat."

„Mag er glauben, was er will, das ist ganz gleich," entgegnete Beck. „Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß der Bub' nicht mehr hierher zurückkehren wird, wenn er erst im Gefängniß ist. Der Pater Gurth wird sich seiner annehmen, sobald er hinter Schloß und Riegel ist, und es müßt' mit dem Bösen zugehen, wenn Florian es in seiner Verzweiflung nicht für ein großes Glück hält, seine Schande in der Mönchskutte zu verbergen."

„Wenn der Bub' nichts hat, liegt ihnen nichts an ihm," murmelte Veronika mit gesenkten Lidern.

„Doch, doch, verlaßt Euch darauf!" versicherte

er lebhaft. „Ich geb' Euch mein Wort, daß es geschehen wird, wie ich gesagt hab'."

Sie schloß die Augen und schwieg. Ein Gedanke war in ihr aufgeblitzt, der sie fast überwältigte. Um sich zu fassen und zu besinnen, sagte sie nach einer Weile: „Ihr werdet durstig sein; ich will Euch was zu trinken holen!"

Ohne die Antwort des Schreibers abzuwarten, der, mit dieser Unterbrechung nicht ganz zufrieden, das Kreuz wieder einsteckte, verließ sie die Stube. Wie ein guter General mochte er dem Feinde nicht Zeit lassen, sich zu sammeln.

„Ihr bedenkt Euch," äußerte er, als Veronika nach einiger Zeit mit einem Kruge Bier aus dem Keller zurückkam. „Der Pater läßt Euch aber sagen, daß nichts eine Sünde ist, was man im Auftrage der Kirche thut."

„Freilich," pflichtete sie bei; „aber Ihr habt eines vergessen! Meine Tochter ist auch auf den Namen Staudach getauft. Des Bruders Schand' ist auch der Schwester Schand', und wenn Benedicta den Hof hätt' und säß' bis an den Hals im Gold, so wird's doch bis an ihr seliges End' heißen: ihr Bruder war ein Dieb."

„Ihr nehmt's zu scharf!“ rief der Schreiber verdrießlich. „So was verblutet mit der Zeit. Und übrigens, Vreneli, wär's denn so schlimm, wenn die Benedicta ins Kloster ginge? Bei dem Unglück, was sie gehabt hat, wär's vielleicht am besten so. Ein buckeliges Mädchen —“

Der zornige Blick, welcher ihn aus Veronika's Augen traf, machte ihn verstummen.

„Mein Kind ist nicht buckelig,“ rief sie tödtlich beleidigt, „und die das sagen, die lügen.“

„Nun, nun, ich will's ja schon glauben,“ suchte er sie zu beschwichtigen. „Aber ich weiß kein anderes Mittel, als was ich Euch vorgeschlagen hab', um den Buben los zu werden.“

„Und ich weiß jetzt alles, was ich wissen wollt',“ zischte sie. „Der Bub' ins Gefängniß, die Benedicta ins Kloster, und wenn nachher der Pater Gury die Hand nach ihrem Erb' ausstreckt, dann kommt Ihr mit Eurem Testament. Eure Hoffnung, von den Jesuiten für das Testament ein größeres Stück Geld als von meinem Mann herauszuschlagen, das ist Eure ganze Lieb' zu mir.“

Der Schreiber machte ein höchst betroffenes Gesicht. Veronika hatte in der That seine Speculation

durchschaut. Eine Weile blickte sie ihn scharf an und schlug dann ein höhnisches Lachen auf.

Er senkte den Kopf und kaute verlegen an seinem Bart.

Jetzt that sie den entscheidenden Zug, zu dem sie sich bei dem Zapfen des Biers gesammelt hatte, und bevor er sich noch gefaßt hatte, fuhr sie fort: „Ihr habt Euch verrechnet, Euer Testament ist keine Pris' Salz werth, und Ihr könnt's Euch zum Andenken in Glas und Rahmen in Eurer Stub' aufhängen. Eine Liebe ist der andern werth, und so sollt Ihr's wissen: der Florian und die Anna Staudach aus Buchau sind Bräutigam und Braut."

Er schnellte mit weit geöffneten Augen von seinem Sitz auf und fiel wieder darauf zurück.

Veronika verschränkte die Arme fest über der Brust und fuhr kalt fort: „Es ist Eure Schuld, daß für Euch und für mich alles verloren ist. Hättet Ihr mir damals, als ich Euch darum bat, das Testament geschenkt, so ständen wir jetzt am Ziel. Aber Ihr seid von Anfang an falsch gegen mich gewesen und jetzt seid Ihr selbst in die Grube gefallen, die Ihr mir gegraben habt."

Der Schreiber hatte, während sie sprach, mecha-

nisch nach dem Bierkruge gegriffen, um seine betäubten Lebensgeister anzuregen. Nun seufzte er tief auf und rief mit zitternder Stimme: „Ach, mein Heiland mein Heiland!" Kläglich fuhr er fort: „Nein, Vreneli, ich hab' Euch immer lieb gehabt, aber ich bin von Kindesbeinen an ein armer Teufel gewesen und Ihr wißt selbst, wie Armuth schmeckt. Ich hab' das Geld gar so nöthig gehabt und Euch hätt's ja nichts geschadet. Euch kann es ja gleichgültig sein, ob ich nach dem Tod Eures Mannes von den Jesuiten ein Stück Geld für das Testament herausschlag' oder nicht. Euch würd' ich damit nimmer beschwerlich gefallen sein."

„Natürlich, denn die Benedicta ist ja buckelig," rief sie schneidend; „sie kann im Kloster verkommen."

Er machte eine bittende Geberde, die ohne Eindruck auf sie blieb. Mit Entschlossenheit fuhr sie, ihr Ziel verfolgend, fort: „Ihr werdet sagen, noch hat der Florian nicht geheirathet. Aber was gewinn' ich, wenn ich's hintertreib'? Nichts. Ich hab' meinem Kind den Hof zuwenden wollen, das ist unmöglich, von welcher Seite ich die Sach' auch anseh'. Also laß ich's gehen. Ich hab' auf jeden Fall mein Aus-

kommen und wenn der Florian heirathet, wird mich der Pater Gurty von meinem Eidschwur gern lossprechen. Er hat ja nichts davon, wenn er darauf besteht, und Ihr habt meinem Mann schon genug Geld mit dem Testament abgepreßt. So ist's, und wir sind Alle fertig mit einander."

„Ja, ja!" murmelte er, überall mit unsichern Fingern an sich herumzupfend. „Aber — — aber, Vreneli, ich mein', Ihr habt keine Ursache, dem Florian sein Glück zu gönnen. Ich weiß doch, daß Ihr ihn so recht aus Herzensgrund haßt."

„Und was weiter?" fragte sie mit eisiger Kälte. „Glaubt Ihr, ich werd' deshalb Euch und dem Pater Gurty das Huhn zujagen, daß Ihr es abschlachtet und backt, und mich mit dem bloßen Zusehen begnügen?"

Jakob Beck athmete ein wenig auf. Ihre Worte ließen ihn errathen, daß es eine Bedingung gab, unter der möglicherweise noch nicht alles verloren war.

„Und was verlangt Ihr für den — den Liebesdienst?" fragte er.

„Das Testament!"

Er sah sie verblüfft an.

„Aber was hab' ich denn von dem ganzen Handel?“ fragte er kleinlaut.

„Nichts,“ versetzte sie trocken. „Nichts, wenn ich thu', wie der Pater Gury will, und nichts auch im andern Fall. Dreht's wie Ihr wollt, das Testament ist für Euch werthlos. Für mich aber hat's den Werth, daß ich damit den Pater Gury zwingen kann daß er mir mein Gelöbniß für mein Kind erläßt.“

„Aber wie wollt Ihr denn das anstellen?“

„Das ist meine Sach',“ versetzte sie schroff. „Gebt mir das Crucifix und sobald Ihr mir das Testament bringt, könnt Ihr dem Pater Gury zu wissen thun, daß ich ihm gehorcht hab'.“

Zögernd zog er das Kreuz hervor. Sie faßte es mit raschem Griff und barg es in ihrer Kleidertasche. Dann wandte sie sich von ihm ab und schaute zum Fenster hinaus. Sie fühlte sich unfähig, ihre innere Erregung, die während des Zwiegesprächs in ihr gewühlt hatte, länger zu beherrschen, und er sollte den Triumph, ihn besiegt und ihr Ziel erreicht zu haben, nicht in ihren Mienen lesen.

Es war unnöthig; denn der Schreiber saß in tiefen Gedanken. Aber wie er auch nachdachte und

die Sache hin- und herwendete, das Resultat blieb das Gleiche: der ganze Vortheil war auf Veronika's Seite, und das Testament war für ihn nutzlos. Nur ein Bedenken stieg ihm noch auf und er haschte danach, wie ein vom Felsen Stürzender nach den über dem Abgrund nickenden Gräsern und Blumen. Wenn Pater Gury von dem Testament erfuhr, warum sollte er dann noch darauf bestehen, Florian wieder in seine Gewalt zu bekommen?

Er sprach es aus.

Veronika kehrte sich wieder zu ihm. In ihren Mienen lag ein fast verächtliches Mitleid.

„Meinetwegen geht hin und sagt es ihm," versetzte sie ruhig. „Aber dann gebt ihm auch das Kreuz zurück. Sonst wird er nicht eher etwas erfahren, als bis es Zeit ist, und bis dahin wird noch mancher Tropfen Wasser in den See fließen."

„Bis der Florian fest in der Kutte steckt?" fragte er.

„Bis die Benedicta gefirmelt ist!"

Beck seufzte tief auf. Diesmal bewunderte er Veronika's Klugheit nicht. Er griff nach dem Bierkruge und öffnete den Deckel; statt jedoch zu trinken, blickte er mit trübseliger Miene hinein.

„Ist Euch der Mond da hineingefallen?“ spottete Veronika. „Nehmt doch Vernunft an! Ist's auch mit dem Testament nichts, so wird Euch doch der Pater Gurh wohl manchen Vortheil zuweisen, da Ihr ihm so gefällig gewesen seid. Ihr könnt ihm auch erzählen, daß es Euch gar schreckliche Müh' gekostet hat, um mich für seine Absicht zu stimmen. Und wenn Ihr mir das Testament gebracht habt, nachher will ich es Euch glauben, so oft Ihr's sagt, daß Ihr mir zugethan seid.

Denkt bei diesem Osterei,
Zu der Lieb' gehören Zwei!“

Es war jedoch nur ein mattes Lächeln, welches die Verse auf die Lippen des Schreibers riefen.

„Ein Sperling in der Hand ist besser als hundert auf dem Dach,“ seufzte er. „Aber wie hat sich denn das zwischen dem Florian und der Anna so schnell gemacht?“

Veronika erzählte.

„Es ist wunderbar,“ schüttelte er den Kopf. „Wenn ich denk', wie giftig damals die Resi auf den Aloys war und jetzt —“

„Jetzt sitzt der Florian alle Abend drüben,“ fiel

Veronika ein. „Ja, der Marienhof wiegt doch wohl die alte Feindschaft auf.“

„Und was sagt denn der Aloys dazu?“ fragte Beck.

Veronika zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann sagte sie mit einem Achselzucken: „Er scheint noch nichts davon zu wissen. Wenigstens hat er mit mir noch nichts davon gered't. Aber wir reden überhaupt nichts mehr mit einander, als was durchaus nothwendig ist. Wenn er davon hört, wird's ihm recht sein, von wegen seines Vaters Testament. Oder meint Ihr nicht?“

Er mußte ihr auch darin Recht geben. Jeder Durchschlupf schien ihm verstellt.

Veronika verließ ihn, um Vorbereitungen zum Abendessen zu treffen. Ein dämonisches Feuer flammte aus ihren Augen, und während sie am Herde schaffte, schwelgte sie in der Rache, die nun in Kurzem auf Florian, Aloys und Anna herabschmettern sollte, und sie dachte an die beiden Kerzen, die sie der heiligen Nothburga versprochen hatte. Die Heilige hatte geholfen und siegreich ging sie mit ihrem Kinde aus dem langen Ringkampf hervor. Selbst den Pater

Gury sah sie überwunden. Sie bereitete ein ausnahmsweise gutes Essen.

Inzwischen läutete das Ave. Auf dem Flur ließen sich Schritte und eine fröhliche Kinderstimme vernehmen. Aloys und Florian kamen vom Felde und letzterer trug Benedicta, die er mitgenommen hatte, auf der Schulter. Veronika rief die Kleine, welche Florian auf den Boden stellte und nach seiner Kammer hinaufsprang, um sich zur Fahrt nach Buchau noch ein wenig sauber zu machen.

„Jetzt bist Du die reichste Bauerntochter von Achenkirchen!“ rief Veronika, indem sie Benedicta fest an ihre Brust drückte und mit heißen Lippen wiederholt küßte.

Aloys war in die Stube gegangen.

„Da seid Ihr ja endlich,“ rief er, als er des Schreibers ansichtig wurde. „Was habt Ihr in Innsbruck ausgerichtet?“

„Wenn Ihr dem Florian seine Briefe herausgebt, soll das Geld auf dem Hof stehen bleiben,“ versetzte Beck grämlich.

„Meinetwegen auch die von dem Pater Rector dazu,“ sagte Aloys erfreut. „Habt Ihr was Schriftliches? Denn mit den Kutten kann selbst der Teufel nicht vorsichtig genug sein.“

Beck war auf dem Herwege mit einem Schreiben des Pater Gury in Eben gewesen und gab nun Aloys

einen Brief des dortigen Pfarrers, worin dieser die Kündigung der Hypothek zurücknahm.

Aloys nahm aus der Tischschublade die Briefe der Jesuiten und warf sie Beck hin, indem er sagte: „Da habt Ihr die Wische und mögen sie den ehrwürdigen Herren nicht am jüngsten Tag auf der Seele brennen!"

Der Schreiber steckte die Papiere zu sich und murrte tückisch: „Ihr mögt froh sein, daß es so abgelaufen ist. Soll ja saubere Geschichten bei den Jesuiten angestellt haben, der Florian."

„Was meint Ihr damit?" fragte Aloys scharf, indem er dicht vor Beck hintrat.

„Je nun, Ihr wißt ja, was die Leute hier reden," versetzte dieser achselzuckend. „Der Pater Gury hat mir manches Stücklein erzählt."

„Wenn's was Schlechtes ist, ist's gelogen," versetzte Aloys nachdrücklich, „und ich rath' Euch nicht, daß Ihr Euch den Mund damit verbrennt. Die Weiber und die Pfaffen, die mögen schänden und lästern so viel sie wollen; die schützen ihre langen Röcke. Mit Euch aber, und wer es sonst nachredet — — Na Ihr versteht mich schon."

„Ich mein' ja man bloß so," knurrte der Schreiber wie ein Hund, der sich vor Schlägen fürchtet. „Was geht's mich an?"

„Wenn Ihr so viel ehrliches Blut in Eurem

aufgedunsenen Leib hättet, wie der Florian in seinem kleinen Finger, es ständ' besser mit uns Allen," grollte es noch in Aloys nach. „Aber das muß ein End' haben; es muß reiner Tisch zwischen uns werden."

Der Schreiber kam nicht zu der Frage, was er damit meine; denn Benedicta rief den Vater zum Essen, und dieser sagte: „Eßt mit! Wir haben nachher noch mit einander zu reden."

Schwerlich hatte Jakob Beck eine gute Mahlzeit je so schlecht geschmeckt wie diese. Der Anblick Benedicta's, die lustig plauderte, vergiftete ihm jeden Bissen. Denn war es nicht eigentlich das kränkliche, blasse und mißgestaltete Kind, welches ihm den Strich durch seine Berechnungen machte? Florian aß hastig, um nach Buchau zu kommen.

„Du sputest Dich ja, als müßtest Du gleich auf die Reise," äußerte der Schreiber tastend gegen ihn.

„Das muß ich auch," versetzte dieser gut gelaunt.

„Wohin geht denn die Reis'?" fragte Beck mit anscheinend harmloser Neugierde weiter.

„Dahin, wo ich zu thun hab'," wies ihn dieses Mal Florian ab.

„Zum Diendl über'n See, was?" fragte Beck in halbsingendem Ton, indem er dazu scherzhaft mit den Augen zu zwinkern versuchte.

Florian würdigte ihn keiner Antwort, vermochte aber seine Verlegenheit über die Anspielung nicht so

vollkommen zu verbergen, daß sie den lauernden Blicken des Schreibers entgangen wäre. Dieser fand darin eine unliebsame Bestätigung dessen, was ihm Veronika von dem Verhältniß Florian's zu Anna erzählt hatte, und es lag daher eine Art von Galgenhumor darin, als er prahlerisch fortfuhr: „Ja, als ich ein Bursch' war wie Du, da war mir kein See zu breit, keine Alp zu hoch, wenn's zum Brenteln ging. Die Madlen hatten auch einen Narrn an mir gefressen."

„Und die Leut' erzählen," rief Florian, „daß sie Euch beim Brenteln so fleißig begossen haben, daß Euch die Haare ausgegangen sind."

Die Knechte und Mägde kicherten und lachten. „Wart' nur, Du Kröte, wer zuletzt lacht, lacht am besten," dachte Beck grimmig, während Florian vom Tisch aufstand.

„Ihr seid zu dick geworden, um noch mit dem jungen Volk um die Wett' zu laufen," bemerkte Veronika spöttisch.

Das Abendessen war vorüber.

„Was ich also sagen wollte," begann Aloys, nachdem er und Beck in der Stube die Pfeifen sich angezündet und eine Weile schweigend geraucht hatten. „Ich dank' Euch, daß Ihr die Geschichte mit den Jesuiten in Ordnung gebracht habt und jetzt wollen wir zwei Beide uns auch auseinander setzen."

Hier kam Veronika, welche unterdessen ihr Kind zu Bett gebracht hatte, herein und setzte sich still in eine Ecke.

„Ich weiß nicht was Du meinst," sagte Beck, welcher bei Aloys' Worten hoch aufgehorcht hatte.

„War doch alleweil deutlich genug," meinte Aloys. „Ihr habt an mir gesogen all' die Zeit wie ein Blutigel. Wenn das so fort geht, bleibt meinen Kindern nichts übrig, als der Bettelstab. Das soll nicht sein und wird nicht sein. Ihr sollt' ein für alle Mal' abgefunden werden. Wie viel verlangt Ihr für das — Schriftstück, das — gestohlene mein' ich?"

Veronika fuhr zusammen, dem Schreiber aber schlug das Herz hoch auf. Aloys wußte also von dem Verhältnisse seines Sohnes zu Anna wirklich noch nichts, und er beschloß daher den Vortheil, der sich ihm so unerwartet noch bot, tüchtig auszunützen.

Aloys entriß ihn seinen Ueberlegungen, indem er seine letzte Frage wiederholte.

„Und wenn ich mir das Schriftstück nicht abkaufen laß'?" fragte er lauernd. „Du verfolgst Deinen Vortheil und ich den meinigen. Das ist einmal so der Welt Lauf, und Du wirst mir zugeben, daß ich ein Narr wäre, wenn ich die Henne schlachtete, die mir so hübsche goldene Eier legt."

„Ihr werdet's schon müssen," erwiderte Aloys

ruhig. „Ich hab's bei mir ins Reine gebracht. Entweder Ihr verkauft mir das Papier, oder Ihr habt von mir den letzten Kreuzer gesehen. Ihr sollt tausend Gulden haben und das ist mein letztes Wort."

Ein dumpfer Laut rang sich aus Veronika's Kehle. Er wurde jedoch von dem höhnischen Lachen übertäubt, mit welchem der Schreiber rief: „Was, tausend Gulden, während der Hof das Dreißig=, oder Vierzigfache werth ist? Ein solches Lumpengeld!"

„Schon recht, wenn der Hof im Stand' wär'," bemerkte Aloys. „Aber da fehlt's noch überall. Ihr habt's ja immer gewittert, wie die Kräh' die Saat, wenn ich ein Stück Geld im Hauſ' hatt'. Dacht' ich, jetzt will ich die Wiesen damit aufbessern, oder den alten Kuhstall umbauen, oder dies oder das, immer wart Ihr da, so daß ich zuweilen nicht gewußt hab', wie ich dem Pfarrer in Eben den Zins zahlen sollt'. Also, ich geb' nicht mehr. Tausend Gulden oder gar nichts."

„Mit Drohungen richtest Du bei mir nichts aus," rief Beck. „Was willst Du denn thun, wenn ich das Lumpengeld nicht nehm'?"

„Und was könnt Ihr thun, um mir noch einen Kreuzer abzuzwingen?" fragte Aloys dagegen.

„Na, ich sollt' meinen, das weißt Du?" versetzte Beck, indem er starke Rauchwolken von sich blies.

„Freilich weiß ich's," pflichtete ihm Aloys bei. „Du gehst zum Nazi nach Buchau. In seiner Freud' wird er Dir ein Geschenk machen, das glaub' ich schon. Aber tausend Gulden oder gar mehr für das Testament? Wozu denn, da er es umsonst haben kann? Dumm ist der Nazi nicht. Giebst Du ihm das Testament nicht gutwillig heraus, nachher verklagt er Dich, und Du kommst als Dieb ins Zuchthaus."

„Und Du mit und bist ruinirt," rief der Schreiber grimmig.

„Da hast doch fehlgeschossen," rief Aloys. „Hab' ich die Schrift gestohlen? Hab' ich was davon gewußt, als ich den Hof übernahm?"

„Aber Du hast mir nachher Geld gegeben, daß ich reinen Mund halten sollt'," triumphirte Beck.

„Hab' ich das?" fragte Aloys ironisch. „Ich hab' Dir Geld geliehen, das ist Alles. Beweis' es nur vor Gericht, daß es nicht so ist, und Du wirst sehen, was Dir das einbringt. Du kennst Dich ja in den Gesetzen besser aus wie ich. Aber Du kannst ruhig sein: ich werd's nimmer verreden, daß Du mir nachher von dem Testament gesagt und schweres Geld abgepreßt hast. Der Griesinger wird's auch vor Gericht bezeugen, daß mir mein Vater vergeben hatt' und ich das Erb' mit Recht besitz', obgleich das Testament da ist. Und ruinirt bin ich dann auch

noch nicht. Wird dem Nazi der Hof zugesprochen, da krieg' ich wohl noch ein Stück Geld heraus, und ich weiß schon, was ich nachher thu'."

„Und was willst thun?" fragte Veronika dumpf.

Aloys blickte nach ihr hin, fuhr aber, ohne ihre Frage zu beachten, gegen den Schreiber fort: „So steht's, und Ihr habt das Nachsehen."

„Schon gut, schon gut!" rief Beck und fingerte an seinen auf der Stirn zusammengedrehten Haaren. „Sei doch nicht gleich so hitzig. Wir sind ja alte Freunde."

„Wüßte nicht, daß wir das je gewesen wären," bemerkte Aloys trocken.

Beck verdeckte seinen Aerger über diesen Stich mit einem erzwungenen Lachen. „Ich will's mir überlegen," sagte er. „Aber das sag' ich Dir gleich: mit tausend Gulden laß ich mich nicht abspeisen."

Wieder rang sich ein dumpfer Ton aus Veronika's Brust.

„Sagst Du was?" fragte Aloys, und da sie schwieg, fuhr er mit Nachdruck fort: „Da ist nichts weiter zu überlegen. Ich hab' auf Eure Rückkehr aus Innsbruck gewartet, um alles zu ordnen. Geht Ihr heut Abend zur Thür da hinaus, ohne mein Gebot angenommen zu haben, so wißt Ihr, was ich thu'."

„Aber es eilt ja nicht so," wandte Beck ein. „Du siehst ja, daß ich mit Dir verhandeln will."

„Mir aber eilt's," rief Aloys. „Ich hab' dies ganze Leben satt und will ein End' machen."

„Seid Ihr ein Mensch!" seufzte der Schreiber mit einem Seitenblick auf Veronika, welcher ihr sagen sollte: „Du siehst, ich kann nicht anders."

Veronika stand im Begriff, sich einzumischen. Sie gönnte dem Schreiber die tausend Gulden nicht für das Testament, welches sie ja schon umsonst so gut wie in der Hand gehabt hatte. Es war ein Diebstahl, den er an ihrem Kinde beging. Sie brauchte ihrem Mann nur von dem Verhältniß zwischen Florian und Anna zu sagen, und der Schreiber war geprellt. Aber würde es ihr dann noch möglich sein, jenes Band zu zerreißen und ihren Haß gegen Florian zu sättigen, während sie zugleich ihre Habsucht befriedigte? Würde Beck nicht in seiner Erbitterung gegen sie alles vereiteln, indem er dem Pater Gury von dem Testament erzählte, es ihm wohl gar auslieferte? Diese Erwägungen ihres kalten Kopfes verschlossen ihr den Mund, während ihr Herz von Erbitterung gegen Beck gährte.

„Und Du zahlst mir das Geld auf einem Brett aus?" fragte dieser.

„Wo soll ich's auf einmal hernehmen?" versetzte Aloys. „Ich geb' Euch eine Schuldverschreibung und

zahl' Euch vierteljährlich dreihundert Gulden sammt Zinsen, bis alles getilgt ist."

Beck stieß den Tabacksrauch, den er eben im Munde hatte, mit einem Pfiff aus. Um günstigere Bedingungen zu erlangen, versuchte er sein Heil mit der nochmaligen Drohung, es lieber bis auf das Aeußerste ankommen zu lassen, als auf eine so klägliche Abfindung einzugehen. Aloys aber bewies die ihm eigene Halsstarrigkeit, nachdem er einmal einen Entschluß gefaßt hatte. Als Beck nach langen Hin- und Herreden sich überzeugt hatte, daß von ihm keine andere Ratenzahlung zu erhalten war, begann er um die Abstandssumme selbst zu feilschen. Endlich einigten sie sich auf zwölfhundert Gulden und Beck versprach, die Schuldverschreibung rechtskräftig aufzusetzen und gelegentlich zur Unterschrift sowie auch das Testament heraufzubringen. Das war jedoch nicht die Meinung Staudachs.

„Wir haben heut Mittwoch," sagte er; „wenn ich nicht am Sonnabend Abend das Testament hab', nachher gilt unsere Abmachung nicht mehr, und Ihr mögt Euch mit dem Papier die Pfeif' anstecken oder zum Nazi gehen, mir ist's gleich."

Der Schreiber wand sich hin und her, wie eine Schlange im Käfig. „Zeit gewonnen, alles gewonnen," dachte er. Saß er denn wirklich in der Falle? Er mußte doch vor allen Dingen erst völlige Gewißheit

darüber haben, ob es sich mit Florian und Anna wirklich so verhielt, wie Veronika behauptet hatte. Das Verhältniß war zu sprengen, wenn Veronika die Hand zu dem Plan des Paters bot. Aber würde sie es thun, nachdem sie keine Hoffnung mehr hatte, das Testament in die Hand zu bekommen? Und auf welcher Seite stand für ihn der größere Vortheil? Bei Aloys, Ignaz oder den Jesuiten? Alles das wollte reiflich überlegt sein. So flüchtete er sich hinter die verschiedensten Vorwände. Aloys ließ sie nicht gelten. Vergebens schützte er zuletzt seine vielen Geschäfte vor, die es ihm unmöglich machten, ein so wichtiges Dokument, bei dem jedes Wort sorgfältig überlegt sein wollte, in so kurzer Zeit fertig zu schaffen, und sobald schon wieder auf einen halben Tag von Hause abzukommen, nachdem er nur eben so lange abwesend gewesen war. Mit einem schweren Seufzer versprach er endlich durch Handschlag, Aloys' Willen nachzukommen.

Er brach auf. Veronika blieb mit verschränkten Armen sitzen, als er ihr die Hand zum Abschied bot, und sein bittender Blick erweichte ihr starres Auge nicht.

Aloys athmete erleichtert auf, als er gegangen war. Eine Weile blieb er still, auch Veronika sprach kein Wort. Dann legte er seine Pfeife weg, nahm

die geschnäbelte Oellampe von dem Ofenrand und, nachdem er sie angezündet hatte, sagte er:

„Das wär' also in Ordnung mit dem Schreiber, jetzt wollen auch wir reinen Tisch zwischen uns machen.“

Veronika schaute verwundert fragend zu ihm auf.

Er fuhr fort, indem er den Hut auf den Tisch warf, und sich mit den Fingern durch das Haar fuhr, das während Florians Aufenthalt in Innsbruck völlig grau geworden war.

„Wir zwei Beide können so nicht mit einander fortleben, wie bisher; das mußt auch Du einsehen.“

„Gott sei's geklagt,“ rief sie. „Aber wer ist Schuld daran als Du? Du hast mich betrogen, und das vergeb' ich Dir mein Lebtag nicht.“

„Und was hat Dir mein Bub' gethan?“ fragte er. „Früher, ja, das ist wahr, da hat er Dir wohl manchen Schabernack gespielt. Aber seitdem er wieder daheim ist, ist er ganz ordentlich gegen Dich, während Du gegen ihn geblieben bist wie Du warst. Was hat er Dir gethan?“

„Was er mir gethan hat?“ zischte sie. „Gelt ich Dir denn was neben ihm, daß ich ihn lieb haben soll? Und wem verdank' ich denn den Schimpf, den mir der Pfarrer in der Kirch' angethan hat, als ihm, weil er den Jesuiten fortgelaufen ist? Ich hab' immer im Stillen gewartet, daß Du den Pfarrer

deshalb zur Red' stellen würd'st. Aber nein, an mir kann sich jeder die Schuh' abwischen, so viel gelt' ich Dir. Und Dein Bub' mag erzählen was er will, ich bleib' dabei: er hat was Schlechtes gethan, weshalb er fortgelaufen ist."

Das Gespräch, welches Aloys angefangen hatte, war ihr willkommen. Sie konnte den Groll, der sich während seiner Unterhandlung mit dem Schreiber in ihr angesammelt hatte, auslassen. Aber sie hatte sich verrechnet, Aloys wollte keinen Zank. Wohl stieg bei ihren Aeußerungen die Röthe des Zorns ihm in das Gesicht; indessen beherrschte er sich. Er setzte sich wieder auf die Ofenbank, auf der er seine Pfeife geraucht hatte, und sagte:

„Mir vergiebst nicht und dem Florian bist feind; da wirst einsehen, daß es für uns Alle das Beste ist, wenn wir uns trennen."

Sie starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an.

„Der Marienhof ist für uns Alle zu eng geworden," fuhr er fort, „also muß Eins von uns weichen. Ich will Dir jährlich ein Stück Geld geben, wovon Du und die Benedicta bequemlich leben könnt, damit Du mich und den Florian auf dem Hof hier in Frieden läßt. Du magst hinziehen, wohin Du willst."

Veronika versagte die Sprache und eine fahle

Blässe überzog ihr Gesicht. Hatte sie denn wirklich recht gehört? Sie vermochte es kaum zu glauben.

Er fuhr fort: „Ueberleg's Dir ruhig. Du sollst mit Deinem Kind nicht Noth leiden. Deshalb war ich so genau gegen den Schreiber, damit Du nicht zu kurz kommen solltest. Was die Benedicta 'mal nach meinem Tod als dem Florian seine Schwester zu fordern hat, das bleibt ihr. Laß uns in Frieden aus einander gehen."

Er stand auf; auch seine Frau erhob sich.

„Vom Hof willst mich jagen? mich und mein Kind?" rief sie dumpf mit bebenden Lippen. „Mich und mein Kind?"

Sie brach in ein krampfhaftes Gelächter aus, während in ihren Augen ein unheimliches Feuer aufloderte.

„Mich und mein Kind?" wiederholte sie noch einmal und trat ihrem Manne einen Schritt näher. „Erst betrogen und nachher fortgejagt, wie ein Hund! Ist das lustig!"

Wieder lachte sie auf und rief: „Abgefunden mit einem Stück Geld und dann fortgejagt. Und Du meinst ich werd' gehen, damit Du und Dein Schandbub' hier ein vergnügliches Leben führen könnt'? Den Schreiber abgefunden, mich abgefunden, ha! ha! ha!"

„Ich bitt' Dich, laß Dir Zeit, es kaltblütig zu

überlegen," bat Aloys, dem ihre Aufgeregtheit unheimlich wurde. „Es ist keine Red' davon, daß ich Dich fortjag'. Wir wollen uns in Frieden scheiden, da wir nicht in Frieden mitsammen leben können; das ist Alles!"

„Und wenn ich nicht in Frieden gehen will?" rief sie wild.

„Ich kann Dich freilich nicht zwingen," versetzte er mit finstern Brauen, „und es mag Dir schon eine rechte Teufelsfreud' sein, mir das Leben bis an meinen Tod zu verbittern und zu vergiften. Wenn Du aber nicht Vernunft annehmen willst, muß ich schon an die Gerichte gehen, daß sie uns von Tisch und Bett scheiden. Ich möcht's lieber nicht thun."

„Ja, das glaub' ich schon, daß Du davor Angst hast," versetzte sie, indem sie sich drohend aufrichtete; „denn ich würd' erzählen, daß wir in Unfrieden leben, weil Du mich mit Deines Vaters Testament betrogen hast. Und dann, schau, dann gehen wir Alle von dem Marienhof fort."

Sie lachte mit haßerfüllten Blicken.

„Du bist toll," rief er, indem die Zornader auf seiner Stirn dick anschwoll. Gewaltsam sich bezwingend fuhr er fort: „Sonst schneidet Einer sich doch nicht absichtlich ins eigene Fleisch. Dein Haß aber auf mich und den Buben, das wird mir jetzt

deutlich genug, ist so ein unmenschlicher, daß Dir alles zuzutrauen ist. Ich bleib' bei dem, was ich gesagt hab'. Ueberleg' Dir alles noch; Du hast Zeit, bis der Beck das Testament bringt."

Er ging in die Schlafkammer und legte sich zu Bett.

„Bis der Beck das Testament bringt!" murmelte Veronika ihm nach und ihre Hand glitt in die Tasche, in der sie das Kreuz hatte. Eine Sekunde lang stand sie regungslos. Dann setzte sie sich an den Tisch, auf dem die Oellampe brannte, stützte den Kopf in beide Hände und überlegte.

Die Lampe erlosch; sie merkte es nicht. Sie saß in der Dunkelheit und brütete.

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.